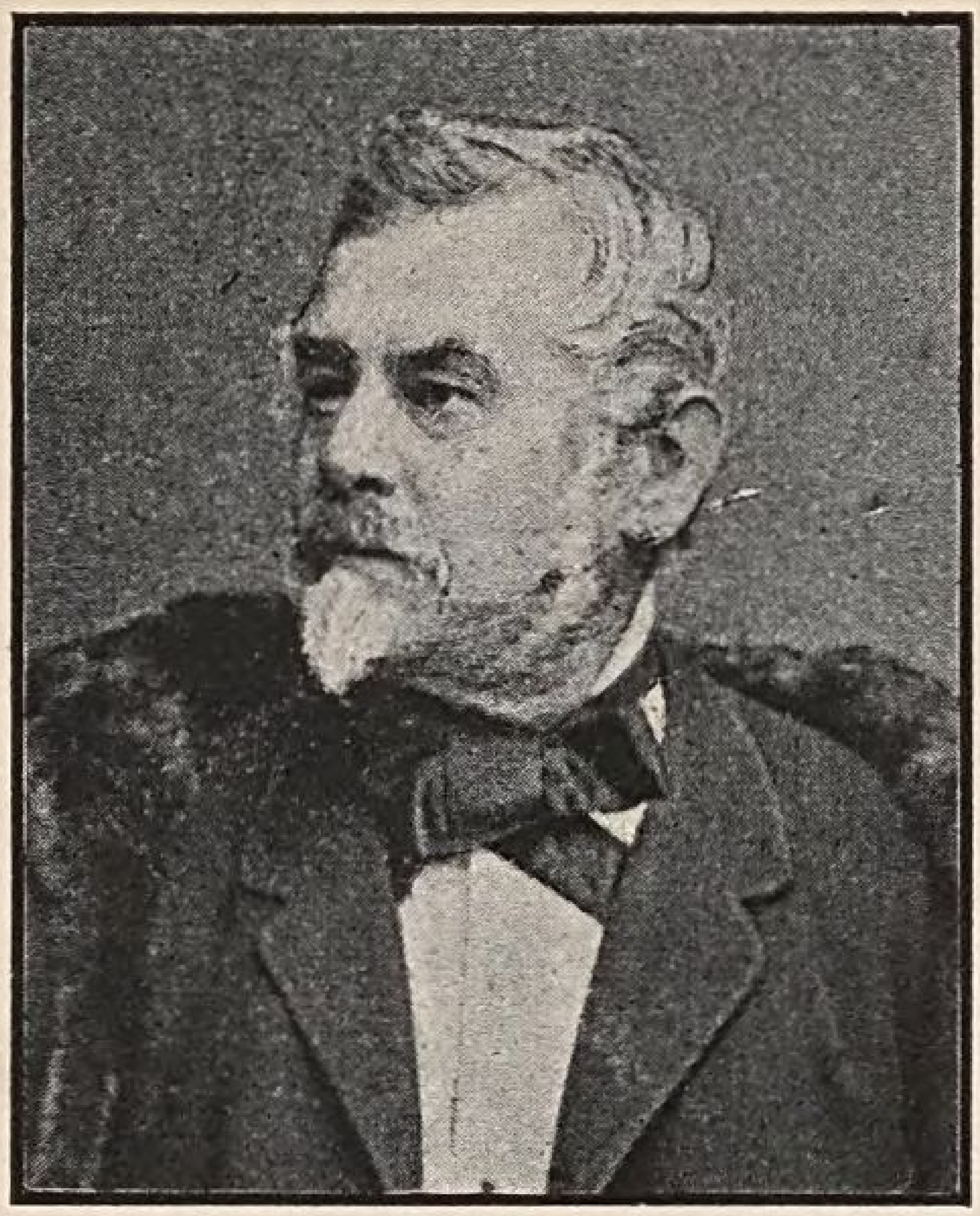
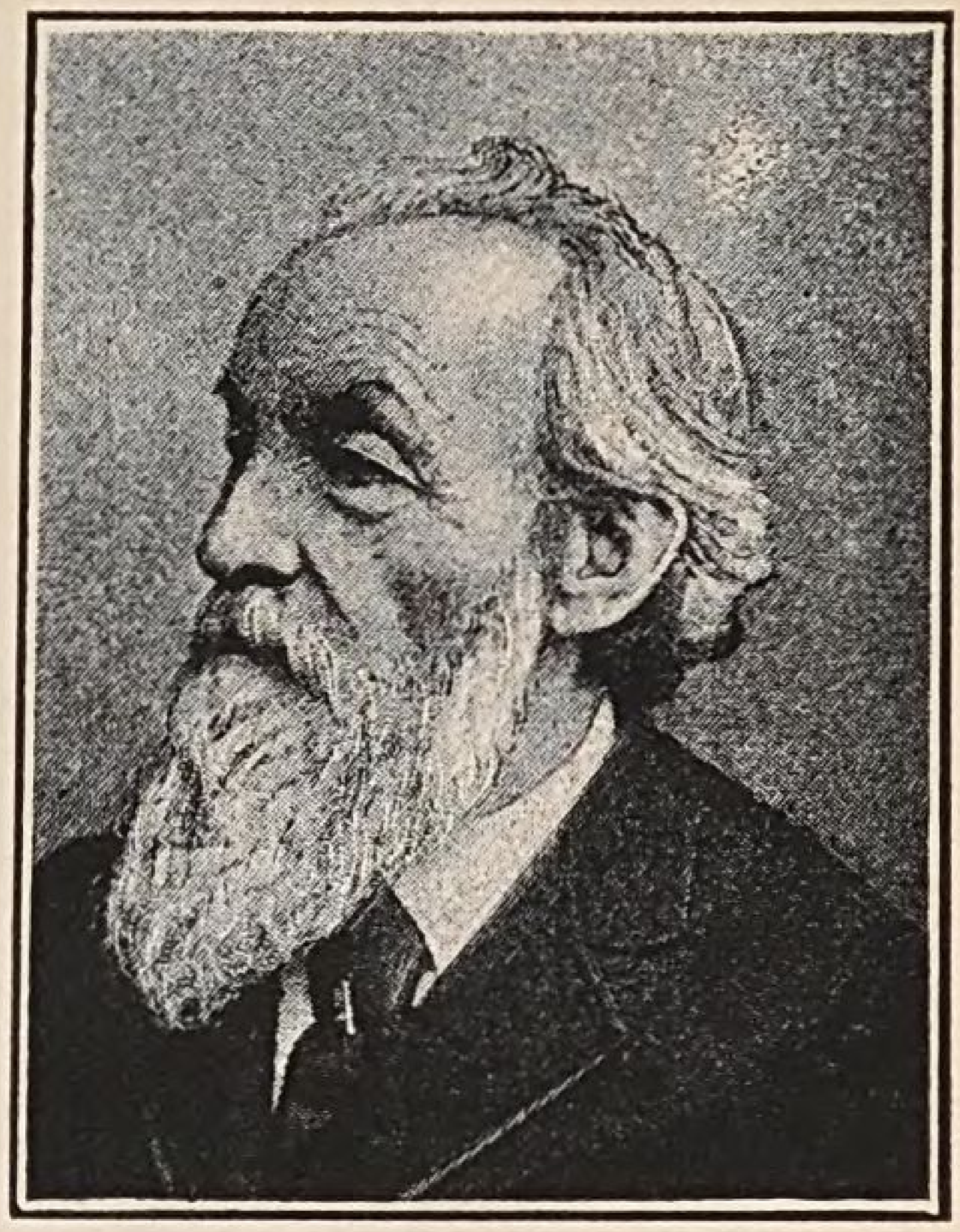


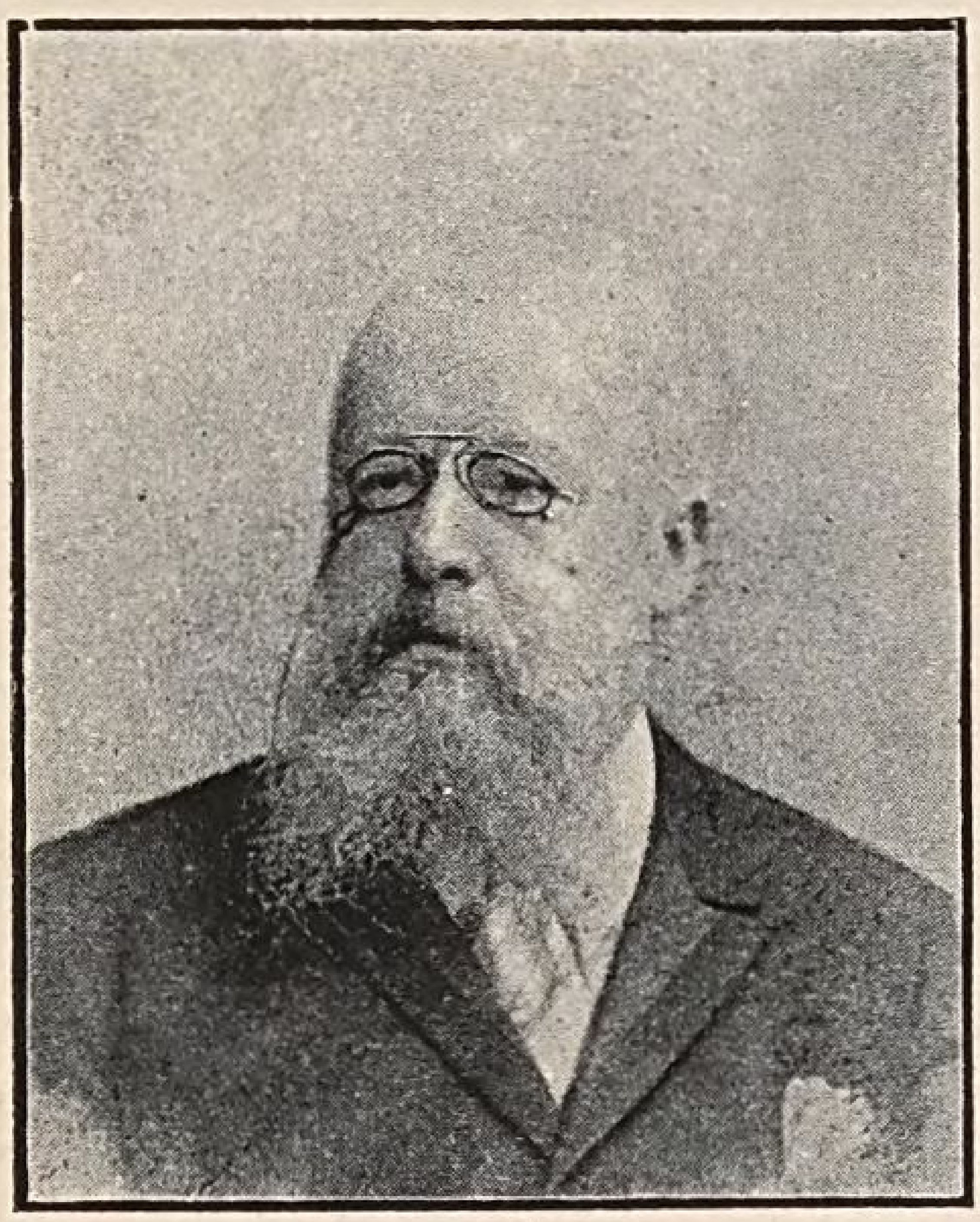
Wilhelm Jordan.

Dr. phil. und Ministerialrat a. D. in Frankfurt a.M. * 8. 2. 19 in Insterburg.



Philipp Wagner.

Zollbeamter in New-York *23.1.11 zu Offenbach †22.1.95 zu Brooklyn



Albert Traeger.

Rechtsanwalt in Berlin und Mitglied des Reichstags * 12. 6. 30 in Augsburg.



Wilhelm Henzen.

Dr. phil. und Direktor der D.Gen.Dramat. Aut. in Leipzig * 30. 11. 50 in Bremen

Unsere Dichter

in Wort und Bild.

Band V.

Herausgegeben

von

Dr. F. Tetzner.

Herrn F. Englert
m. besten Gruß
Leipzig, 6. 9. 95. D. Th.

Leipzig 1895.
Robert Claußners Verlags-Anstalt.

Einleitung.

Unser Jahrbuch erscheint zum fünften Male. Die Freunde deutscher Dichtkunst haben es längst als lieben Gast begrüßt, und wir hoffen, daß auch der nächstjährige Band, der besonders die mundartliche Dichtung berücksichtigen wird, die Freundesschar vergrößert.

Der vorliegende Teil bietet zum ersten Male einige autobiographische und literaturgeschichtliche Aufsätze bekannter Dichter; wir hoffen, daß diese reichhaltigere Ausgestaltung unseren Lesern besonders erfreulich sein wird.

Seit Erscheinen des vierten Bandes hat der Tod eine Reihe lieber Mitarbeiter dahingerafft: Chr. Kirchhoff, Rosalie Sandvoß, Gustav Freitag, Luise Otto und Phil. Wagner. Letzterer, der Verfasser des eben in zweiter Auflage erschienenen bekannten Werkes „Ein Achtundvierziger“ hat noch in den letzten Tagen seines Lebens seine rege Anteilnahme an unserem Werke bekundet. Sein Bild befindet sich vor dem Titelblatt. Nun hat sich erfüllt, was er in seinem Liede singt:

Ruhe.

Ists möglich, diese Pein zu tragen,
Zu tragen diesen Todesschmerz?
Wie lange wirst du denn noch schlagen,
Du armes, du gequältes Herz? —
Es windet mir zum Totenkranze
Der Frühling seine Blumenpracht.
Die Welt, trotz ihrem Sommerglanze,
Scheint Moder mir und Grabesnacht.

Wohin den Blick ich immer wende,
Ach, was ich suche, find' ich nicht!
Ich fühl' nicht mehr den Druck der Hände,
Ich seh nicht mehr das Angesicht,
Teil nicht das Glück der lieben Meinen,
Das uns in süße Träume wiegt.
Ich möchte heiße Thränen weinen,
Doch auch die Thränen sind versiegt.

Was, weinen? — nein, ich möchte fluchen
Noch einen letzten, grimmen Fluch;
Das Ende meiner Qualen suchen
In einem schwarzen Leichentuch.
Da wird das kranke Herz gesunden,
Der Augen Flammen löschen aus.
Dann hab ich endlich Ruh gefunden
In meinem stillen Totenhaus.

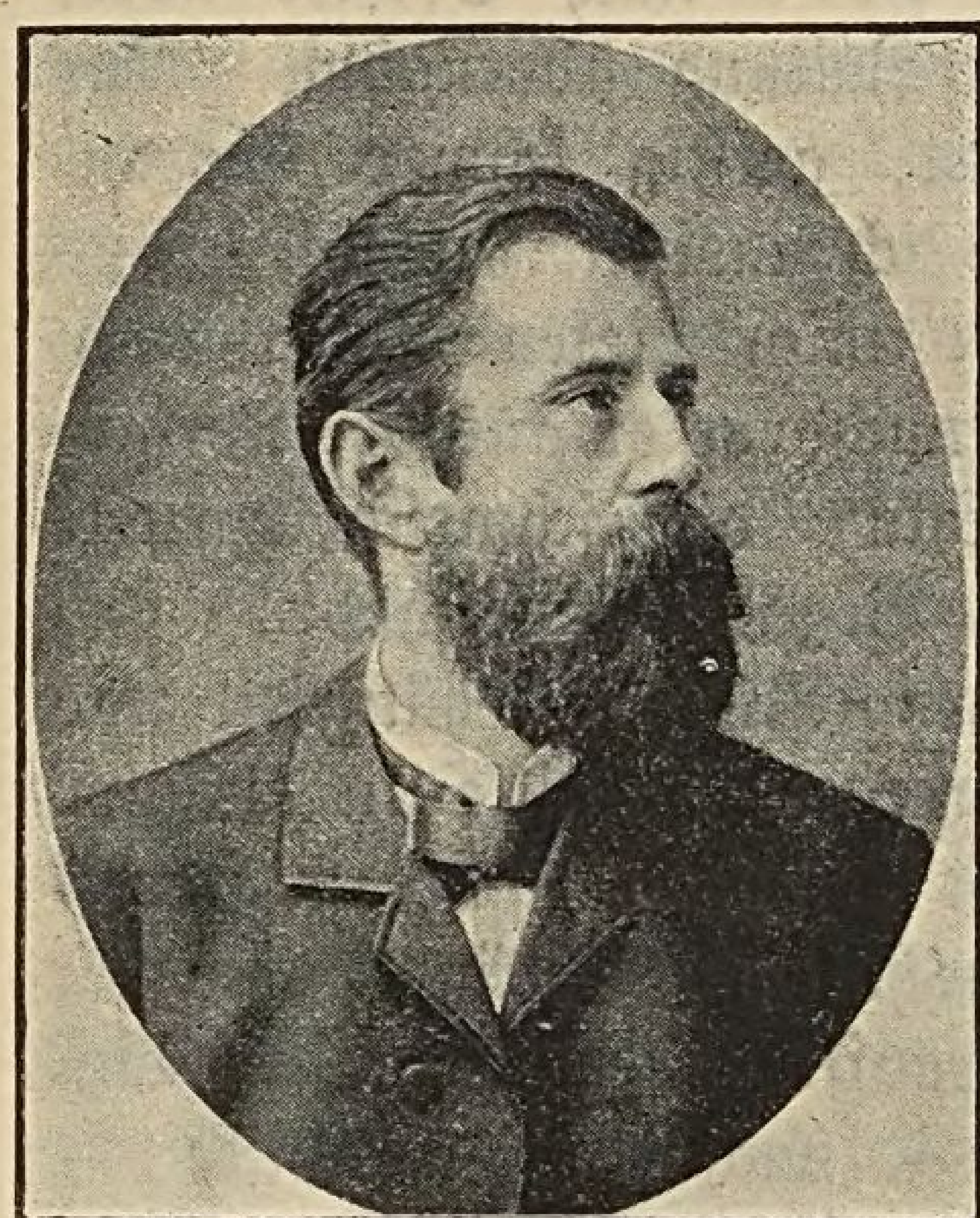
Möge der schlichte Hinweis auf die Abgeschiedenen dem Interesse an ihren Werken zugute kommen.

Leipzig, Juli 1895.

Dr. F. Tetzner.

Victor Blüthgen.

Ich bin am 4. Januar 1844 in dem Landstädtchen Zörbig in der Nähe von Halle a. S. geboren, wo mein Vater die Post verwaltete. Ich erinnere mich, daß schon die Lehrer der heimatlichen Bürgerschule besondere Hoffnungen auf meine Zukunft setzten, obwohl, da meine geistige Begabung auf keinem Gebiet versagte, nicht abzusehen war, welche Wege ich dermaleinst wandeln würde. Der Wunsch der Mutter bestimmte mich zum künftigen Theologen. So besuchte ich denn von 1854—1861 als Pensionär der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. die Latina dieser Anstalt und studierte darnach an der dortigen Universität Theologie. Ein Mißgeschick, welches damals die Familie traf, stellte mich auf eigene Füße: der Vater verlor, um einer disziplinarischen Ersatzpflicht zu genügen, sein geringes Vermögen und gab seine Stellung auf, um die zahlreiche Familie durch anderweitige Thätigkeit ausreichend erhalten zu können, hatte aber wenig Glück und wanderte nach Galizien aus, wo sich ihm eine lohnende Pachtung bot. Professoren, die sich für den jungen Theologen interessierten, und Stundengeben mußten bis zu den Hauslehrerjahren aushelfen. Ich leitete darauf 1868—69 eine Privatschule in Mücheln bei Merseburg, fiel aber einem schweren chronischen Siechtum anheim, das mich veranlaßte, eine Stelle im Wittenberger Predigerseminar einzunehmen: ich hoffte mich dort in leichterer Arbeit zu erholen. Die Hoffnung trog, vergeblich weilte ich den Winter 1870 auf 71 bei den Meinen, die inzwischen nach Budapest übergesiedelt waren (der Vater war in Galizien gestorben), in Wasserbehandlung. In halber Verzweiflung ging



Victor Blüthgen.

ich nach Elberfeld, wohin man mich gerufen, um ein theologisches Lexikon zu redigieren. Ein dort vielverbreitetes Geheimmittel gab mir in mehrjähriger Kur die Gesundheit zurück, und die Beziehungen zur Marburger theologischen Fakultät, die ich durch die Redaktion gewonnen, reizten mich in Marburg der akademischen Laufbahn zu widmen. Der Versuch scheiterte an der Schwierigkeit, den nötigen Lebensunterhalt zu schaffen. Ich lenkte — meiner Absicht nach nur vorübergehend — in die journalistische Laufbahn ein und siedelte, nach zweijährigem Aufenthalt in Marburg, im Herbst 1876 nach Crefeld über, wo ich die Redaktion der Crefelder Zeitung übernahm. Nur einen Winter hindurch blieb ich dort, geistig schwer überanstrengt — in den Nächten verfaßte ich meinen Roman „Aus gährender Zeit" für Ernst Keil, der mich diesen Roman von Nummer zu Nummer schreiben ließ, nachdem er aus der Lektüre meiner Novelle „Die schwarze Kaschka" die schmeichelhafteste Meinung bezüglich meiner Erzähler-Begabung geschöpft. Ich entsagte im Frühjahr 1877 der journalistischen Thätigkeit und ging auf Erholungsreisen, die bei meiner Familie in Ungarn endigten. Freundschaftliche Rücksichten bewogen mich, im Herbst 1877 mich in gemeinschaftlichem Haushalt mit Julius Lohmeyer in Leipzig niederzulassen. Der im drauffolgenden Frühjahr eintretende Tod Ernst Keils wurde — nach Keils Wunsch — der Anlaß zu meinem Eintritt in die Gartenlauben-Redaktion. Der Freundesbund trennte sich, ich richtete mir eigene Wirtschaft ein und holte den unversorgten Teil meiner Familie aus Ungarn zu mir. Doch Differenzen im Schooß der Redaktion und die Rücksicht auf die Wünsche meiner nachmaligen Gattin, die ich damals kennen lernte, führten schon 1880 zur Lösung meines Verhältnisses zur Gartenlaube. Ich heiratete 1881 und siedelte nach Freienwalde a. d. Oder über, wo die Gattin ihr Witwenheim hatte und wo ich durch einige Jahre in glücklichster Ehe an der Seite der mit allen Vorzügen begabten Frau mich freier schriftstellerischer Thätigkeit hingab. Leider kostete die Geburt eines Sohnes, in der Christnacht 1884, der Mutter das Leben — sie starb im folgenden Januar. Ich nahm wiederum die Mutter und die älteste Schwester zu mir, kaufte die Villa, in der mir das höchste Glück und das größte Leid meines Lebens geworden und lebe da noch jetzt in wundervoller Natur der Erziehung meines Sohnes und meiner Kunst.

Ich habe wohl schon als Knabe Verse gemacht, als Student mich ernster dichterisch beschäftigt, als Hauslehrer für meine

Zöglinge Kinderlieder und Märchen geschaffen. Doch erst mein Elberfelder Aufenthalt knüpfte mich ausgesprochen an die Literatur. Freunde, die ich dort gewann, Ernst Scherenberg und Ludwig Salomon, regten mich kräftig an, sorgten für die druckenswerten Kinder meiner Muse: Gedichte, eine Erstlingserzählung „Drei Tage Sonnenschein", die in der Elberfelder Zeitung erschien, Kinderlieder und Märchen, die an Julius Lohmeyer gelangten. Letzterer band mich sofort fest an die eben von ihm begründete „Deutsche Jugend" und hob mich als Textdichter für Oscar Pletsch heraus. Die Kinderreime, die mir zuerst weite Kreise gewannen und die vielleicht meine eigenartigsten Schöpfungen bilden, finden sich zerstreut in der „Deutschen Jugend", in einer größeren Zahl illustrierter Kinderbücher (Unser Hausgärtchen, Guckaus, Stillvergnügt, Buben und Mädels, Kleine Sippschaft, Schelmenspiegel, Froschmäusekrieg, Tierschule, Im Flügelkleide, Kinderspiegel, Jung Mieze, Goldene Kindertage); Proben nahm ich in die gesammelten „Gedichte" auf, die, 1881 erschienen, jetzt längst vergriffen sind. Die sangbaren Gedichte, besonders die Kinderlieder, sind häufig komponiert worden; das bekannte „Erste Lied" mit dem Refrain „O Maienzeit, o Liebestraum, was ist so süß wie du!" ist sicherlich das meistkomponierte deutsche Lied. Die Märchen gab Alphons Dürr 1879 gesammelt in illustrierter Prachtausgabe unter dem Titel „Hesperiden" heraus; sie wurden auch ins Dänische übersetzt und fanden im Vaterlande Andersens den größten Beifall. Auch in Deutschland würdigte man sie — in Felix Dahns „Bausteinen" findet sich eine sehr warme Empfehlung, welche mich als Märchendichter mutig neben Hauff und Andersen stellt. Von den Jugendnovellen sind drei Bände gesammelt erschienen: „Lebensfrühling" 1885, „Zum Nachtisch" 1886, „Der Weg zum Glück" 1888 — mit novellistischer Kunst geformte Erzählungen, die fast durchweg zuerst in dem von Ottilie Wildermuth begründeten „Jugendgarten" abgedruckt worden sind. Ottilie Wildermuth selbst nahm noch das größte Interesse an der ersten Erzählung, die sie kurz vor ihrem Tode als Manuscript erhielt. Von den ungesammeltem ist die Erzählung „Harte Steine" in Kröners Jugendbibliothek aufgenommen.

Eine Anzahl Novellen, 1880 unter dem Titel „Bunte Novellen" gesammelt (2. Aufl. 1887), führten mich in die großen Familienjournale ein. Der besten davon, der „Schwarzen Kaschka", ist schon gedacht worden. Sie gewann sich den en=

thusiastischen Beifall Berthold Auerbachs, der sie dem Besten zuzählte, was unsere Literatur an Novellen besitzt. Auch Gottfried Keller schätzte sie sehr hoch. Ich habe diese Novelle jüngst für einen Operntext benutzt, wozu ein junger, hochbegabter Ungar, Georg Jarno, die Musik geschrieben; die Oper hat in Breslau die Probe vor Publikum und Kritik mit durchschlagendem Erfolg bestanden und dürfte ihren Weg von da über alle größere Bühnen nehmen, wenn die Kritik Recht behält. Der Versuch, ob ich auch die Gesetze der dramatischen Form beherrsche, ist sonach nicht übel geglückt. Der bereits genannte Gartenlauben-Roman „Aus gährender Zeit", ein figurenreiches Lokalbild aus der 48er Bewegung, erschien erst 1884 in Buchform, stark umgearbeitet. Für die Gartenlaube schrieb ich noch den „Friedensstörer" (als Buch 1883), einen launigen Roman, der außerordentlich gefiel, für Vom Fels zum Meer „Poirethouse", für die Deutsche Rundschau den Roman „Der Preuße", in dem ich meine galizischen Eindrücke verwertet, wie ich sie besuchsweise gewonnen, für die (eingegangene) Bunte Welt „Die Stiefschwester", für das Universum endlich einen zweibändigen Roman „Frau Gräfin", nach meiner Meinung meine reifste Arbeit. Poirethouse erschien als Buch 1884, der Preuße gleichfalls, die Stiefschwester 1887, Frau Gräfin 1892. Neben diesen größeren Prosaarbeiten schrieb ich eine erhebliche Zahl kleinerer Novelletten und Humoresken, denen man ausgeprägte Eigenart, Grazie und Lebhaftigkeit des Stils und gesunden Humor nachrühmt. All diese kleineren Arbeiten sind noch ungesammelt bis auf einen Band Humoresken, den der Universum-Verlag unter dem Titel „Henzi und andere Humoresken" reich illustriert 1893 herausgab.

Ebenso sind noch ungesammelt die zahlreichen Gedichte, die ich nach 1880 an den verschiedensten Orten veröffentlicht habe und die ja ihr dankbares Publikum fanden. Zu einer Chorwerk-Dichtung „Schwestertreue" hat Arno Kleffel die Musik geschrieben.

Noch wären zwei Anthologieen zu erwähnen: „Der Märchenquell" und „Blumen am Wege", letzteres ein Aquarellprachtwerk mit lyrischen Zugaben.

Ein paar Jahre hindurch beschäftigte mich übrigens die Erfindung einer Glasmalereitechnik, welche das Brennen erspart. Die von Künstlern hochgeschätzten Erzeugnisse des patentierten Verfahrens sind unter dem Namen „Crysolan-Glasmalereien" im Handel.

Franz Woenig.

Meine Heimat ist das idyllisch gelegene Schifferdorf Breitenhagen an der Elbe. Hier bin ich am 28. Februar des Jahres 1851 als Sohn eines Schiffseigentümers geboren. Mein Vater war ein grundehrlicher, offener Charakter, der es nie verstand, sich zu beugen, meine Mutter eine sehr sensitive Frauennatur, die uns Kindern ein starkes Gefühl für Recht und Pflicht einzuimpfen wußte. Ich war ein wilder Bube. Kein Baum war mir zu hoch, kein Wasser zu tief. Alten Familientraditionen folgend, hätte mich die Großmutter mütterlicherseits später gern als Pfarrer gesehen; der Vater wünschte einen Seemann aus mir zu machen, während ein einflußreicher Großonkel mich für den Staatsdienst zu bestimmen suchte; doch machte ein schweres Nervensiechtum, das mich in meinem 11. Lebensjahre befiel und mich auf Jahre hinaus ans Krankenbett fesselte, allen Wünschen der Familienglieder ein Ende. Im Winter 1862 brach ich bei einer Schlittenfahrt mit zwei kleinen Freundinnen auf dem Eise der Elbe ein, rettete zunächst mich und dann die beiden Kinder und zog mir dabei eine starke Erkältung zu. In der nun folgenden langen schweren Leidenszeit, in der mich die von mir über Alles geliebte Mutter mit liebevollster Hingabe pflegte, ward die Natur die wirksamste Trösterin für mich, den frühreifen Knaben. Bald gab es für mich nichts Schöneres, als Flur und Wald und Haide zu durchstreifen und das wundersame Leben und Weben in der Natur mit aufmerksamen Augen zu belauschen. Erst in meinem 15. Lebensjahre war meine Gesundheit soweit gekräftigt, daß ich daran denken konnte, mich für einen Lebensberuf zu entscheiden. Ich entschloß mich, Lehrer zu werden und trat nach gründlicher Vorbereitung zwei Jahre später als Zögling in das Seminar zu Barby a. E. ein. Kurz



Franz Woenig.

nach meinem Eintritt in das Seminar veröffentlichte ich in verschiedenen Blättern der Provinz Sachsen meine ersten Gedichte und nicht viel später meine ersten Compositionen. Bald aber kam die Zeit, wo sich die Sorge wie ein drückender Alp auf mein frisches, fröhliches Schaffen legte. Die Eltern verarmten plötzlich; die Mutter siechte dahin und starb vor Gram. Da ich für mein jüngstes Schwesterchen zu sorgen hatte, zog ich es vor, nach bestandenem Staatsexamen nicht nach Magdeburg zu gehen, wohin ich von der Königl. Regierung designiert worden war, sondern als meine erste Wirkungsstätte die einfache Landstadt Aken a. E. zu wählen. Obgleich bei uns Geschwistern Schmalhans andauernd Küchenmeister blieb, gehören die Jahre meines Aufenthaltes in dem freundlichen Städtchen zu den schönsten und erinnerungsreichsten meines Lebens. Die Zeit, welche mir mein schwerer Beruf und ermüdende Privatstunden übrig ließen, benutzte ich zur Vorbereitung auf meine Universitätsstudien, die ich Ostern 1874 in Leipzig unter unsäglichen Sorgen und Kämpfen um die Existenz begann. Meine Hauptstudienfächer bildeten Pädagogik und Naturwissenschaften. Nebenher arbeitete ich praktisch in mehreren Laboratorien, hörte fleißig Vorlesungen über Kunstgeschichte, und legte als eifriger Schüler von Prof. Dr. Georg Ebers den Grund zu meinem späteren Spezialfache, der Ägyptologie. Schon in jener Zeit veröffentlichte ich eine Anzahl von Novellen, kulturgeschichtliche und ästhetische Essays, und wissenschaftliche Abhandlungen. Nach glücklich beendetem, akademischen Trinium trat ich Ostern 1877 als Lehrer in den Dienst der Stadt Leipzig, deren hochentwickeltes Schulwesen damals viele meiner Studiengenossen zum Bleiben bewog. Wie damals, wirke ich noch heute als Lehrer an einer Bürgerschule an der Servièr'schen höheren Mädchenschule, am Kindergärtnerinnen-Seminar und am Lyceum, in den letztgenannten Anstalten ausschließlich als Lehrer der Naturwissenschaften. Im Jahre 1886 veröffentlichte ich mein botanisch-kulturhistorisches Werk: Die Pflanzen im alten Ägypten, ihre Heimat, Geschichte, Kultur und ihre mannichfache Verwendung im sozialen Leben, in Kultus, Sitten, Gebräuchen, Medizin und Kunst. Mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von W. Friedrich. 2. Auflage 1888. Das Werk, das bisher einzig in der gesamten Litteratur dasteht, ist meinem Lehrer Prof. Georg Ebers gewidmet und enthält die Resultate zehnjähriger ernster mühevoller Studien. Autoritäten ersten Ranges auf dem Gebiete der

Ägyptologie und Botanik, wie Prof. G. Ebers, Prof. Heinrich Brugsch-Pascha, Prof. Carl Abel, Prof. Alfr. Wiedemann, Prof. E. Hallier, Prof. Heyer, Dr. Karl Müller u. A. haben der Arbeit bei ihrem Erscheinen uneingeschränktes Lob gezollt, und die wissenschaftliche Fachpresse hat sie als eine „Fundgrube für den Forscher", als ein „Denkmal deutschen Forscher- und Gelehrten-fleißes" u. s. w., u. s. w. bezeichnet, und es ist im Laufe des letzten Dezenniums kein größeres Werk über alte Kultur erschienen, dem die genannte Arbeit nicht als Quellenwerk gedient hätte; ich nenne nur Prof. Jul. Lipperts: „Kulturgeschichte der Menschheit" und Victor Hehns: Kulturpflanzen und Haustiere 6. Aufl., herausgegeben von Prof. Dr. Schrader und Prof. Dr. Engler. Auch ähnliche kleinere Arbeiten: „Pflanzenformen im Dienste der bildenden Künste. 2. Auflage, Leipzig 1881. Am Nil. Bilder aus der Kulturgeschichte des alten Ägyptens 3000—1000 v. Chr. 3 Bändchen. Leipzig, Reklams Universalbibliothek, erfreuen sich der größeren Anerkennung und Verbreitung. In den Jahren 1890—1895 unternahm ich im Auftrage des ungarischen Ministeriums botanische Studienreisen in die große ungarsche Tiefebene. Die Früchte meiner Studien und Beobachtungen über Land und Leute der ungarischen Steppen habe ich in einem vom Maler Anton Klamroth prachtvoll illustrirtem Werke: „Eine Pußtenfahrt." Bilder aus der ungarischen Tiefebene. 5. Tausend. Leipzig, C. Jacobsen 1894 niedergelegt. Die deutsche und ungarische Presse rühmt an diesen Bildern die objektive und dabei hochpoetische, plastische Darstellung, die Wärme, den Glanz und Duft, welche sie ausstrahlen; sie bewundert des Verfassers scharfe Beobachtungsgabe, feiert ihn als glänzenden Feuilletonisten und bezeichnet ihn als den Ersten, welcher die Deutschen mit dem eigentlichen ungarischen Leben bekannt macht. (Illustrirte Zeitung. Gegenwart. Ausland. Westermanns Monatshefte. Petermanns geographische Mitteilungen. Blätter für literarische Unterhaltung. Berliner Tageblatt u. a. — Magyar Hirlap. Pester Zeitung. Pester Lloyd. Magyar Geniusz. Nemzet. Egyertertes. Budapesti Hirlap. Debreczeni Ellenör. Elet, Fövarosi Gapok u. s. w.).

Die meisten der Dichtungen meines Liederstraußes: Vom Wegrande. Leipzig, 1888, sind vielfach und verschiedenartig komponiert worden, und meine poetischen Schlachtengemälde (Das Weltgericht bei Sedan. Aus der Schlacht bei Villiers-Brie, 2. Aufl. Bei Buzancy, 2. Aufl. Der Todesritt

von Vionville, 2. Aufl. Ein Reiterleben, 2. Aufl. Aus großer Zeit, 1870—1871. Leipzig 1892, [hat die Kritik den besten Schöpfungen C. F. Scherenbergs an die Seite gestellt. Von meinen übrigen zahlreichen Publikationen seien hier nur noch genannt: Dielytra. Ein Blumenmärchen für die Frauenwelt. Vöglein vom Walde, Novelle. Was die Tannengeister flüsterten, Weihnachtsfestspiel, Leipzig, Reklams Universalbibliothek. In der Csárda. Ungarische Volkslieder, gesammelt, übertragen und für eine Singstimme mit Clavierbegleitung komponirt. Leipzig 1893. Verlag von C. Jacobsen.

Erwähnen will ich schließlich, daß ich, in meiner Eigenschaft als Botaniker, auch sporadisch Mitarbeiter am Meyerschen Conversations-Lexikon bin.

Adolf Brieger.

Ich bin als Sohn eines Dorfschullehrers am 12. Oktbr. 1832 zu Rönkendorf in Neuvorpommern geboren und in meinem neunten Jahre nach Greifswalde übergesiedelt. Matthisson und Schiller waren meine ersten Lieblingsdichter, und schon als Tertianer wußte ich den größten Teil ihrer Gedichte auswendig. Dann begeisterte ich mich für Göthe, vor allem unter dem Einfluß eines ausgezeichneten Lehrers und Gelehrten, des feinsinnigen Robert Heinrich Hiecke, zugleich aber warf ich mich mit Leidenschaft auf die Lektüre der Alten, zunächst der Römer dann auf die der Griechen. Meine Uebersetzung der Antigone erneute Hieckes lebhaftes Interesse. Zu gleich dichtete ich, zum Teil in den großen Wäldern der Umgegend, in denen ich mich oft tagelang einsam umhertrieb. Ein musikalischer Freund Carl Codiny, sang meine Gedichte, vor allem meine Lieblingsgedichte, oft improvisierend am Klavier.



Adolf Brieger.

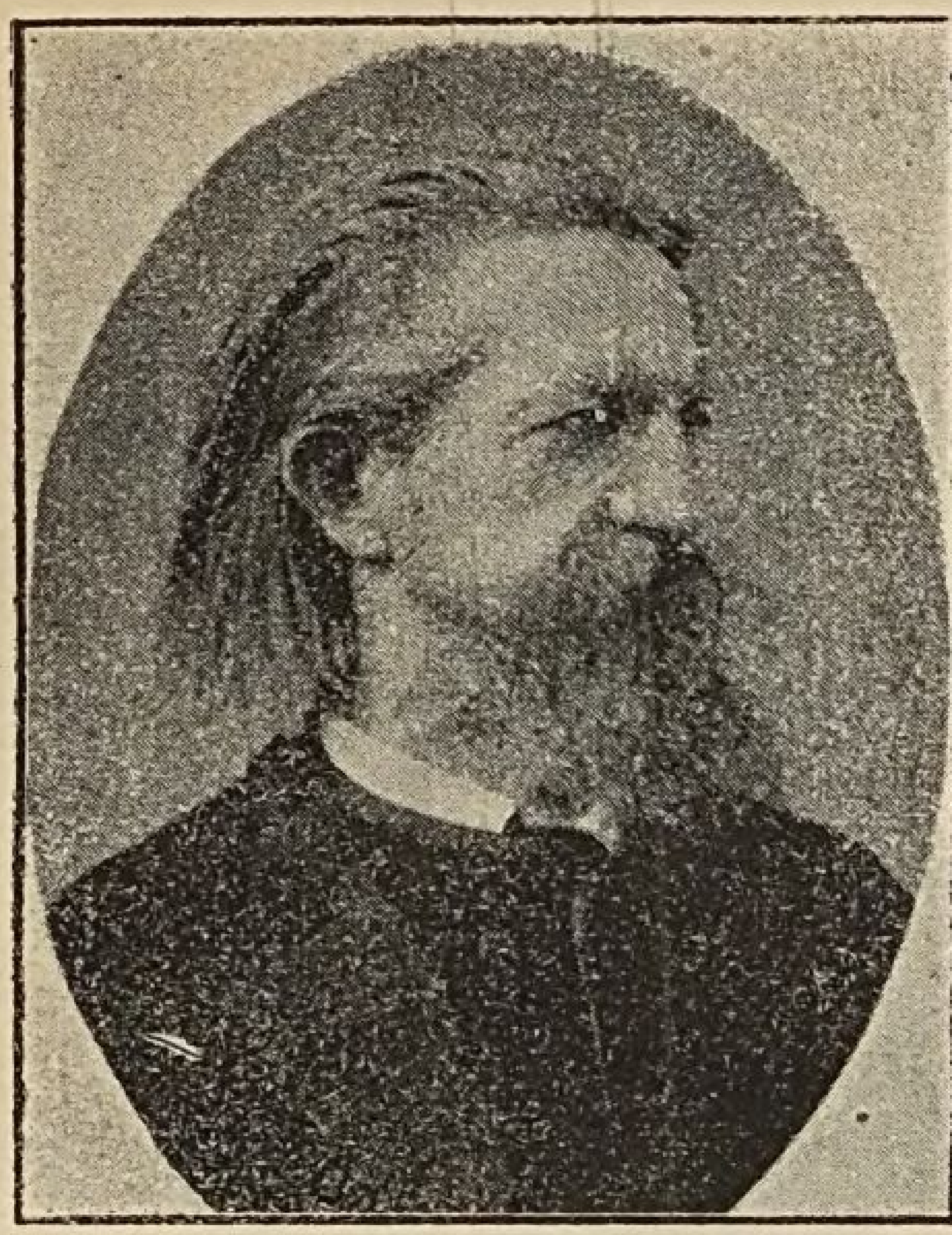
Nach dem Wunsche meines Vaters, der aus innerem Drange Theologie mit großem Eifer als Privatstudium trieb, sollte ich mich dieser Wissenschaft widmen, studierte aber, da mir die Lust zur Theologie fehlte, nach drei Semestern ausschließlich Philologie und Philosophie. Meine Lehrer waren vor allem Schönau, Susemihl und Martin Hertz und anfangs auch von Urlichs, der mich in die Kunstgeschichte einführte, und zur Bearbeitung eines Preisthemas, „Ueber die Quellen der Kunstgeschichte des älteren Plinius" ermutigte. Ich dichtete im Kolleg auch als Student, und sehr förderlich war mir dabei die gegenseitige Kritik, die in unserem „ästhetischen Thee" geübt wurde. Die „Theandres" waren, außer mir, mein Lehrer, der Privatdozent und jetzige Geheimrat Franz Susemihl, der Philologe und Dichter Hermann van den Berg, für Musik und Lyrik gleich begabt, und der Mediziner Wilhelm Weyergang, eine Byronsche Natur. Beide hat das Schicksal vor der Zeit weggerafft, Weyergang nach einer abenteuerlichen Reise nach Indien, zu der ihn ein Herzenskonflikt trieb.

Ich mußte mich, nachdem ich bis dahin vor allem von Privatunterricht gelebt hatte, endlich nach einer festen Anstellung umsehen. Ich wurde erst Lehrer am Gymnasium zu Greifenberg in Pommern, dann an dem zu Stolz, dort verheiratete ich mich, wurde aber bald darauf, es war wieder Konfliktszeit, wegen meiner lebhaften Beteiligung an der liberalen Wahlagitation an das Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Posen versetzt, „im Interesse des Dienstes." So war ich „die Treppe hinaufgeworfen worden." Die amtlichen wie die geselligen Verhältnisse waren dort die angenehmsten von der Welt, aber ich mußte, um mit meiner Familie bestehen zu können, so viel Privatunterricht geben und soviel Vorträge halten, daß mir zu meinen wissenschaftlichen Arbeiten wenig Zeit und für die Poesie keine Muße blieb. Doch schrieb ich das kleine Epos „Crösus und Adrastus", in Hexametern. Die Dichtung obgleich in ihrer Form aufs wesentlichste von des Antike bestimmt, zeigt in Geist und Inhalt doch schon die Anfänge einer Wendung zum Modernen.

Im Jahre 1872 hatte ich das Glück, in lieber Gesellschaft Italien zu sehen. Verschiedene meiner lyrischen Gedichte, aber auch das unten zu erwähnende Epos zeigen Spuren der tiefen und sichtbaren Eindrucke, die ich dort empfing. Vier Jahre später nahm ich eine Stelle am Städtischen Gymnasium zu Halle a. S. an. Hier führte mich geistig anregender Verkehr,

vor allem der mit meinen Freunden G. Emil Barthel und Curt von Rohrscheidt, zur Poesie zurück. Ich veröffentlichte 1885 in dem von Barthel herausgegebenen Sächsisch-Thüringischen Dichterbuch eine Anzahl älterer und neuerer meist lyrischer Gedichte. Es folgte mein Epos „König Humbert in Neapel", eine Dichtung in Terzinen, die meinem neu gewonnenen Freunde, dem Dichter des „Mädchens von Capri," nicht wenig verdankt. Julius Grosse hat mir später die Ehre erwiesen, mir als Denkmal unseres gegenseitig förderlichen Geistesverkehrs sein Volkramslied zu widmen. Dem zweiten 1887 erschienenen Bande des Sächs. Thür. Dichterbuches habe ich Epigramme beigesteuert. Dann aber begann die Periode der größten lyrischen Fruchtbarkeit, deren Ursachen die Leser meiner ausgewählten Gedichte selbst leicht werden erkennen können. Auch mein „Stirb und werde!", das 1891 erschienen ist, hat lyrischen Charakter. „Das ganze Werk" sagt Julius Grosse in der „Münch. Allg. Ztg." giebt in wesentlichem nur den lyrischen Extrakt des Romans: Stimmungsbilder, Lieder, Monologe und Landschaftsszenen, — gleichsam nur die Intervalle der eigentlichen Thatsachen, die nur kurz und schattenhaft angedeutet werden. Hier ist viel dem innersten Wesen nach persönlich Erfahrenes, und meine lyrischen Gedichte, vor allem die späteren, geben fast nur Erlebtes. Szenerie und Empfindung gehören meistens in gleicher Weise der Wirklichkeit an. Wenn meine wissenschaftlichen Studien, die durch zweiundvierzig Jahre betriebene Beschäftigung mit dem römischen Dichter Lukrez und die später hinzugekommenen Demokrit- und Epikurstudien hie und da tiefe Spuren in meinen Gedichten hinterlassen haben, so wird das niemand Wunder nehmen.

Beiträge von V. Blüthgen in „Unsere Dichter Band 3 (Abseits, Dem Andenken meines Vaters), Band 5 (Herzkirschchen gut Nacht; Der Witwer). Gedichte von F. Woenig in Band 4 (Theißbild, Goldhärchen, Waisenmädchenhaar), Band 5 (Seemannsfriedhof, Mara, Alte Liebe). Gedichte von A. Brieger (Nacht, Elisabeth, Himmel) in Band 5.



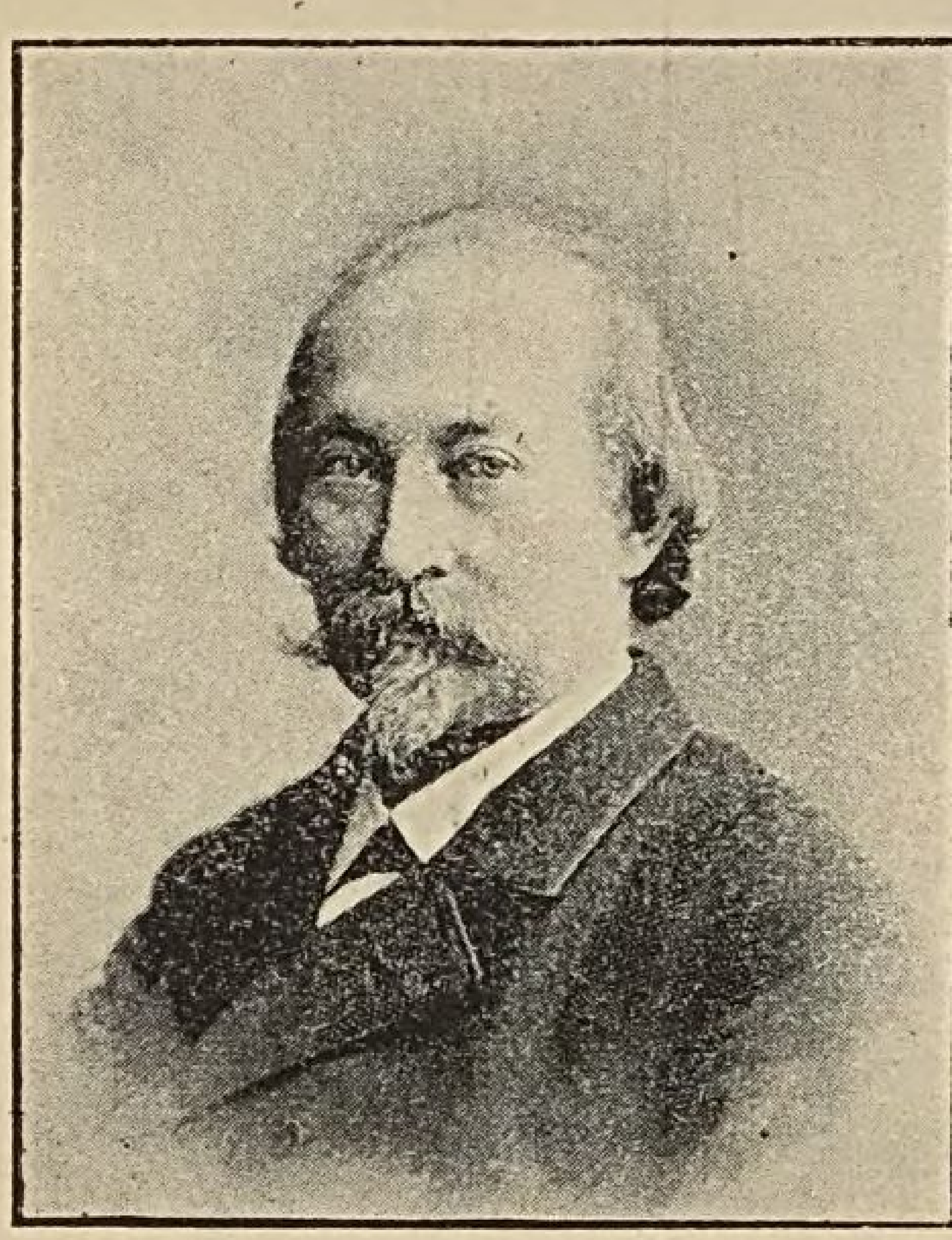
Julius Grosse.

Prof. Dr. phil. in Weimar, Sekr. der Schillerstiftung. * 25. 4. 28 in Erfurt, stud. die Rechte.



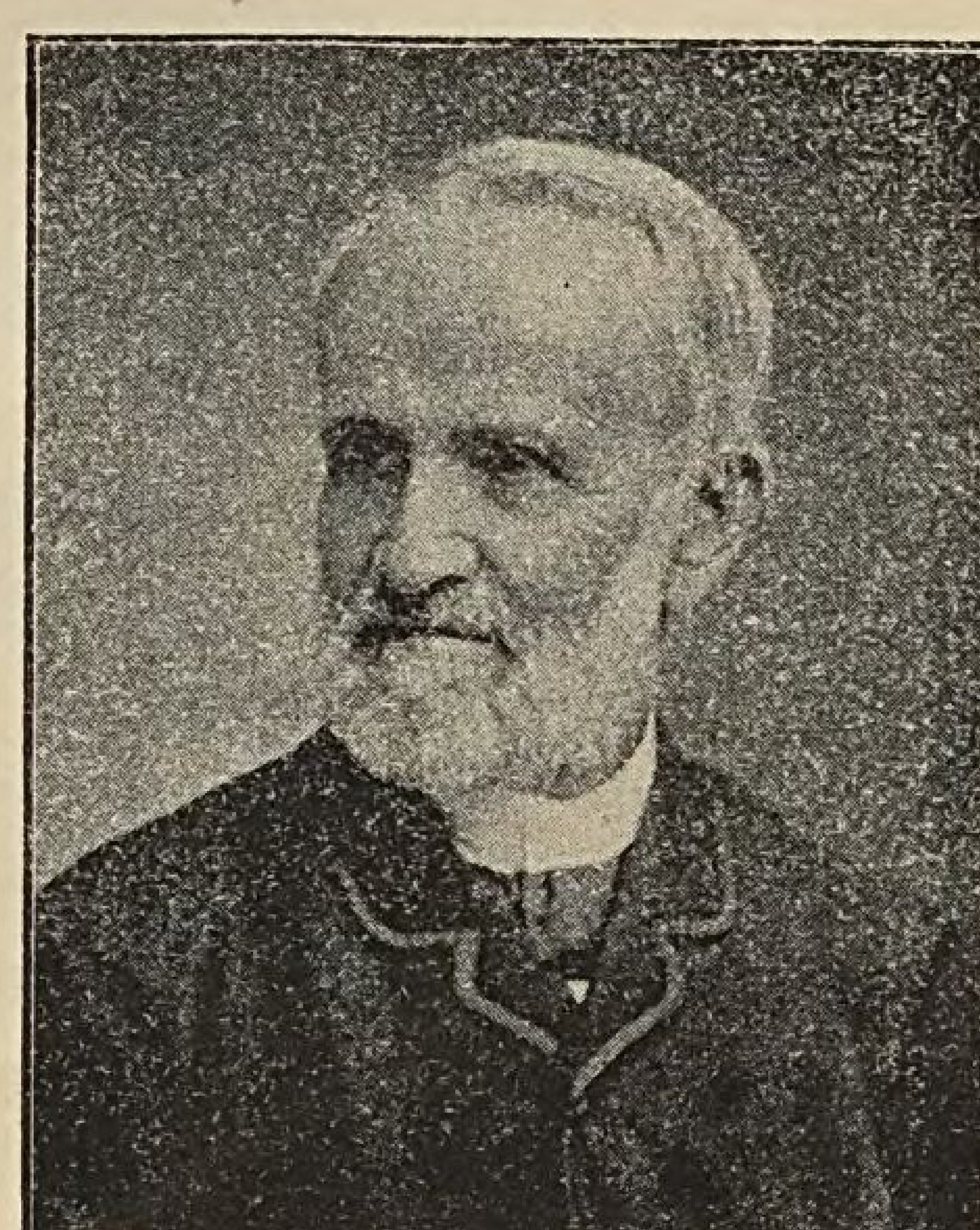
Heinrich Ritter v. Reder.

Oberst a. D. in München. * 19. 5. 44 in Mellrichstadt, stud. in München.



Georg Scherer.

Prof. Dr. phil. in München. * 16. 3. 28 in Dennenlohe, stud. Phil. in München.



Johann Georg Fischer.

Prof. Dr. phil. in Stuttgart. * 25. 10. 16 in Gross-Süssen., stud. phil. i. Tübingen.

Friedrich Nietzsche

als Mensch und Dichter.

Von

Paul Lanzky.*)

Zu den einflußreichsten Ereignissen meines Daseins, welche ich um keinen Preis missen möchte, gehört mein längeres Zusammenleben mit Friedrich Nietzsche in den Jahren 1884—86. Kaum einer psychischen Katastrophe entgangen, aus welcher ich wenig mehr als ein schon physisch gebrochenes Leben gerettet hatte, war ich mehr denn je Pessimist, als welcher ich unter dem Einflusse von Schopenhauer, Hartmann, Mainländer, Bahnsen, Leopardi und unter verschiedenen ungünstigen Verhältnissen eigentlich aufgewachsen war. Als solcher hatte ich mir denn auch die Ueberzeugung, daß „leiden leben ist und leben sterben" und so einen subjektiv theoretischen Halt gegenüber allen ferneren Begegnissen zu verschaffen gesucht, die mir im tiefsten Grunde nichts mehr anhaben sollten.

Indessen war es anders bestimmt. Wie zufällig fiel mir auf der Sternwarte Arcetri — bei einem Astronomen, der nichts weniger als ein Philosoph war und in diesem Falle nur vergessen hatte, dem Buchhändler zur rechten Zeit das Ansichtsexemplar zurückzuschicken — in jenem kritischen Augenblicke Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches" in die Hände. Durch Karl Hillebrand nur über einige frühere Schriften des Baseler Universitätsprofessors unterrichtet, warf ich einige neugierige Blicke in das Werk, welche mich jedoch veranlaßten, es mit nachhause zu nehmen und mir einige Wochen später die „Vermischten Meinungen" und den „Wanderer und sein Schatten" kommen zu lassen.

---

*) Bild und Lebensbeschreibung von Paul Lanzky folgen im 6. Band „Unsere Dichter in Wort und Bild". — Vergl. auch „Auf Dionysospfaden". Gedichte von P. Lanzky, Friedrich Nietzsche gewidmet. Leipzig, R. Claußner.

Ein neuer Horizont that sich mir auf; doch zunächst war mein Interesse auf den Denker und den Menschen gelenkt, der ihn mir zeigte. Indessen war es merkwürdig: Die drei „biederen Basler" (darunter eine Baslerin), welche es mir gelang, in Florenz aufzufinden, wußten mir garnichts über den Denker und nur Absurdes über den Menschen zu sagen. Er hätte zuviel studiert; er hätte eigentlich Richard Wagner auf die Beine geholfen, nun wäre er aber neidisch von ihm abgefallen; er wäre eigentlich halb verrückt, wenn er es nicht ganz sei, denn „Magen- und Augenkrankheit" sind doch nur Vorwände, sich in Heilanstalten aufnehmen zu lassen; im Uebrigen wäre er der jüngste, talentvollste, kurfähigste Professor gewesen, der eine anregende Konversation auch mit Damen zu halten wußte, immer elegant und behandschuht ausging, und was dergleichen Klatsch mehr war!

Dies alles hielt mich nicht ab, mir auch die früheren Schriften und, bei Erscheinen, die „Morgenröte" und die „Fröhliche Wissenschaft" kommen zu lassen, welche letztere ich sofort im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" besprach, als erster auf die werdende Bedeutung der Schriften Nietzsches hinweisend. Aber mich interessierte neben dem Denker noch der Mensch, welcher offenbar unter den ungünstigsten Verhältnissen es gewagt hatte, sich vom Pessimismus zum theoretischen Optimismus zu bekennen und nicht mehr ein Palliativ von der Kunst, sondern Heilung von der Wissenschaft zu erwarten.

So ergab mir das Erscheinen der beiden ersten Teile von „Also sprach Zarathustra" einen neuen Sporn, den Philosophen aufzufinden, über welchen mir auch sein Verleger sehr mysteriös geantwortet hatte, „er lebe ganz zurückgezogen in Italien"! was allerdings diese letzte geniale Schöpfung zu bekräftigen schien. Die Gewogenheit des damaligen Rektor Magnificus von Basel gab mir endlich die langgesuchte Adresse: „Postlagernd Genua". Dorthin richtete ich denn im September 1883 meinen ersten Brief an Nietzsche, der, nach allgemein menschlichem, um Aufschluß bat über die verborgene Ursache der diametral entgegengesetzten Lebensauffassung, die ich zwischen der letzten der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" (1876) und dem ersten der eigentlich philosophischen Werke: „Menschliches — Allzumenschliches" (1878) fand, da diese Kluft durch keine Schrift, noch eine Andeutung ausgefüllt war. Einige Tage darauf erhielt ich eine gedrängt geschriebene Postkarte, welche die Hauptfrage umging, sonst aber sehr liebenswürdig gehalten war, zu

neuer Erwiederung aufforderte und mir den nächsten Postort: Villefranche sur mer aufgab. Nun entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen uns, der bald seitens Nietzsches die Aufforderung enthielt, zu ihm nach Nizza zu kommen, wohin er weitergegangen war — eine Aufforderung, der ich erst viele Monate später Folge leistete, als ich mich fester gegen das Leben und seinen neuen Lobredner, Zarathustra, gewappnet zu haben glaubte.

Endlich wagte ich fast fröhlichen Herzens den Gang, obwohl mir mancher Brief schon von physischen Leiden und zeitweiligen moralischen Mißstimmungen gesprochen hatte, während die erste Forderung Zarathustras an seine Schüler: „Werdet hart", und die zweite: „Lernet lachen", bis dahin ein ungünstiges Feld in mir gefunden hatten. Was mir darum an Nietzsche zunächst auffiel, war das Reinmenschliche, das Liebenswürdige, ich möchte sagen das Seelische. Der Denker, welcher in apokalyptischen Aussprüchen ein neues Jahrhundert heraufzubeschwören schien, überhaupt in seinen Lehren nur ein Interesse für starke Willensmenschen und ungewöhnliche Lebensaufgaben kundthat, zeigte sich im persönlichen Verkehr wie ein harmloser Gelehrter, welcher äußerst erfreut ist, seinen wahrhaften Schüler und Freund persönlich kennen zu lernen, der ihm schon vor Jahr und Tag als erster den Meistertitel zuerkannt hatte. Erst als die Freude des Sichfindens gezähmt, der Rückhalt einer ersten direkten Aussprache überwunden, als Blick durch Blick und Wort durch Ohr in die innersten Tiefen der Seele gedrungen war, da räumte der „ehemalige Professor nunc fugitivus errans" Zarathustra den Platz, und die Stimme wurde lebendiger, lauter, schneidender, die braunen Augen blitzten auf, der zusammengerollte Schirm wurde wie ein Schwert durch die Luft geschwungen und der Sinn der Rede konnte härter sein, als der kälteste der niedergeschriebenen Gedanken.

Darauf aber folgte die Kehrseite: Zarathustra schwieg, schritt in sich versunken hin und seufzte! Was er geschaut, lag so unendlich fern in der Zukunft; was er als erreicht geschildert, blieb jenseits seiner Kräfte; was er überwunden gewähnt, zog ihn an sich mit Herzensfasern. In diesen Zwiespalt leuchtete vielleicht der orientalische Abendhimmel durch Palme und Aloe, murmelte die Mittelmeerwelle, oder tönte eine Melodie aus „Carmen": sie bildeten die Nektartropfen auf den Wermutstrank. Zwischen vier kahle Wände heimgekehrt, erwartete ihn die Einsamkeit des Abends, über welche er doppelt schwer

hinwegkommen konnte, weil er seiner Augen wegen nicht lesen durfte, und seine eigenen kühnen Gedanken des Tageslichts in diesem dunklen Kerker sich gegen ihn wendeten und ihn zu zermalmen drohten. Was wunder, daß er mit einfachen Pensionstischnachbarn, die keine Ahnung hatten von den „fünfhundert Problemen", die er „fortwährend im Kopfe trug", eine Stunde länger über Alltägliches sprach und dann, um über die schlaflose Nacht hinwegzukommen — Chloral nahm, so das fiebernde Gehirn auf einige Stunden betäubend?

Beim ersten Hahnenschrei erwachte er wieder, und ehe der Tag graute, saß er bei der Schirmlampe am Arbeitstisch, aus seinen Notizbüchern nur die Gedanken seiner sonnigsten Stunden auslesend und seines Leides, wie seines Schicksals uneingedenk. Es war die formelle Rekapitulation des schon Durchdachten und thatsächlich Festgesetzten; ihr folgte, in den späteren Nachmittagstunden, auf freiem Spaziergange, die Neuschaffung, deren Improvisationen sofort durch Bleistift in handlichen Notizbüchern niedergeschrieben wurden. Nichts störte den überaus kurzsichtigen Denker hierbei: nicht die Menge oder das Einzelwesen, nicht die Landschaft oder die See, höchstens ein allzu grelles Geräusch von Lastwagen, wie ein sehr düsterer Himmel. Er war so in seine Gedanken versunken, daß sein aufblickendes Auge nicht nur nichts von seiner Umgebung bemerkte, sondern dem Vorübergehenden selber wie erdenfremd vorkam.

In solcher Konzentration weniger Stunden, und nicht aller Tage, entstanden Nietzsches Werke, wenigstens in improvisierter Form. So z. B. stammt die Hälfte seiner jetzt im 8. Bde. der Gesamtwerke veröffentlichten „Gedichte" aus September und Oktober 1884; und so war ich gegenwärtig, als im Januar 1885 der vierte Teil von „Also sprach Zarathustra" in vierzehn Tagen seine erste Form erhielt. Damals versicherte mir auch Nietzsche, daß die drei früheren Teile jeder in genau derselben kurzen Spanne niedergeworfen worden waren. Während dieser Zeit bemerkte man an dem Menschen keine besondere Zurückhaltung oder Geistesabwesenheit; mit dem letzten Kapitel hingegen, oder einige Tage darauf, brach seine Kraft zusammen und er erklärte sich „in Wochen". Doch merkwürdigerweise waren es physische Leiden, namentlich Verdauungsstörungen, nicht eine direkte geistige Abspannung; indessen auch das zeugt von einer zu großen Anstrengung der psychischen und intellektuellen Kräfte, deren Kosten die physischen tragen mußten, die der Denker nicht zu schonen verstand.

Hier lag einer der Hauptgründe der vorzeitigen Umnachtung. Nietzsche verstand überhaupt nicht materiell zu leben, und sprang oft von einer Lebensweise zur anderen, ohne diese wie jene zu erproben. Ueber Ernährungsweise gab er darum theoretisch jeweilig die widersprechendsten Ansichten, die aber praktisch nicht einmal befolgt waren. So liebte er in seinen letzten gesunden Jahren fast ausschließlich Fleischspeisen, Eidotter und Reis, während er früher eine mehr vegetabilische Lebensweise geführt hatte, von der er meinte, daß sie ihm nicht bekommen wäre. Aus Fleisch und Ei sollte möglichst viel Substanz aus möglichst wenig Stoff kommen, mit dem er „doch nie fertig“ wurde; aber anstatt mehr Gemüse zu nehmen und besser zu kauen, überhaupt beim Essen zu sein, klagte er nachträglich seinen Magen und den niedrigen Puls an, der allerdings nur sechzigmal in der Minute schlug. Cognac und Grogg auf der einen, Rhabarber und Thee auf der anderen Seite — von Wein machte er nur ausnahmsweise und bescheidenen Gebrauch — sollten ihm über daraus entstehende Beschwerden hinweghelfen; das gefährlichste Mittel aber, nur ein vergessenbringendes Palliativ, wurde seit 1882, mit kurzen Unterbrechungen, das Chloral, um neben dem moralischen auch über das physische Leid hinwegzukommen.

Ein solches Leben war bedingt durch einen überwältigenden Gedanken, wie dieser Gedanke wieder von einer solchen Lebensweise abnorme Einflüsse erlitt. An einem milden Februarabend 1885 sprachen wir einmal lange darüber, im Jardin public zu Nizza auf- und abwandelnd, und gingen dabei tiefer auf unser gegenseitiges Leben ein, uns das Prognostikon für die Zukunft stellend. Ich bat zuerst den Meister um die Mitteilung meines vermeintlichen Schicksals: er schüttelte das Haupt und ging weiter. Da bat ich ihn nochmals mit Worten, als ob das Urteil nicht mich, sondern einen Fremden anginge. Er hielt still, schaute mich einige Sekunden stumm an, legte den linken Arm um meine Schulter und sprach mit fast zitternder Stimme: „Es kann nicht sein, ich will es nicht glauben, aber . . . aber . . . ich fürchte, Sie werden wahnsinnig . . . wenn Sie sich nicht das Leben nehmen.“ Ich strauchelte und mußte entsetzt aussehen, denn Nietzsche suchte durch die liebevollsten Worte den Eindruck seines Urteils zu verwischen, sodaß mir Scham und Angst kaum hörbar hervorstoßen ließen: „Nicht das ist's! . . . . Aber Sie, Sie, Sie!“ — „Sie haben recht,“ entgegnete er lächelnd, „also ich?“ — Doch ich konnte, ich

wollte nicht sprechen! „Sagen Sie, lieber Freund, sprechen Sie!“ Ich war noch immer stumm und betroffen; Nietzsche lachte geradezu auf und scherzte: „Nun, lieber Freund, wenn Sie an Wahrsagen glauben, was ich noch nicht wußte, ich — glaube nicht daran; da ich Ihnen aber meinen Eindruck über Sie gesagt, so künden Sie mir den Ihrigen über mich, wie wir es uns versprachen.“ — „Nun denn . . . . ich dachte dasselbe von Ihnen, was Sie von mir meinen, und diese Übereinstimmung bestürzt mich!“ — Wir gingen schweigend weiter; nach einer Minute hörte ich einen tiefen Atemzug des Freundes, dann hielt er an und sagte feierlich ernst, doch ruhig: „Ich . . . werde des freien Todes sterben . . . wenn meine Stunde gekommen sein wird.“ Wieder schritten wir stumm dahin; am Ende der Anlagen bogen wir in den Quai Massena ein und traten übereinstimmend den Heimweg an, ohne ein Wort mehr zu wechseln. Nur ein dreifach fester Händedruck an seiner Zimmerthür sagte uns deutlicher als das gebrochene „Gute Nacht“, daß ein jeder das böse Omen von dem Freunde abgewendet wissen wollte. Mein Wunsch indessen blieb unerfüllt: weniger als vier Jahre darauf war Nietzsche in der Irrenanstalt von Jena unrettbar verloren.

Nie mehr errinnerten wir uns gegenseitig an jenen Abend; ja, zuweilen dachte ich wenigstens, daß gerade die Intensität von Nietzsche's Gehirn über das tragische Erbe, die falsche und umherirrende Lebensweise und das schreckliche Betäubungsmittel hinwegkommen könnte. An jedem Nachmittage und zuweilen des Vormittags, machten wir weite Fußausflüge, oder zeitweise mit der Eisenbahn bis Beaulieu und Monte Carlo; namentlich durchforschten wir die Halbinsel St. Jean behufs einer längeren Ansiedelung auf ihr. Dabei offenbarte sich in dem Wesen Nietzsches soviel Naivetät und idyllische Naturanschauung, soviel weise Hingabe an das bescheidenste und weltfernste Leben, daß mir die Katastrophe vermeidlich schien.

Doch dieses Verlangen nach Stille, ja dieses zeitweilige Sichergötzen an der Idylle, erschien ihm plötzlich wie eine „Müdigkeit“ der Seele, und es begann der neue Rundlauf, auf welchem das Ziel gefunden werden sollte oder eine vorletzte und letzte Etappe zu ihm. Indessen ging es Jahre lang von Nizza im Frühjahr nach Venedig, dann nach Zürich und Sils-Maria; im Herbst zuweilen nach Mitteldeutschland, dann nach Ober-Italien und wieder an das Mittelmeer. In Sils-Maria waren wohl die Aphorismen der „Morgenröte“,

der „Fröhlichen Wissenschaft" und von „Jenseits von Gut und Böse" entstanden, doch hatten sie erst in Italien ihre definitive Form bekommen, wie an den Buchten von Rapallo, Genua und Nizza die vier Teile von „Also sprach Zarathustra" gedichtet worden waren. So erschienen dem Denker zwar die wissenschaftlichen Mittel einer deutschen Universitätsbibliothek notwendig, aber er glaubte ebensowenig ohne die anregende Luft des Hochgebirges, den lichten Himmel und das trockene Klima Nizzas auszukommen. Es war ein Unterschieben von objektiven Gründen, wo nur subjektive Eindrücke und Empfindungen sich geltend machten, denen nicht mehr nachzugeben ich den Freund flehentlich bat, ihm die Möglichkeit zeigend, in oder bei Florenz die Mittel zu finden, die er brauchte.

Es war das Verhängnis, welches mein Bemühen im Herbst 1885 fruchtlos machen sollte, als ich Nietzsche von der Sternwarte von Arcetri die Hügel der Blumenstadt mit lichten Feldpfaden und den nahen Apennin mit schattigen Sommerplätzen zeigte. Noch einmal versuchte ich ihn zu fesseln, ein Jahr später im wahrhaft attischen Ruta Ligure, auf halber Höhe des Montefino; doch war ich schon vertrauenslos, wie er selber düsterer, fast mißmutig erschien, trotz sonnenheller Blicke, die schnell verflogen. Einige Monate zuvor hatte er „Jenseits von Gut und Böse" auf eigene Kosten veröffentlicht und seine früheren Werke aus dem Verlag von Schmeitzner in neue Hände gerettet, durch welche er eine zweite Ausgabe, nicht Auflage, bewerkstelligte, die er von hier aus mit Vorreden versah. Als alles fertig war, wir nochmals Rapallo, Santa Magherita, San Fruttuoso und den Montefino mit seinem „Philsophensteig" besucht, dann an einem regnerischen nebligen Spät-Oktoberabend eine halbe Flasche Barbera getrunken hatten, war unser letzter gemeinschaftlicher Tag dahin. Vor Morgengrauen des nächsten Tages umarmte er mich schluchzend und fuhr in die dämmernde Frühe hinein; umsonst eilte ich ihm nach Recco nach: er selber flog dem Ring der Ringe entgegen, der ihn zwei Jahre darauf in Turin erfassen sollte.

* * *

So oft ich mir alle Einzelheiten aus persönlichen Äußerungen Nietzsches und mit ihm verlebten Stunden zurückrufe und sie mit seinen Werken der Epoche und dem Hauptstreben seines Lebens vergleiche, werde ich an jenen Widerspruch gemahnt, der oft zwischen Handeln und Denken, Lehren und Erleben liegt, wo der Beruf fehlt, aber ein vorgesetztes Ziel

gesteckt ist und gewollt wird. Im Grunde lag hier die Kluft, welche der Gelehrte und Künstler übersprungen hatte, als er mit „Menschliches — Allzumenschliches“ unter die Philosophen ging; aber er war von Natur nicht zum Philosophen geschaffen, und schon deshalb konnte sein Sprung kein definitiver, kein exklusiver sein. Wie mit Sehnsucht zog ihn sein Unbewußtes zur Kunst zurück, nicht bloß im täglichen Empfinden, Nacherinnern und Kämpfen, sondern auch im gestaltenden Denken, das, abgesehen von den „Gedichten“, namentlich in den Reden Zarathustras seinen charakteristischen Ausdruck fand.

Ja, Nietzsche war ein bedeutender Dichter, wie im allgemeinen eine Künstlernatur. Ich sehe hier davon ab, daß er sich bereits auf dem Gymnasium zu Schulpforta als talentvoller Verskünstler hervorthat; daß er als Student nicht in der trocknen Philologie aufging, in welcher er bald ein Meister geworden war; daß er als Professor in seinen Schülern den ästhetischen Sinn ebenso zu wecken verstand, wie er auf die strenge Schulung des Stils achtete. Ich lege auch nicht zu großes Gewicht auf seine musikalischen Kompositionen, denen Bülow Geniales nachsagte, obwohl sie ins Disharmonische und Chaotische fielen. Endlich haben Nietzsches Beziehungen zu Richard Wagner in ihm den Kritiker mehr als den Künstler gefördert, aber einen subjektiven Interpretator, der bereits ein voreingenommener Künstler war: ein pessimistischer Dichter, der im musikalischen Drama, als der Versöhnung des Apollinischen mit dem Dionysischen, eine zeitweilige Befreiung von der grausen Realität des Daseins suchte.

Ja, hier verrät sich der Dichter, so sehr er Ästhetiker und Philosoph erscheinen will. Ihm ist es eben nicht um Erklärung und Anschauung, sondern um Belebung, Schaffung, Willenserweckung, um den Rausch des Dionysischen selbst zu thun: das ist Sache der Kunst, nicht des Gedankens. Aber hier tritt dem Künstler ein unüberbrückbares Dilemma entgegen: die Kunst lebt nur in ephemeren Entzückungen, mitten aus schmerzlichen Empfindungen; unser Gedanke aber malt uns ein leidfreies Sein, unser Busen verlangt nicht nach Rausch, sondern nach bleibendem Wohlsein, das möglich, das wahrscheinlich ist, denn der Mensch hat, wie eine Entwicklung, so einen Einfluß auf das Leben, das da ist und sein wird. Folglich fort mit der Kunst, fort mit dem Pessimismus, der sie braucht: das Leben selber ist göttlich, und das Göttlichste in ihm der Gedanke.

So ward Nietzsche zum Denker, als das musikalische Drama Wagners seinen letzten logischen Schritt that: den des Verzichts des Willens, den des Sichbeugens der Einsicht unter das Kreuz. Diesen Schritt konnte derjenige nicht thun, welcher das Ephimere der Kunst, wie ihre Lockungen durchschaut hatte; welcher dem Leben gerecht und sein Herr werden, nicht ein bloßer Spielball bleiben wollte. Aber hierin zeigt sich ein redliches und würdiges Streben, nicht der Beweis, ihm gewachsen zu sein.

Und Nietzsche war ihm nicht gewachsen! Wieviel Wehmut und Schwermut, wieviel vergebliches Sichbekämpfen klingt schon aus den Aphorismen des „Wanderers und sein Schatten", wie der folgenden Werke: was wunder, daß der Denker das Bedürfnis fühlte, seine Seele in ein subjektiveres Werk auszugießen, das ihm keine Unehre machte. So entstanden die Reden Zarathustras: eine Dichtung, die unter symbolischem Namen, der keinen Einfluß auf sie hat, uns Selbsterlebtes und Erstrebtes zugleich giebt. In der That tritt der Weise hinter dem Menschen und dem Dichter zurück: ein Zeichen, daß trotz aller philosophischen Lehren von Übermenschen und neuen Werken der Erkenntnis, die unbewußte Empfindung des Irrenden und das schauende Auge des Sehers die Einsicht des Denkers überwältigten und sich dienstbar machten, statt von ihr gelenkt und im Zaume gehalten zu werden. Denn das unterscheidet den Dichter zum Nachteil von dem Weisen, daß jener nur Visionen und Empfindungen gestaltend festhalten kann, während dieser sein Leben lebt, alles Zufällige und Flüchtige liegen läßt, wofern er es nicht mit seinem Gedanken verschmelzen kann, in welchem er harmonisch aufgegangen ist.

Nach dieser Harmonie ringt wohl Zarathustra, wie Faust nach der seinigen gerungen hat; aber wenn man vermuten, obschon nicht beschwören kann, daß er sie am Ende des vierteiligen Werkes gefunden hat, so würde erst hier das Leben des „Weisen" beginnen, wo es für uns abschließt. Doch es ist gut so, daß wir einen sich wandelnden Zarathustra vor uns haben, der sich nach den Menschen sehnt, sie verläßt, um wieder mit Gewalt zu ihnen gezogen zu werden; ein Weisheitsuchender, der da lacht und sich betrübt, zornig und hingebend wird, seine Tugenden in seine Leidenschaften legt, weil er eine tiefste Sehnsucht, ja höchste Leidenschaft hat: die Verwirklichung des Übermenschen. Es ist gut, denn so sehen wir den strebenden Menschen, nicht einen Halbgott. Sakjamuni auf seiner Wan-

derung von der Residenzstadt Kapilavastu zu Arata Kalama, zu Rudraka, bis zur Bodhimanda kann der Gegenstand einer Dichtung sein; Buddha, unter diesem Baume der Erkenntnis, ist nur ein Gegenstand der Verehrung, der Lehrer wandelloser Wahrheiten. So wäre es mit dem geschichtlichen Zoroaster, von dem wir so wenig wie gar nichts wissen. Schon deshalb ist es hier nicht seine Lehre, noch sein Leben, die uns vorgeführt werden; es sind nur sein klingender Name und die Verehrung des Sonnengestirns, welche nach ihm den Messias der Zukunft kennzeichnen, der indessen an keine Götter des Lichts, noch der Finsternis glaubt, obwohl er lichtere Wahrheiten, als die der Sonne, schaut und unter tieferen Finsternissen, als jenen der Nacht, leidet.

Dante fixierte uns in seiner „Göttlichen Komödie“ die Anschauungen des dogmatischen Mittelalters, das nur in Glauben und Werkthätigkeit den Weg zum Heile sah, welchen die Wissenschaft nicht finden konnte. Goethe heiligte im „Faust“ den dunklen Drang des strebenden Menschen und wenn er das Dogma der Heiligung nicht mehr für notwendig hielt, so fand er sich doch eins und stark in der Hingabe ans All, welchem seine Seele entstiegen, dem sie verbunden geblieben war und in das sie harmonisch aufgelöst zurückfallen wollte. Nichts von dem in „Zarathustra“. Kein Gott, keine einige Substanz, keine Erlösung, kein Tod, kein Jenseits: eine Entwicklung und Sichverknüpfung aller Dinge; ein notwendiges und doch auch befreiendes Gestalten und also — eine ewige Wiederkunft des Gewesenen, des Geformten, des Gedachten, des Gutgeheißenen, wie des Verneinten.

In dieser bloßen Konzeption liegt der Beweis der Dichtung als solcher; aber nicht nur in ihr, sondern in der ganzen Ausführung. Ich weiß, wieviel Persönliches, Tieferlebtes, Hocherstrebtes sie enthält, ich weiß auch, daß der Weise, vor dem Nietzsche anfangs „kniete“, bald mit ihm identisch wurde, vielmehr, daß der Dichter sich mit dem willensstarken, übermenschlichen Weisen verwechselte. Das war geschaut, hier geträumt, bis der Traum für ihn zur Wirklichkeit wurde, d. h. bis der Dichter der Selbstenttäuschung für immer enthoben ward. So nahm ihm niemand mehr den Wahn, das „bedeutendste Werk aller Zeiten und Völker“ geschrieben zu haben, wie er mir es bereits 1884 bei Veröffentlichung des 3. Teiles mitteilte, öffentlich erst fünfeinhalb Jahre später sagte. Wohl ist das Werk bedeutend in Form und Gehalt, wie immer man über einzelne vorgetragene Lehren urteilen möge; ja, ich wage

es unsterblich zu nennen: — aber Nietzsche war nicht Zarathustra, war kein Weiser, „nur ein Dichter, nur Dichter," wie der Zauberer im „Lied der Schwermut" singt.

Hunc incipit tragoedia! Wie oft habe ich diesen „Anfang des Endes", der im letzten Aphorismus der „Fröhlichen Wissenschaft" angedeutet war, nachempfunden — hier müßte man eigentlich sagen vorempfunden — ehe auch nur ein Teil von Zarathustra, zu dessen Einleitung er wurde, veröffentlicht war, ehe ich Nietzsche persönlich kennen gelernt hatte, ehe zwei oder drei Menschen an eine Katastrophe auch nur dachten! Und man spricht von „Ahnungen", die aber keine Gestalt annehmen und sich immer selber vor der Wirklichkeit zurückziehen, bis auch sie ihr zum Opfer fallen!

Wie immer dem sei, uns kümmert nur der Dichter und sein Werk. Diese „ewige Wiederkunft", die er sang, war die Ekstase seiner Seele: nie ihrer müde zu werden, durch jede Erkenntnis, durch jegliche Gefahr, durch die sichere Vernichtung neu sich bekräftigen zu wollen! Nur ein Traum! Doch der Dichter darf träumen; der Dichter schaut und darf festhalten, was er geschaut hat, ob es irreal ist und keiner Verwirklichung je unterliegen wird! Und nach ihm können wir diesen Traum, nein, diese Wollust der Seele nochmals durchkosten, weil sie auf Augenblicke wieder empfunden und ausgetrunken werden kann, unbeachtet der Erwiesenheit, ja der philosophischen Beweisbarkeit jener „ewigen Wiederkunft". Und wenn der Denker sein Hauptwerk, den „Willen zur Macht" zu Ende gebracht hätte, wenn nicht nur das erste, sondern auch das vierte Buch davon, die „Philosophie der ewigen Wiederkunft" uns vorläge, so wäre vielleicht für unseren Gedanken viel, für unser Gemüt kaum etwas gewonnen.

Denn „Also sprach Zarathustra" ist ein Kunstwerk, das seit zehn Jahren abgeschlossen ist, für die meisten eines Glossars bedarf, aber kein Anrecht hat auf strenge Wissenschaftlichkeit, oder auch nur auf eine objektive Weisheitslehre. Zudem weiß jeder, der mit Philosophie zu thun gehabt hat, daß sich jene „ewige Wiederkunft" heute wissenschaftlich nicht begründen läßt. Nur als Hypothese, und unter dichterischer Form, kann sie Gemüter erregen, die andere kühne Flüge in erdenferne Regionen unternommen haben und schwindelfrei nicht müde werden sie von neuem zu unternehmen, denn das Wagnis, die Gefahr ist ihr Leben, zum Unterschiede von jenem der Herde.

Diese Herde, alles Seichte, Gedanken- und Gefühllose

alles Kranke und Laue, das nicht sterben, noch leben kann, hat nichts mit Zarathustra zu thun. Ja, er möchte es hinabstoßen, damit es nicht den Atem des Lebens faulig mache; damit es dem Wollenden nicht die Sonne verdüstre. Aber er selber, Zarathustra, geht alle Schleich- und Kreuzwege, die je ein menschliches Gewissen auf ungebahnten Pfaden dahingeschlichen ist. Mußte er sich doch selber zur Höhe überwinden! Mußte er doch zunächst an sich das lange Mißtrauen üben, daß ihm übermenschliche Kraft erwüchse! So finden wir die ganze Stufenleiter der menschlichen Gefühle in ihm sich kundgeben: jeder Schmerz, jeder Jammer, jede Ohnmacht haben ihn durchzückt und niedergedrückt; jede ätherische Schwingung, jeder Sonnenstrahl ihn von neuem verführt, dem Leben zu vertrauen, das Leben zu preisen! Der Physiker zerlegt den Sonnenstrahl und mißt die Aetherschwingung; der Dichter — vergöttert oder verflucht beide und — behält zuletzt bei sich ein unausgesprochenes Gefühl, das vielleicht die Kehrseite von dem bildet, was er gesagt hat.

So Nietzsche in seinem „Tanzlied" des dritten Teils, das zum „Nachtwandlerlied" des vierten, zum Rundgesang der „Höheren Menschen" wird:

„O Mensch, gieb Acht!"
„Was spricht die tiefe Mitternacht?
„„Ich schlief, ich schlief —
„„Aus tiefem Traum bin ich erwacht:
„„Die Welt ist tief,
„„Und tiefer als der Tag gedacht.
„„Tief ist ihr Weh —
„„Lust — tiefer noch als Herzeleid:
„„Weh spricht: Vergeh!
„„Doch alle Lust will Ewigkeit —
„„Will tiefe, tiefe Ewigkeit!""

Doch was der zwölfte Schlag bedeutet, ist nicht verraten! Darf man es erraten? Das Leben sprach zu ihm:

„Du denkst daran, o Zarathustra, ich weiß es,
Daß du mich bald verlassen willst!"

„„Ja, antwortete ich zögernd, aber du weißt es auch —
Und ich sagte ihr etwas ins Ohr . . .""

„Du weißt das, o Zarathustra? Das weiß niemand . . ."

„„Und wir sahen uns an und blickten auf die grüne Wiese, über welche eben der kühle Abend lief und weinten

mit einander. — Damals aber war mir das Leben lieber, als je alle meine Weisheit!""

Ist sie nicht schön angedeutet, diese Dankbarkeit für den verschleierten Trost gegenüber dem durchschauten Schicksal? Und tritt dieses nicht vor dem Schweigen der zwölften Stunde zurück, um den Lobgesang des Lebens nicht disharmonisch ausklingen zu lassen? So erhebt sich das Individuellste zum Allgemeinen; das Erlebte und Erlittene zum Erstrebten und Gewollten, und sollte er die Ironie, den Hohn, die Grausamkeit gegen sich selber kehren! Sein eigenes Schicksal beweist eben nichts weder gegen noch für den Wunsch des Daseins als solchen: ja, ein überwiegendes Glück oder Leid der Gesamtheit hat nichts mit der Berechtigung und der Kraft des Lebens, sein zu wollen, zu thun.

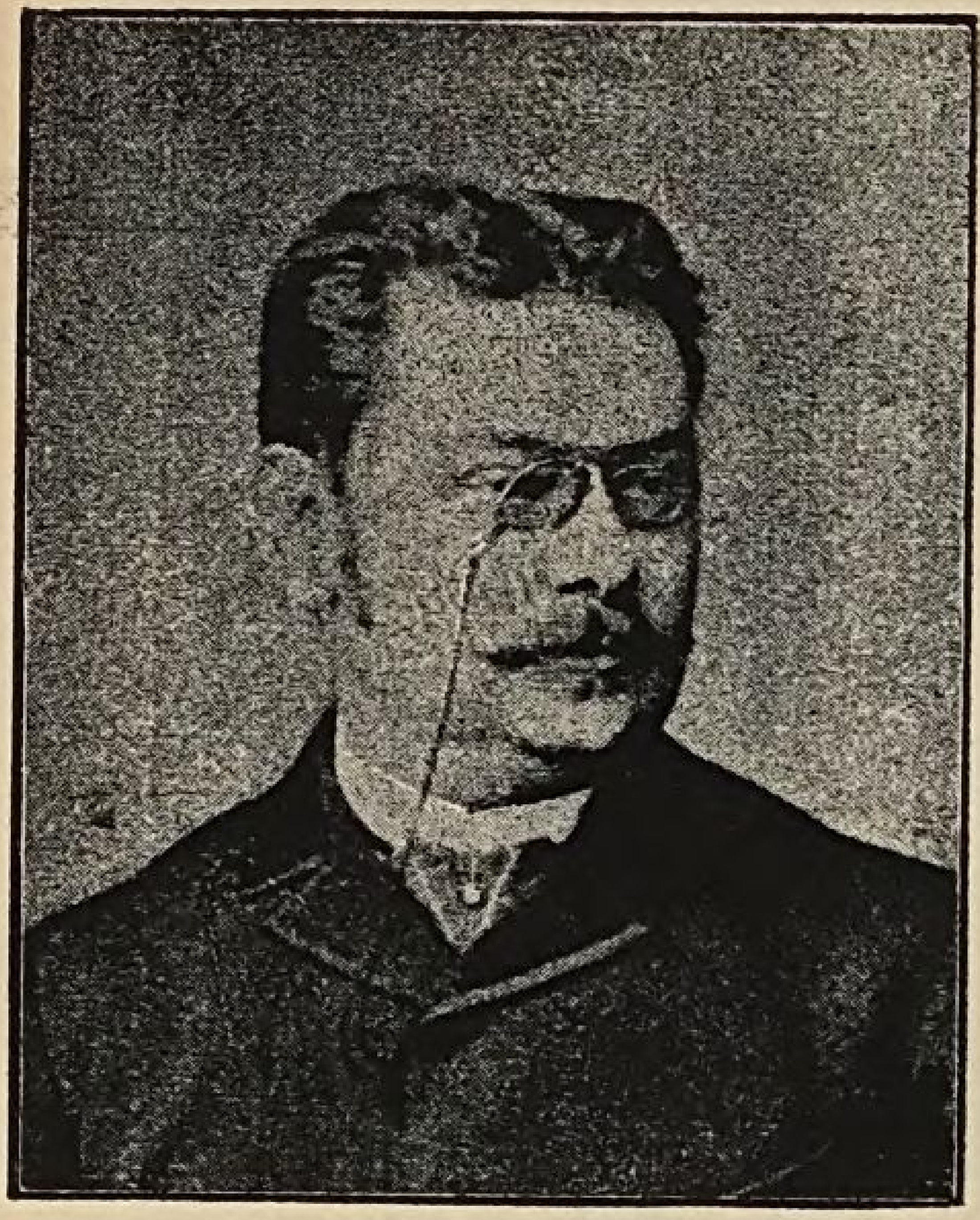
Darum erscheint auch mir Zarathustra riesengroß, obschon er für mich nicht das Ideal darstellt, vor dem ich „knieen" kann; aber es ist ein ringender Geist, der bis zum Titanen aufsteigt, ohne sein Menschliches zu verlieren. Hierin ist er Shelleys „Prometheus unbound" überlegen, mit welchem er uns dem Leben zurückgiebt und vom Schicksal entbindet, über den hinaus er aber den Menschen für die Zukunft nicht nur zu stählen, sondern umzuwandeln hat. Daß diese Umgestaltung zum „Uebermenschen" nur angedeutet ist, läßt der Phantasie einen weiten Spielraum, sie sich innerhalb gewisser Grenzen vorzustellen. Und diese Grenzen sind jene der Bedingungen des Lebens selber, nach den Begriffen der Entwickelung: also leben, sich entwickeln, sich aufs Aeußerste anstrengen, siegen wollen — ob auch auf den Sieg der Tod wartet: nam desiderium nostrum est desiderium vitae, non mortis, wie man mit einer Vertauschung der spinozischen scientia sagen könnte. Also nicht bloß gutheißen, noch weniger bloß ausharren, sondern freudig auf sich nehmen, vielmehr in die eigene Hand nehmen und umgestalten, was einem beschieden ist, um das Schicksal gewissermaßen zu zwingen, den vorgeschriebenen Lebensbogen schöner und höher zu wölben. Der Zukunftsmensch also bis zu einem gewissen Grade als arbitrium vitae!

Es ist eine hohe Aufgabe; und wäre es ein Traum, so wirkte er nützlich. Ob wir wissenschaftlich von der „Unfreiheit" des Willens überzeugt sind, handeln wir im praktischen Leben, als ob wir frei wären. Diese Empfindung hat uns der Pesimismus schon allzusehr geschwächt, ohne daß uns das Dasein darum leichter geworden wäre, während wir unserer Aufgabe ohn=

mächtiger gegenüber traten, als es notwendig war. So kann es nur von Nutzen sein, daß wir wieder handeln lernen, statt die Hände in den Schoß zu legen und zu klagen; und sollte auch nichts dabei herauskommen, so wäre es schon hoher Gewinn, wenn die Zeit in der Arbeit, statt im Griesgram, verstriche. Das Glück suchte Zarathustra zu allerletzt, wie alle Weisen, dennoch lächelte es ihm am Wege; die Wahrheit ist das Wahrgeglaubte, und auch das hat er genossen; doch was ihn nach jeder Ermüdung und psychischen Erniedrigung am meisten erhoben, war sein Wille zur Gestaltung seines und fremden Lebens.

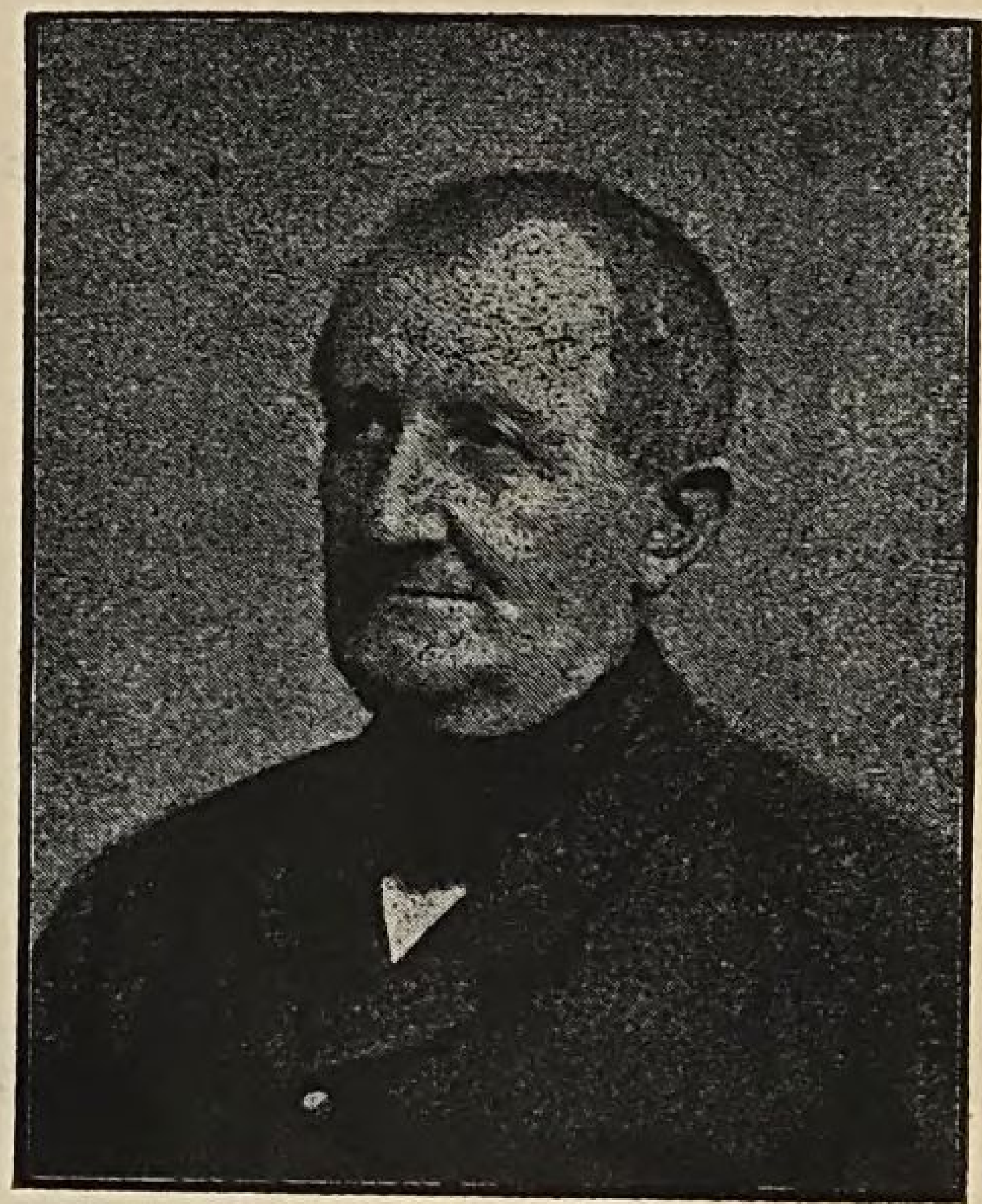
Darum dachte er selber so hoch, ja vielleicht zu hoch, von Zarathustra; aber das wollen wir ihm nicht verübeln. In der Empfindung aufgewachsen, daß das Dasein ein Uebel; in der Kunst ein Palliativmittel kennen lernend, das ihm zeitweilig über das Leid hinweghalf, war ihm spät die Erkenntnis gekommen, daß nur die Betrachtung das Leben lebenswert mache, jene Betrachtung, die Platon und Aristoteles vergötterten, und welche ihm nicht beschieden war. Wie mußte es da in ihm aufflammen, als sich ihm der „Wille zum Leben" in den „Willen zur Macht" wandelte, und er diesen siegreichen Willen gegenüber aller Ohnmacht gutheißen konnte als sein Verkünder!

In diesen sich widersprechenden Entwickelungsphasen und in dem Widerstreit zwischen Gemüt und Geist müssen wir Nietzsche betrachten, um ihm als Denker gerecht zu werden und als Dichter zu bewundern. Er wähnte sich selber ein zerbrochenes Gefäß als er von Wagner schied; und doch hat er erst nach jener Stunde und während harter Kämpfe seinen Weg gefunden. Es war der Weg des Lebens, nicht jener der Entsagung; der That, nicht der Ekstase; der Einsicht, nicht des Glaubens: der Weg, den er uns gehen heißt, nicht weil wir einmal leben, sondern weil es nur des Menschen würdig ist, sich seinen Weg zu gestalten. Ihm war es nicht leicht gemacht, wie die Schwermut vieler seiner „Gedichte" verrät; aber man lese auch die schalkhaften und schelmischen, die liebevollen und hingebenden, die entschlossenen und kühnen; man lausche der ganzen Skala seiner vielseitigen Leier, als der Stimme des launigen Lebens. Wenn man dann noch teilnamlos bleibt, so greife man zu „Also sprach Zarathustra": dem großen Tröster, dem milden Zusprecher, dem Ansporner, dem Versöhner mit schwersten Aufgaben, dem Sieger über unsere Schwächen!



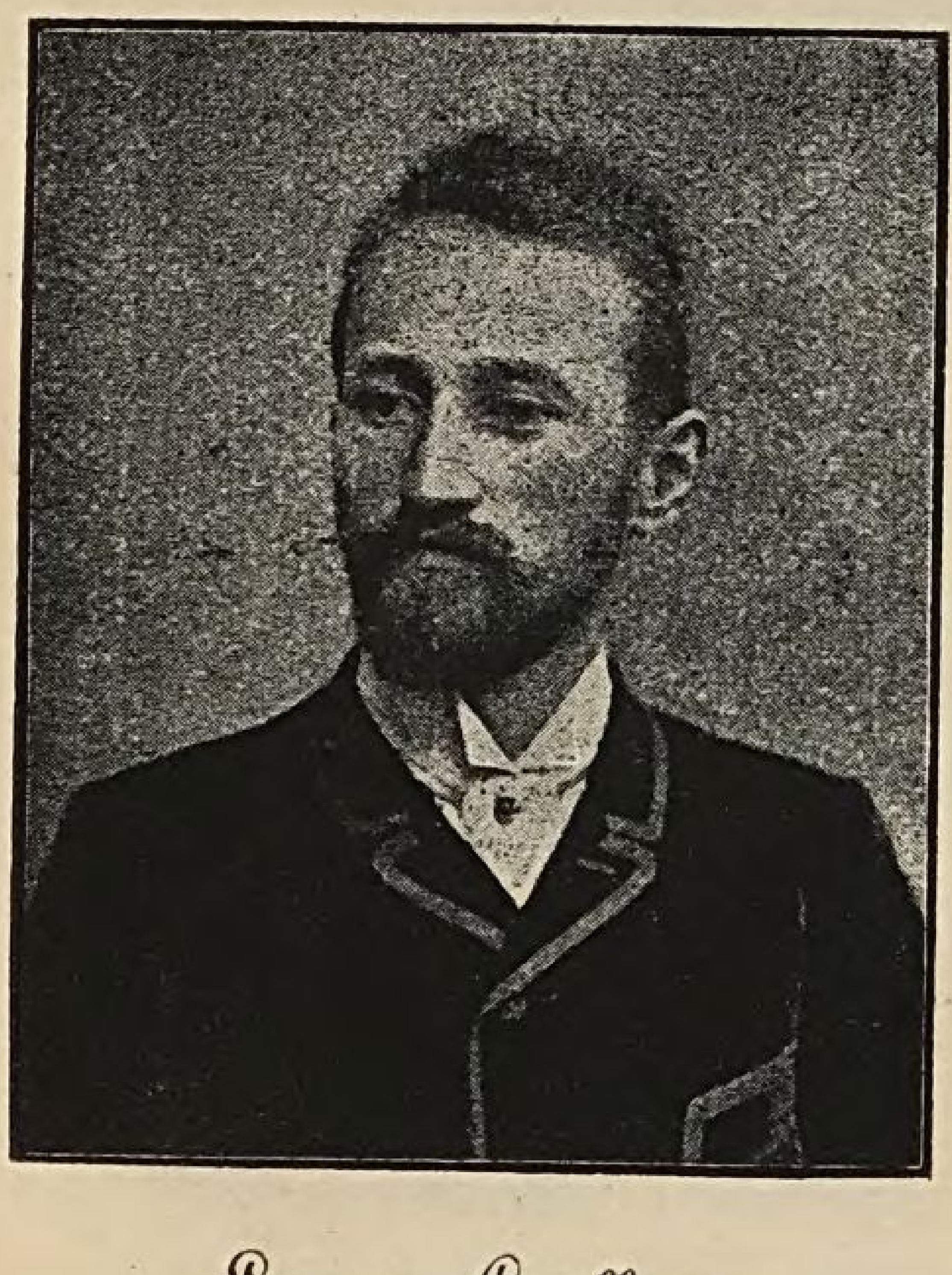
Clemens Drache.

Bürgermeister in Treuen i. V. * 30. 8. 57 in Bautzen, stud. d. Rechte in Berlin.



H. W. Daniel.

Stadtrat und Bäckermeister in Bleicherode. * 1. 7. 27 in Pustleben.



Eugen Gresser.

Schriftsteller u. Goldschmied i. München. * 17. 12. 63 in Kehl a. Rh.



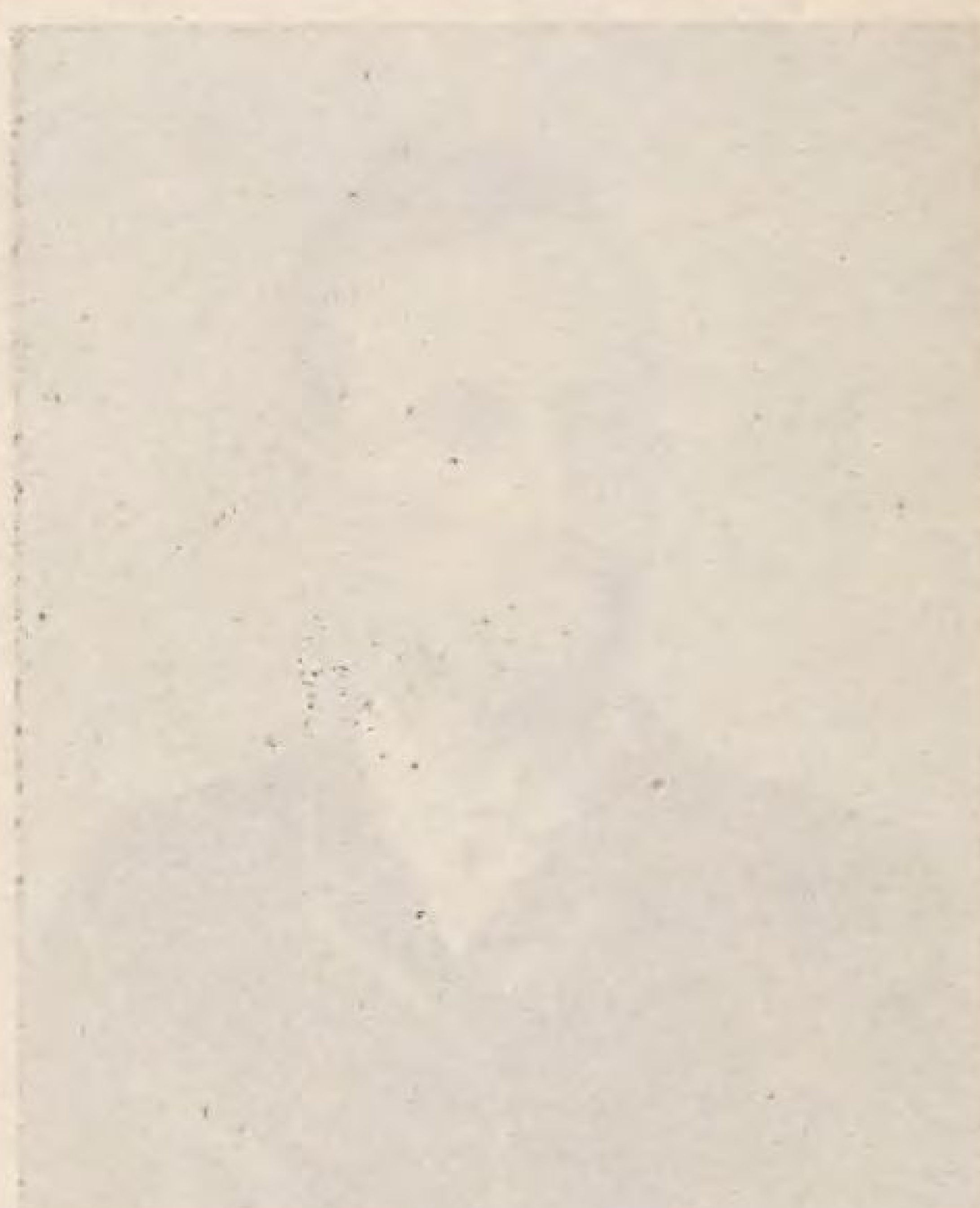
Regina Julian.

Frau Regina Schlesinger, gb. Spiro. Vors. des Luisenheims in Breslau. *das. 1. 6. 56.









Bernhard Alexander Bargmann.

Im Gebirg.

Nun hast du mich ja wieder,
Du Bergeseinsamkeit,
Stimmst mich auf alte Lieder —
Wie wird das Herz mir weit!

Durch hoher Wipfel Rauschen
Klingt alter Sagen Ton,
Ihm kann jetzt wieder lauschen
Dein freier Waldessohn.

Nicht treibt nach flücht'gem Wallen
Mich Pflicht aus dir hinaus,
Nein, deine heil'gen Hallen
Sind jetzt mein Heimathaus.

Ob deine Züge zeigen
Verfinstert sich, ob hell:
Du läßt Gemeines schweigen,
Weckst reinen Lebens Quell.

Dein hoher Ernst der Züge
Stimmt ernster auch den Geist,
Ja, wie dein ganz Gefüge
Uns höhre Bahnen weist.

Es wagen deine Wächter
Sich fast zum ew'gen Schnee,
Welch Aug wär tiefer, echter,
Als deins, der stille See?

So führe denn aufs neue
Hinauf in deine Welt
Den Jünger, der in Treue
Dir Dankbarkeit stets hält.

Wiedersehen.

O Wasgenwald, wie sehen wir uns wieder?
Ganz anders, wahrlich, hatte ich's geglaubt.
Erwarte heut von mir nicht frohe Lieder
Hat doch der Tod das Liebste mir geraubt:
Mein Weib, mein Glück, wie schnell ist es verschwunden,
Ich schau auf dich, das Herz voll blutger Wunden,
O Wasgenwald, o alter Wasgenwald.

Inzwischen bist derselbe du geblieben,
Wild pfeift wie sonst der Wind von Welschland her!
Einst schickt mit ihm ich Grüße viel der Lieben,
Jetzt trifft er sie auf dieser Welt nicht mehr:
Sie schläft, befreit von allem Erdenkummer,
So friedlich, still den langen Grabesschlummer,
O Wasgenwald, o alter Wasgenwald.

So steh ich hier, vom Erdenglück verlassen,
Weiß nicht, was ich auf dieser Welt noch soll.
Kaum kann mein Herz die harte Wahrheit fassen:
Vor kurzem noch der süß'sten Träume voll —
Sind's Träume leider ja auch nur geblieben,
Erwachend find ich mich am Grab der Lieben,
O Wasgenwald, o alter Wasgenwald!

Frz. Reinh. Jos. Böhm.

Sehnsucht nach der Heimat.

Getrennt von dir durch weite Ferne
Bin einsam ich im fremden Lande,
Muß folgend meinem Schicksalssterne,
Verweilen hier auf ödem Sande.

Ermangle nun der Eltern Liebe
Und der Geschwister trauten Mitte;
Hab keinen Freund, daß gleiche Triebe
Verschönern meines Lebens Schritte.

Zwar wehet allwärts auf den Auen
Des Allerhöchsten heil'ger Oden,
Doch ist's mir nicht vergönnt zu schauen,
Was stets ich fand auf Heimatsboden.

Die Vöglein mit dem Glanzgefieder,
Sie singen wohl auf allen Zweigen,
Doch Schmerz, all' ihre muntern Lieder
Ergreifen mich gleich Trauerreigen.

Der Wellen Plätschern, lustig Rinnen,
Der Blätter Wehn in ferner Zone
Verscheuchen nicht mein tiefes Sinnen:
Sie plaudern nicht im Heimatstone.

Drum ist der Sehnsucht heiß Verlangen,
Daß mich umschlössen süßre Bande.
Doch können sie mich nur empfangen
Im lieben, trauten Heimatlande! —

Friedrich Brombacher.

Guten Morgen.

Mütterlein, mein Mütterlein
Sag mir guten Morgen,
Schau mich an, die Freude lacht,
Eilig fliehen Sorgen.

Leuchten nicht wie Morgenrot
Meine lieben Wangen?
Hast im Aug den Sonnenschein
Du nicht aufgefangen?

Ach und einen lieben Gruß
Darf ich an dich sagen,
Gottes Englein hat im Traum
Mir ihn aufgetragen.

Sollst nur froh und munter sein,
Engelein will wachen,
Wenn dein übermütig Kind
Treibt zu tolle Sachen.

Mütterlein, mein Mütterlein,
Sag dir guten Morgen,
Schau mich an und laß für uns
Nur den Himmel sorgen.

Frühling und Herbst.

Der Frühling und Herbst, die lagen in Streit,
Wer Besseres bringe von Beiden,
Da wollten sie ihre Trefflichkeit
Durch eine Probe entscheiden.

Der Lenz ließ aus der Erde Schacht
Die Maienglöckchen ersprießen,
Die zartesten Düfte mit heiliger Pracht
Wußt er zusammenzuschließen.

Der Herbst stahl sich der Sonne Glut
Und schenkt sie am Rhein den Reben,
Die würzigste Blume mit heißem Blut
Verstund er so zu erwählen.

Ein armer Poet von Herz und Gemüt,
Der sollte den Kampf entscheiden

Und rühmen dann in feurigem Lied
Des Siegers Herrlichkeiten.

„Maiglöckchen," rief er, „du Blume zart,
Ich kenne nicht deines Gleichen,
Drum möcht ich deiner seltenen Art
Die Palme gerne reichen.

Rheinwein, wie brennen die Wangen so heiß,
Wie jubelt das Herz voll Entzücken,
Mich zwingt es fast, mit des Sieges Preis
Begeistert dich zu schmücken.

Doch nein, den Streit entscheide ich nicht,
Ihr Beide habt überwunden,
Maiglöckchen und Rheinwein sind ein Gedicht
Von Herbst und Frühling gebunden.

Bei Lenzesdüften des Rheinweins Glut
Schlürf ich in süßem Behagen.
Ich denke, so könnt Ihr beide gut
Euch mit einander vertragen."

Gustav Calliano.

Sinnsprüche.

1. Schaffensdrang und Unverstand
Gehen leider Hand in Hand,
Was durch Schaffensdrang entsteht —
Wird durch Unverstand verweht.

2. Es kommt zu spät der gute Rat —
Wenn er gespendet nach der That,
Drum rate, eh die Zeit vergeht,
In der so schnell die That entsteht.

Du hast kein Herz.

Du hast kein Herz,
Und kein Gemüt,
Du gleichst dem Erz
Das nie erglüht —
Das nie zu Tag
Am Wege lag, —
Und unbegehrt
Verlor den Wert!

Heinrich Wilhelm Daniel.

Und wärst du eine Blume.

Und wärst du eine Blume
Und ich der Morgenwind,
Den ersten Gruß, den brächte
Ich Dir, du herzig Kind.

Und wärst Du eine Blume
Und ich der Morgentau,
Ich schmückte Dich mit Perlen
Auf frischer, grüner Au.

Und wärst du eine Blume
Und ich ein Sonnenstrahl,
Ich küßte dir die Lippen
Viel tausend, tausendmal.

Und wärst du eine Blume
Und ich ein Käferlein,
Grüb ich an deinen Herzen
Mein Grab zum Sterben ein.

Uhr und Herz.

In meiner Stube an schlichter Wand,
Da hat eine Uhr gehangen,
Die hatte geschlagen manch liebes Jahr
Und war geruhig gegangen.

Sie hatte mir manch glückliche Stund'
Und manche trübe geschlagen,
Sie tickte in ruhigem Tempo fort
In guten und bösen Tagen.

Da saß ich an einem Feiertag
Im trauten Kreis meiner Lieben,
Es tickte die Uhr — ein letzter Schlag —
Dann war sie stehen geblieben.

Es hat mir so manches treue Herz
In Liebe entgegen geschlagen,
Bis daß es wurde zur ewigen Ruh,
Zum Gottesacker getragen. — —
Du eignes Herz, ach warte nur,
Auch dir gehts einstens wie der Uhr.

Johann Georg Fischer.

Der Sonne.

Gestern ein Rieseln
Im weichen Eise,
Heute ein Bach
Auf der Frühlingsreise;
Gestern ein Kind
Mit Schleif' und Band,
Heute Jungfrau
Im Festgewand;
Wohin? Wer weiß?
Und wem der Preis?
Frage die Biene,
Wohin sie fliegt,
Frage die Hoffnung,
Wo Eden liegt.

Ans Ziel.

Rötlich am Hügel
Bist du erwacht,
Rötlich am andern
Bist du entschlummert,
Aber unendlich
Feuer hast du,
Unendlich Leben
Seit dem Erwachen
Einer Welt entzündet.
Wie göttlich einzig,
Zu solcher Thatlust aufzustehen,
Nach solcher Thatlust hinzusinken,
Du Heldin Sonne!

W. Marthen.

In Zell am See (Träumerei).

Fern von den Lieben, im fremden Land,
Sitz ich am plätschernden See, und mein Sinnen
Will hier der himmlischen Sehnsucht Band
Leise und träumend zu weben beginnen.

Thatenlos ruhen die Hände im Schooß;
Laß den Gedanken drum gerne den Willen! —
Eilend nun schweifen sie, fessellos,
Heimlich ihr sehnend Verlangen zu stillen!

Und auf den schimmernden Wogen ganz leis,
Nahen sich ferne geliebte Gestalten!
Ob Phantasie, die malende, weiß
Fest sie mit lieblichem Zauber zu halten?

Ja, sie sind bei mir, ich höre sie lieb
Schmeicheln und plaudern, kosen und lächeln!
Weh! ich erwache! — Vom Traum nur blieb
Plätschern der Wogen und Westwinds Fächeln!

Doch ich erfaß jetzt mit offenem Blick
Freudig das Bild, das die Gegenwart spendet,
Dankbar preisend ein gütges Geschick,
Das meine Schritte hierher gewendet!

Der erste Streit.

Nicht glaube, daß der erste Streit
Die Herzen trennt und sie entzweit!
Er lichtet nur, wo es nicht klar.
Und ist die Liebe treu und wahr,
So wird durch die Versöhnungsstunden
Nur fester Herz an Herz gebunden!

Marie Doberenz.

Verdorrt.

Das Blühen und Grünen ein Ende fand,
Die Erde hüllt sich ins Totengewand.
Wie Seufzen und Stöhnen zieht es durchs Ried,
Der Sturm singt heulend ein Klagelied:
Wie alles verdorrt, wie alles verweht,
Auch leiden und lieben einst untergeht!
Lasse das Klagen, das Herz zwing zur Ruh —
Ein Hügel, ein Hügel deckt bald dich zu! —

Was ich möchte!

Möchte einem Vöglein gleich
Eilend zu dir fliegen
Und mein Haupt an deine Brust
Fest und innig schmiegen.
Würde flüstern dann dir zu:
„Hier bin ich geborgen,
Fand nach Stürmen bei dir Ruh, —
Fern sind Leid und Sorgen!"
Du mein Liebster, mein Begehr, —
Sollst mich treu umfassen
Und mich nimmer, nimmermehr
Wieder von dir lassen.
Möchte einem Vöglein gleich,
Eilend zu dir fliegen
Und mein Haupt an deine Brust
Fest und innig schmiegen.

A. Ritter v. Dulczynski.

Müde!

Müde bin ich, wie der Strahl der Sonne,
Der im Winter durch die Wolke dringt;

Müde bin ich wie die Welle,
Die im Sande still versinkt!
Wie zum letzten Schlag noch einmal
Sich das Herz zusammenrafft,
Alles Sehnen, alles Denken
Der letzte Augenblick zusammenrafft.
So steh ich da — und kämpf zum letzten Male,
Ich weiß es ja — es ist der letzte Kampf, ich falle!
Müde bin ich wie die Flammen
Die leise nach dem Kampf verglimmen,
Müde bin ich wie die Lieder
Die im ewgen Raum verklingen!

Aus dem Lieder-Cyklus „Ninon".

Alles versinkt,
Alles verwischt,
Alles verklingt,
Alles verlischt —
Von allem Glück
Bleibt dir zum Schluß,
Nur noch zurück,
Der — erste Kuß!

Clemens Drache.

Santa Lucia.

Wie dämmert so milde die Herbstesnacht,
Still ruht der Ostseehafen,
Der Mond erglänzt in silberner Pracht,
Die Menschen träumen und schlafen.

Ich wandre am einsamen Ufer allein,
Längs unter den blätternden Bäumen,
Und eingeschläfert vom Mondenschein
Beginnt die Seele zu träumen.

Sie träumt von goldener Jugendzeit,
Da in Italiens Landen,
Berauscht von Liebesseligkeit,
Zwei trunkene Herzen sich fanden.

Da auf dem Golfe von Napoli
Sie ewige Liebe sich schworen,
Indeß der Vesuvio Flammen spie,
— Vergangen! verklungen! verloren!

Da horch! in diese Träume hinein
Tönt's nicht wie italische Klänge?
Das Santa Lucia so süß und rein,
Bekannte, traute Gesänge.

Kein Traum ists, von der italischen Yacht
Da hallen die Töne wieder:
Es singt in die nordische Herbstesnacht
Der Schiffer der Heimat Lieder.

O Santa Lucia, sei mir gegrüßt
Am deutschen Ostseestrande,
Du hast mir manche Stunde versüßt
Dereinst in italischem Lande.

Auch auf dem Golfe von Napoli
Erklangst du aus ihrem Munde —
Wie sang so sanft, so berauschend sie
Zu mitternächtiger Stunde . . !

Der Schiffer schweigt, es ist sein Sang
Im Meeresrauschen verklungen,
Doch mir im Herzen klangen noch lang
Die lieben Erinnerungen!

Isola bella.

Kennst du das Eiland, wellengeboren?
Sonnengeküßt und traumverloren
Steigts wie ein Wunder der Wasserfee
Auf aus den Fluten des Langensee: Isola bella.

Pflanzen aus tropischer, sonniger Ferne
Üppig entfalten die Blütensterne,
Blumen berauschenden Duftes blühn,
Farben in leuchtendem Glanze glühn, — Isola bella..

Fern von des Weltstreits Lärmen und Hassen
Thronen in Frieden die stolzen Terrassen;
Nur wenn Abends die Sonne schied,
Singen die Fischer ein frommes Lied, — Isola bella!

Leise die Berge, die fernen, vergluten,
Dunkel umschleiert die plätschernden Fluten;
— Horch, sie erzählen geheimnisvoll,
Daß sie der Mond heut küssen soll! Isola bella!

Isola bella im Mondenscheine
Gleicht dir auf Erden der Inseln keine!
Sieh, schon steigt er in leisem Lauf
Über den schlummernden Bergen herauf! Isola bella!

Und die Wellen zittern und flüstern,
Immer nach neuen Küssen lüstern,
Aber die Bäume am Uferrand
Träumen vom fernen Heimatland. Isola bella!

Morgens im rosigen Frühlingsschimmer,
Tags im gleißenden Sonnenflimmer,
Abends im milden Mondenschein . . .
Nimmer, o nimmer vergeß ich dein, Isola bella!

Volkmar Einenkel.

Frei.

Mir ist, als stürmt ich wie ein Roß
In wild hinjagendem Sturmeslauf,
Nicht achtend der Gefahr,
Hin sonder Zaum und Zügel!
Mir ist, als hätt ich Flügel
Und schwänge mich hoch hinauf
Hoch über Hütt und Schloß
Weit über Berg und Hügel,
Als wie ein Adelaar.
O Freiheitsluft, o Freiheitsluft,
Dich atme ich mit voller Zügen!
Was mich gehalten, Kett und Band,
Des Stumpfsinns schnöde Sklaverei,
Die mich umstrickt, die mich umwand,
Liegt hinter mir, frei ist die Brust,
Sie wollt dem Zwang sich nicht mehr fügen!
Heil! Ich bin frei!

Wehmut.

Von Allem, was auf Erden wohnt
Der Schmerz uns wohl am treusten liebt.
Hast du im Glücke je getraut:
Wie bald ist alles Glück zerstiebt

Und wohl dir, wenn der Wehmut Kuß
Dem Herzen linden Balsam giebt,
Weil du erkennst, 's ist Schicksalsschluß,
Daß sich dein Herz im Leiden übt.

Eugen Gresser.

Die Leichtsinnige.

Sie schmückte sich wieder zum lustigen Tanz,
Es war ja die Zeit voll Schimmer und Glanz.
Verscheucht sei mein Kummer, ich flattre dahin,
So dachte sie damals im sorglosen Sinn!
Was hab ich daheim? Nichts als Verdruß
Der mir die Jugend verbittern muß,
Doch sollts mein letzter Heller sein
Man lebt nur einmal, ich will mich erfreun! —
Wohl warnte die Mutter: „Du böses Kind,
Folg meinem Wunsche, sei nicht blind
Der Leichtsinn dir viel schaden kann,
Eh du noch denkest recht daran!“ —
Was halfs, wenn so die Mutter sprach,
Die Tochter kehrt sich nicht darnach!
Auf des Vergnügens goldnem Weg
Fand nun ihr Herz die beste Pfleg.
Durcheilt hatt' sie schon manche Nacht
Und drinnen geschaut verderbliche Pracht.
Sie fühlt sich gehoben, getragen empor,
Wo sie sich im Taumel der Freude verlor!
Bald stand sie an des Abgrunds Rand,
Von dem sie keinen Rückweg fand,
Und ward hinuntergerissen
Als sie die Sinne verließen! —
Da stand vor ihr des Lasters Gestalt,
Die faßte ihr Opfer mit jäher Gewalt,
Das konnte sich nicht mehr wehren,
All Bitten umsonst und Beschwören! . . . . .
In dunkler Kammer liegt stöhnend ein Weib,
Gemartert vom Geiste im siechen Leib
An dem viel Wunden nagen
Als Rest von schönen Tagen! —

Die Zeit der Freuden war beendet,
Ihr Lebensglück hat sich gewendet.
Die Mutter tot, das Kind allein,
Es sieht die Welt im fahlen Schein!

Karl Herold.

Sommerabend.

Nun hab ich heut am Waldesrand
Im Haidekraut gelegen,
Es war so still im weiten Land
Einsam auf allen Wegen.

Nur eine späte Lerche sang
Und schmetterte hoch in Lüften;
Kein andrer Ton, kein andrer Klang
Nur Blühen rings, und Düften.

Und weicher gelber Abendschein
Und Berge fern im Blauen
Und winkende Blumen am grünen Rain
Und farbig schimmernde Auen.

Und schimmernde Träume umzogen mich sacht
Und machten das Herz mir trunken.
Dann ist aus leichtem Dämmer die Nacht
Sanftatmend herniedergesunken.

Werbung.

Im Fenster blüht ein Veilchenstock
Und Vögelein im Garten:
Dort wird die Dirn im roten Rock
Beim Mondschein dich erwarten.

Schleich durch den Hof zum Taubenhaus
Hin in die dunkle Ecke,
Da führet eine Thür hinaus
Zur duftgen Fliederhecke.

Es ist ein einsam schöner Platz,
Du magst dein Herz wohl hüten,
Es buhlen dort um diesen Schatz
Eine Dirn und tausend Blüten.

Regina Julian.

Ich bin Dir gut.

Was meine Lippen Dir sagen,
O glaub es, Geliebter, nicht,
Mein Auge mußt Du fragen,
Drin steht es geschrieben licht.

O laß meine Lippen verschweigen,
Was Deine Liebe mir gab,
Mein Auge nur soll Dir zeigen
Wie ich so lieb Dich hab.

Wenn jemand fällt. —

Wenn Jemand fällt, dann geben Alle,
Auch Jene die ihm nicht zur Höh'
Geholfen, einen Tritt zum Falle
Und kümmern sich nicht um sein Weh.
Drum suche immer nur zu steigen
Denn wenn Du erst im Sinken bist,
Dann werden Dir gar Viele zeigen
Wie bald man Dein Verdienst vergißt.

Sophie v. Keller.

Alte Jungfer.

„Du gehst so einsam durch das Leben!
Hast Du niemals das Glück gekannt,
Das treue Liebe nur kann geben,
Niemals geknüpft der Freundschaft Band?"
„Ich war nicht einsam und verlassen,
Als ich noch jung war, Kind, wie Du;
Doch manches Glück muß früh erblassen,
Manch teurer Freund geht früh zur Ruh.
Schau an die Pracht der Frühlingsblüten —
Ein kalter Hauch — sie sind dahin —
Willst Du Dein Herz vor Frost behüten,
Bewahr Dir einen frommen Sinn.
Sieh wie des Epheus zarte Ranken
Den Baum umschließen, treu und fest,
Dem Herzen gleich, das ohne Wanken
Von seinem Horte nimmer läßt.

Selbst bei der Winterstürme Toben,
Bleibt doch der Epheu grün und schön,
Ein Herz, deß Lieb und Hoffen oben,
Kann nicht im Unglück untergehn.
Sind seine Freunde ihm gestorben,
Wohl fühlt es: Abschied wehe thut,
Ist ihm sein schönstes Glück verdorben,
Er weiß sich doch in sichrer Hut.
Es wandeln Engel ihm zur Seiten,
Die helfen tragen alles Leid;
Sie werden mich auch treu geleiten —
Sprichst Du nun noch von Einsamkeit!

Jos. Kerausch-Heimfelsen.

Göttlich und Menschlich.

„Es sei!“ rief Gott und kam zur Erde
In sternenheller Winternacht,
„Ich hab genug für diese Menschen
Der Opfer schon als Gott gebracht.

Als Mensch will ich mit ihnen leben,
Sie lehren von der Göttlichkeit,
Und — unterweisen sie als Brüder
Im Kampf um die Unsterblichkeit.

Sie lehren, wie man göttlich liebe;
Die Duldsamkeit als erste Pflicht,
Und, menschlich faßbar ihnen zeigen
Der Gottheit hohes Angesicht.

Und von der Menschen Gleichheit lehren
Wie von dem großen Menschenrecht,
Deß sich als göttliches Vermächtnis
Erfreut das irdische Geschlecht.

Barmherzigkeit will ich sie lehren
Als Mensch nun unter Menschen dort,
Damit nicht länger Pharisäer
Zerstümmeln mir dies Gotteswort.“

So sprach der Herr und kam zur Erde.
Er predigte sein Gottesmund.
Doch, bald schon gab der Mensch Pilatus
Das Todesurteil Christi kund.



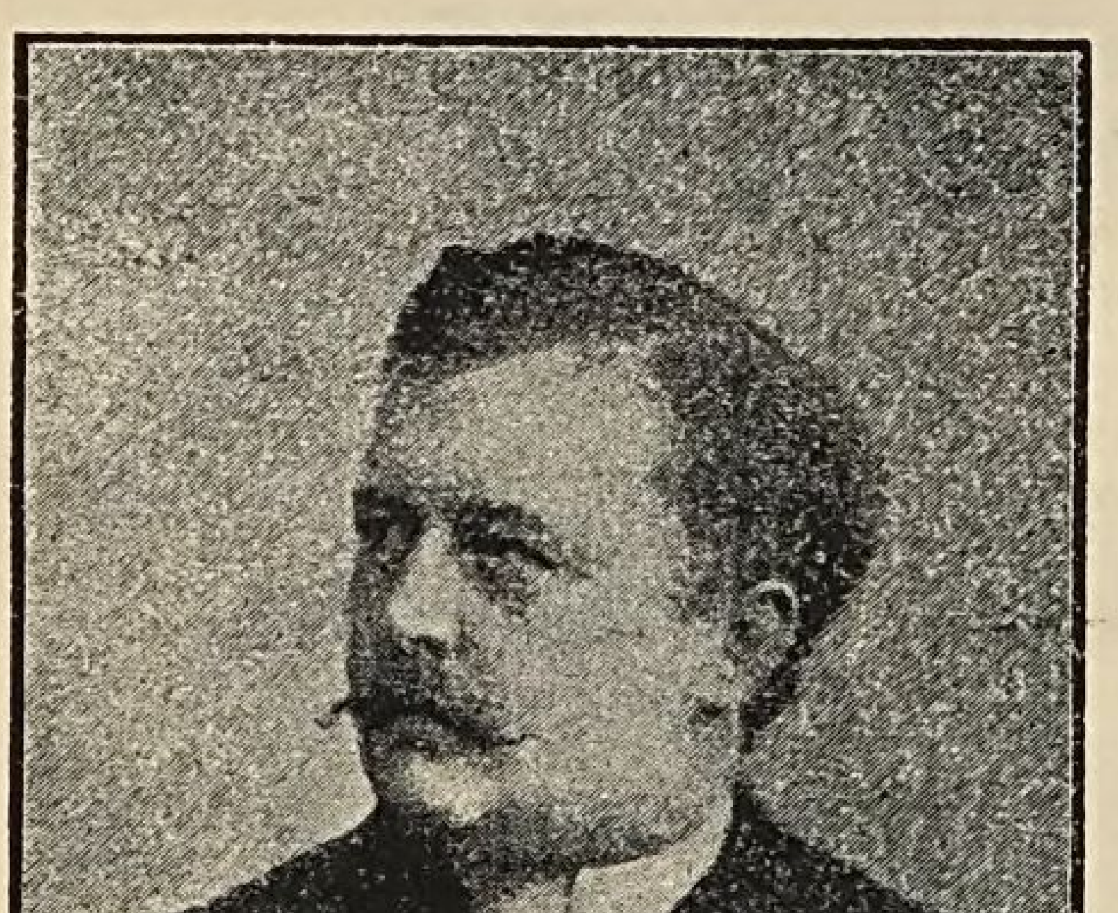
B. A. Bargmann.

Kaiserlicher Oberförster in Hüsseren-Wesserling. * 15. 3. 56 in Eppendorf.



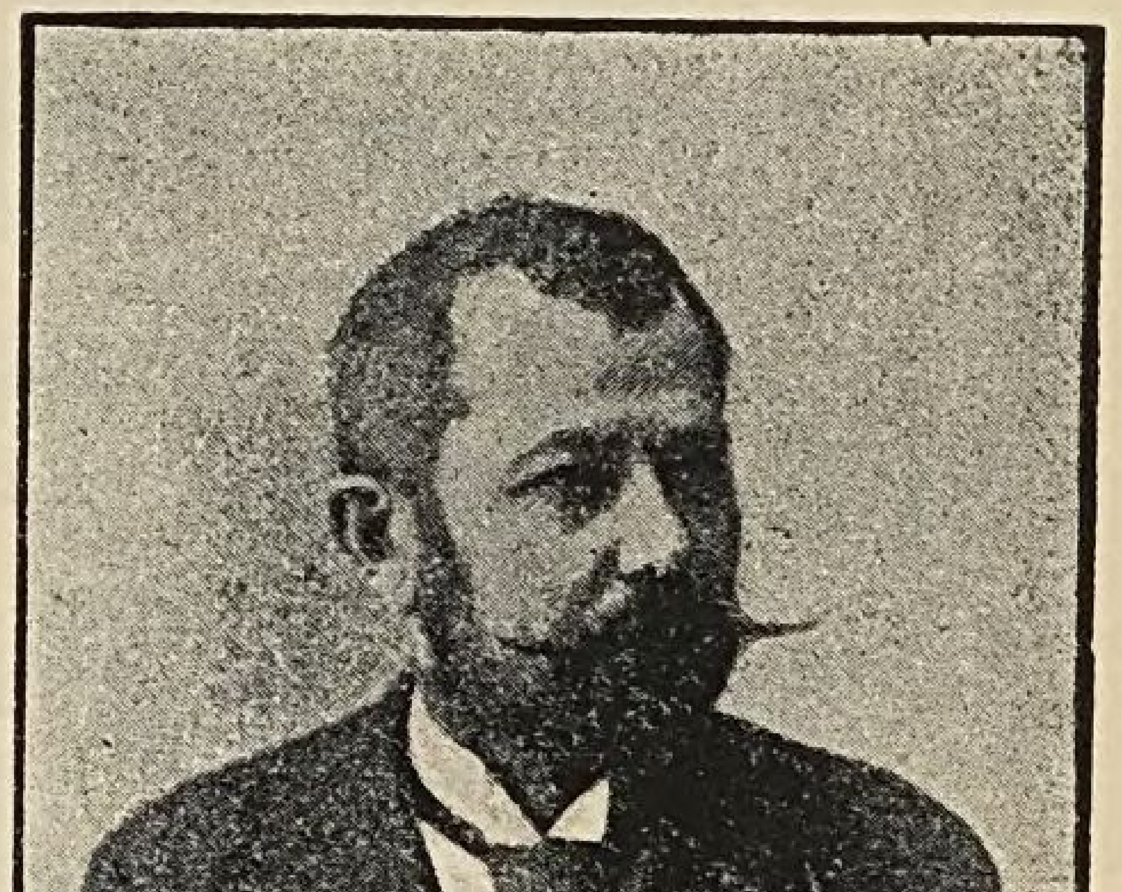
F. R. J. Böhm.

Priester in Festus Mo. * 11. 5. 60 in Haltern, stud. Theologie.



Friedr. Brombacher.

Rechtsanwalt in Pforzheim. * 20. 1. 61 in Steinen, stud. die Rechte in Freiburg und Heidelberg.



J. L. G. Calliano.

Kunstschriftsteller in Baden b. Wien. * 11. 7. 53 zu Laibach, stud. Handelswissensch. und Archäologie.

Marie Knitschke.

Die Witwe.

Ich sitz in Träumerei versunken
Und denke an mein altes Glück; —
Doch all mein Weinen, all mein Sehnen
Bringt das Verlorne nie zurück.

Ich kann es immer noch nicht glauben,
Daß ich dich ganz verloren hab' — —
So sinne ich und Thrän' um Thräne
Tropft heiß von meinen Wangen ab.

An Gottes großer Lieb' und Güte
Verzweifelnd ziehts durch meinen Sinn:
Daß ich ohn' Liebe, ganz verlassen,
Daß ich recht arm und elend bin.

Da eilt zu mir mein kleiner Knabe,
Bringt all' sein Spielzeug her zu mir:
„Was weinst du Mutter?“ frägt er leise,
„Ich spiele mich so gern mit dir!“

Und schmeichelnd schlingt er seine Hände
Um meinen Hals so lind — so weich —
O Gott vergieb! — Verzeih die Sünde,
Bin ja doch unaussprechlich reich! —

Glück.

Was ist das Glück? Viel Erdenmacht besitzen?
Und Edelsteine, die wie Feuer blitzen?
Und Reichtum jeden Wunsch sich zu gewähren
Und hohe Stellung, Ruhm und große Ehren? —
Mög mancher dies als höchstes Gut erkennen,
Ich weiß dir noch ein höheres zu nennen:

Ein holdes, treues Wesen sich zu finden,
Und still und wahr sein Herz sich zu ergründen,
Und Leid und Freud' in allen Lebenstagen,
In Liebe mit einander treu zu tragen,
Verstanden sich zu sehn, in jedem Blick
Und Wort und That — das nenn' ich Glück!

Georg Scherer.

Das Brustbild.

Zum Photographen kimmt a Deandl
Und sagt verlegen schier:
„Herr Photograph, i möcht a Bild
A recht a schöns vo mir.“

„Ja“, sagt der Mann, „wie möchtst es denn
Du Deandl hübsch und fein:
Solls Visit oder Kabinet,
Ein Kniestück, Brustbild sein?“

„A Kniestück? Gehns! dees schickt si nit;
A Brustbild waar scho fei;
Nur sollt halt, wann mers richtn kunnt,
Der Kopf aa derbei sei.

Mein Kind, wir haben uns gefunden.

Mein Kind wir haben uns gefunden,
Nicht in der Freude Wunderland;
Uns hat das bittre Leid verbunden,
Des gleichen Schicksals schwere Hand.

Ein Schmerz, der herbste aller Schmerzen,
Die gänzliche Verlassenheit,
Hat fest vereint zwei fremde Herzen
Für alle Zeit und Ewigkeit.

Was Glück verschafft, das kann verschwinden
Leicht wie des Glückes Sonnenschein;
Doch die im Unglück sich verbinden,
Mein Kind, die trennt der Tod allein.

Adolf Brieger.

Nacht.

Sei willkommen, sei willkommen,
Nacht, du Allversöhnerin,
Die den Tag hinweg genommen,
Kranken Seelen zum Gewinn!
Was in seines Lichtes Grelle
Scharf sich von einander schied,

Schmilzt in milder Sternenhelle,
Wie das Leid sich löst im Lied.

Wenn der guten Geister Walten
Starres Ich in Schlummer wiegt,
Unter deines Mantels Falten
Liebe sich zur Liebe schmiegt;
Bis die Sterne droben blassen
Und der Frühe Glut erwacht,
Darf in zärtlichem Umfassen
Dir sie dienen, heilige Nacht!

An Elisabeth.

O Knospendrang, o Blätterfülle,
O Weißdornschnee, o Blumenau!
Zerrissen ist die Wolkenhülle,
Nach Wettern lacht des Himmels Blau.
Es fühlt die frohbewegte Seele:
Nun ist des Winters Leid verbüßt.
Es jauchzt aus jeder Vogelkehle:
Der Lenz ist da! Er grüßt, er grüßt!

In diesem seligen Gefilde,
Vom Alltagsleben weltenweit,
Fühl ich dich nah in deiner Milde
In deiner frommen Lieblichkeit.
Daß deinem Leid sich Trost vermähle,
Der jeden Lebenskelch versüßt,
Vernimm es froh in stiller Seele:
Der Lenz ist da! Er grüßt, er grüßt!

Einmal noch zu schauen.

Einmal noch zu schauen,
Die von mir sich schied,
Spielt im Abendgrauen
Ich ihr Rosenlied.
Aus dem Dämmern drangen
Ihre Blicke mir,
Wie die Saiten sangen
Schmerzensvoll von ihr.

Tief hinab getragen,
Dann hinauf der Sang,
Bei dem Schrei der Klagen
Keine Saite sprang.
Doch in deine Truhe,
Bett ich nun dich ein,
Bett euch zwei zur Ruhe
Herz und Geige mein.

Victor Blüthgen.

Auch eine Zumutung.

„Herzkirschchen, gut' Nacht!" — Mama nimmt das Licht —
Ich soll schon schlafen und kann doch nicht,
Ich soll hier schlafen auf jeden Fall,
Und Mama mit der Lise geht drüben zum Ball!
Wie Lise gepußt ist, das ist eine Pracht!
Jetzt kann sie tanzen die ganze Nacht — —
Ich kanns mir denken, wie das wird sein!
Ich wollte, ich wäre schon nicht mehr klein — —
Gleich hör ich wieder von fern die Musik,
Das Brummbaß-Gebrumm und das Geigen-Gequiek.
Das klingt so traurig, so hübsch — so fein — —
Wie komisch — da soll ich nun schläfrig sein!

Der Witwer.

Zwei Jahre war sie mein höchstes Glück
Zwei schöne, sonnige Jahre;
Nun blieb ich allein in der Welt zurück
Und sie — sie liegt auf der Bahre.
Es flimmert der Kerzen gespenstiger Kreis,
Mir brennen die Augen, die nassen:
Mein Weib, ich hab dich geliebt so heiß —
Wie konntest du mich verlassen?
Zwei Jahre hat mein Himmel geblaut
Wie deine Augensterne,
Zwei Jahr trank ich der Liebe Laut
Von deinen Lippen, wie gerne!
Nun liegt mein Himmel begraben in Nacht,
Es schloß sich der Mund, der bleiche,
Und gramvoll halt ich die Totenwacht —
Mein Weib! an deiner Leiche.
Vor mir im Bettchen schreit das Kind —
Es gellt mir in den Ohren.
Laß sinken die Ärmchen und schlaf geschwind!
Du suchst, was ewig verloren.
Der Quell ist leer, und die Hand zu schwer,
Die dich vorm Tod noch gestreichelt:
Mein Kind, mein Kind — nun fühlst du nicht mehr,
Wie eine Mutter schmeichelt!

Verwünschte Kerzen! sie schimmern heraus
Wie Weihnachtsstuben-Gefunkel.
Ich wollte, die Sonne löschte aus!
Es weint sich besser im Dunkel.
In Nacht, in Sturm, der die Wälder bricht,
Möcht ich die Seele tauchen — —
Ach, Nachbar: betet! Möget ihr nicht?
Mir ist, ich könnt es gebrauchen.

Julius Grosse.

Ein Lebenslauf.

Mancherlei ist der Pflanzen Geschlecht im lachenden Hochland:
Edelweiß, Alpenrosen, auch Silberdistel und Enzian,
Pilze zugleich von mancher Gestalt, rotfleckig und giftig;
Aber der größte ist weiß, weitschattend und sichtbar von weitem. —
Häufig triffst du ihn an, bei sonnigem Wetter besonders:
Malerschirm ist sein Name, und unausweichlich begegnest
Du ihm auf Höhn und an schimmernden Seen und in waldigen Klüften.
Drunter regt sichs, wirket und schafft unablässig im Stillen,
Wochen und Monde hindurch, bis die ganze Mappe gefüllt ist,
Und der Künstler den Stab zur Heimat kehrt, der ersehnten.
Mancher doch ließ sein Herz schon zurück im lachenden Hochland.
Höret den Alten, der es erzählt; mit silbernem Haar schon
Sitzt er am Tisch und stopft mit Tabak die Pfeife von Meerschaum.
„Vierzig Jahre nun sinds, da trieb mich die giftige Stadtluft
Fort ins blaue Gebirg. Zum erstenmale betrat ichs.
Und in der würzigen Luft langsam genas ich vom Fieber,
Das mich schleichend umstrickt. Am meisten pflegte mich Walburg
Droben auf einsamer Alm; es war ein trutziges Bergkind,
Frisch wie die Blumen der Höh, voll Schalkheit und sprühender Laune.
Oft im sinkenden Tag, wenn alle Wände sich färbten
Saßen wir vor der Hütte des Bergs, und mit silberner Stimme
Jodelte Wally hinaus, daß mächtig die Seele mir aufging.
Auch ich selber besaß damals noch den prächtigsten Brustton.
Längst schon war ich daheim als tüchtiger Sänger gefeiert
Aber das Jodeln lernt ich von ihr und den bebenden Juhschrei,
Daß wir in Kürze gemeinsam bald die erlesensten Lieder
Sangen; freilich im Sang auch einten sich mählich die Seelen,
Und die Liebe des Lieds, sie ward zur Liebe der Herzen.
Nur unmerklich geschahs, doch eines purpurnen Abends
Lag sie mir plötzlich am Hals, und willenlos fand sich die Lippe,
Fand sich das stammelnde Wort im süßen Bekenntnis der Liebe.

Aber da faßte mich Schrecken, und plötzlich den gähnenden Abgrund
Sah ich zu Füßen, zwar hinderte nichts ein glückliches Bündnis,
Reich war Wally, das einzige Kind wohlhabender Bauern,
Auch ich selber hatte gespart ein erkleckliches Sümmlein,
War auch gerne gesehen im Thal, obschon ich ein Stadtherr,
Aber plötzlich erwachte vom Schlaf mein schlummernd Gewissen.
Wisset, ich war schon verlobt. Im letzten Winter im Städtlein,
Eh mich das Fieber darniedergestreckt, verlor ich die Freiheit.
Anna, die ich von Jugend auf als Bräutlein geliebt schon,
Anna, des Nachbars Kind, des Bäckers erblühende Tochter,
Anna, sie hatte mein Wort. Todbleich mit erloschenem Auge,
Stieg ihr Bildnis herauf, voll heimlich klagendem Vorwurf.
Noch in der Nacht entwich ich und floh gleichwie ein Verbrecher
Über das Alpengebirg. Wildwasser und drohende Klüfte
Hemmten den Weg, doch ich stürmte hinab, nichtachtend der Schrecken,
Bis mich der Himmel des Südens empfing und die ewige Roma.
Dort erst blühte mir Ruh und mählich verblaßte ihr Bildnis,
Gleich wie der Furien Schar entwich am Haine der Göttin.
Reich aufblühte mein Sein, und emsig schaffte die Vollkraft
Nach den Gebilden der ewigen Kunst unsterblicher Meister.
Auch im Gewühle der wogenden Welt vornehmer Gesellschaft
Stand mein Stern im Zenith. Oft mußt ich singen des Abends,
Nie noch hörte die Hügelstadt das Jodeln des Hochlands.
Da begann ich bei schimmerndem Mond am rauschenden Brunnen
Auch in Sälen, von Kerzen erhellt, bei lieblichen Damen
Oft die Lieder Tirols mit dem mächtig hallenden Juhschrei,
Daß die Wände erbebt und die Marmorbilder erklangen.
Staunend standen sie dann, und mächtig scholl mir der Beifall.
Jubelgeschrei klang straßenherauf, denn draußen im Mondlicht
Stand oft lauschendes Volk, und immer von neuem begehrt es
Jene Lieder des Nords mit dem weithinschallenden Bergruf.
Damals stand mein Stern im Zenith, und gefeierter war ich
Als manch einer der großen, berühmtesten Sänger Europas.
Gönner fand ich genug, Marchesi und Monsignori,
Principi alten Geschlechts, Mylords vom nebligen England,
Mehr noch russischen Volks geldstrotzende Oberstarosten,
Alle sie breiteten gnädig um mich die Flügel des Schutzes
Aber am meisten das schöne Geschlecht, die Damen von Roma,
Die mit glühendem Blick Germaniens Sänger belohnten.
Brieflein kamen mir oft, auch offne Winke und Wünsche,
Mehr als einmal sogar Anträge vornehmer Heirat.
Eine Lady Britanniens wars mit unendlichem Reichtum,

Güter besaß sie daheim, und schwimmende Schiffe in Indien,
Selber war sie untadelhaft schön und verführerisch üppig,
Alles bot sie mir dar: Stand, Rang und atmende Jugend,
Schriftlich sprach sie es aus, und schriftlich wollte sie Antwort.
Doch vom Taumel war ich erfaßt und fieberndem Zweifel,
Nehm ich es an oder nicht? Solch Glück kehrt nimmermehr wieder,
Und so verfaßt ich den Brief noch spät in der schweigenden Nachtzeit.
Aber anders geschahs. Wer kennt seine eigene Seele —
Plötzlich erwachte im Traum zum zweitenmal mein Gewissen.
Anna stieg mir herauf. Unkenntlich war sie von Herzleid.
Ernst wehmütig sah sie mich an mit klagendem Vorwurf,
Wie ein Gespenst, das Gräbern entsteigt in stürmischer Herbstnacht.
Wieder fuhr ich vom Schlaf, und Schrecken beb' im Gebein mir,
Wieder entfloh ich bei Nacht, wie ein eingefangner Verbrecher.
Rastlos macht ich die Reise zu Fuß, zu Roß und zu Wagen,
Durch die braune Campagna, Toscanas lachende Fluren,
Über der Schweiz blaufunkelnde Seen, bis ragend im Norden
Aus unendlichem Wald aufragten die Thürme der Kleinstadt:
Fernher mischten der Heerden Geläut sich trauernde Glocken,
Und vom schattigen Kirchhof her wogt' dunkel Gedränge.
Nicht wars Anna, die meiner geharrt und siechend dahinsank;
Aber ihr Vater, er starb, der dicke, behäbige Bäcker.
Einsam traf ich die Braut, verwaist und gealtert von Schwermut,
Und ans Herz mir mit Thränen sie sank, wir hatten uns wieder;
Wenige Wochen darauf zum Altar führt ich die Gute.
Eine einsame Hochzeit wars, in der Stille gefeiert,
Dann mit der sinkenden Nacht fortfuhren wir südlich zur Hauptstadt,
Wo ich als Künstler dereinst mir die zweite Heimat gegründet.
Jahre nun kamen und gingen dahin mit Freude und Herzleid.
Bald in rauschendem Glanz und Ruhm und in reichlicher Arbeit,
Bald von Elend bedroht und Unglück jeglicher Weise.
Kinder blühten empor, drei Söhne und Töchterlein gleich viel,
Schön war keine, doch brav; auch tüchtig lernten die Buben,
Zwei hinsanken zum Grab, doch der älteste ward ein Beamter.
Niemals entwich seitdem uns die Sorge vom sparsamen Tische,
Arbeit, rastlose Arbeit sie hielt uns über dem Wasser;
Freunde betrogen mich, Krankheit verbrauchte das Scherflein der [Notzeit,
Niemals wieder erklomm ich die Höh der glänzenden Jugend,
Denn wer schafft um Erwerb, dem kehren den Rücken die Musen.
Denk ich heute der glücklichen Zeit, da ich fröhlich gejodelt,
Da noch lockig mein Haar und alle Tage des Glücks voll,

Faßt mich manchmal die Wehmut an, daß Treue und Liebe
Sich so jämmerlich lohnt, doch nimmermehr will ichs bereuen,
Selber hab ichs gewollt, und redlich that ich das meine;
Drum ist ruhig die Brust und ruhig ist mein Gewissen.
Walburg hatte sich bald mit einem Bauer getröstet,
Ist jetzt Wirtin im Thal, noch manchmal jodelt sie steinalt,
Aber die englische Lady hat reizende Bücher geschrieben
Und mit beißendem Spott den deutschen Träumer gezüchtigt,
Mag sie; also ist menschliches Loos. Ein jeglicher schmiedet
Sich sein Erdengeschick, doch das Beste fügen die Götter.

Rückblick.

Von allen blühenden Sommern der Jugendzeit
Blieb der Erinnerung kaum mehr ein Nebelstreif,
Seit mir erblüht zwei blaue Blumen
In deinen tiefen Mädchenaugen.

Aus allen tönenden Nächten im Freundeskreis
Steigt mir empor nur ein blutloses Schattenheer,
Seit mich wie leuchtende Engel umstehen
Die seltenen Stunden, da wir uns sahen.

Um alle umschatteten Pforten der künftigen Zeit
Ist mir gebreitet himmlischer Traumesglanz,
Seit ich den einzigen Pfad zum Glücke
Fand, wo immer dein Fuß gewandelt.

Heinrich Ritter v. Reder.

Der Zigeunerjunge.

Was reckt sich dort von dunkler Höh
So schwarz ins Abendrot:
Mir wird dabei so bang ums Herz,
Als drohte schwere Not.

Mein Sohn, das ist ein Birnenbaum
Mit einem queren Ast,
Den streckt er weithin durch die Luft,
Als lüd er wen zu Gast.

O Mutter, ists ein Birnenbaum,
Was thun die Raben dort;
Sie flattern um das leere Holz
Und krächzen in einem fort.

Sei still, mein Lipps, geschwind vorbei,
Der Ast wächst immer mehr.

Ich seh, wie er sich reckt und streckt,
Schon langt er nach dir her.
Du lügst, vor einem dürren Baum,
Da braucht es keine Flucht,
Mir schwant, daß es ein Galgen ist,
Der trug und trägt noch Frucht.

Letzte Bitte.

Und wenn ich nun gestorben bin,
So lasse nur das Weinen;
Schling weiße Rosen in mein Haar
Und hülle mich in Leinen.
So lang noch eine Rose blüht,
So leg sie auf die Stätte,
Darunter ich begraben bin,
Im dunklen, stillen Bette.
Ich hab die Rosen ja geliebt,
Wie keine andre Blüte;
Du hast damit zuerst gesenkt
Die Lieb in mein Gemüte.
Wenn auch die Liebe Dornen trug,
Die mich gebracht zum Sterben,
So könnte doch der herbste Schmerz
Ihr Glück mir nicht verderben.
Am Hügel soll kein Kreuz und Stein
Je meinen Namen sagen;
Daß ich so vieles bittres Leid
Auf dieser Welt getragen.
Und mache nicht das Grab so tief,
Mir würde zu beklommen,
Als könnt ich ob der schweren Last
Heraus zu dir nicht kommen.

Wilhelm Henzen.

Beim Phantasieren.

Träumend sitz ich oft am Abend,
Denke deiner am Clavier,
Und es quellen sanft und labend
Aus der Hand die Töne mir.
Und dann flackert wohl mein Sehnen
Leuchtend in Gesang empor,

Doch verlöschend rinnen Thränen
Aus den Augen gleich hervor.
Ziehen schmerzhaft lösend weiter
Bei den weichen Tönen hin,
Und ich weiß nicht, ob ich heiter,
Oder ob ich traurig bin.

Sprüche.

Ausgleich.

Ganz glücklich ist kein Sterblicher zu wähnen,
Und völlig elend ist kein menschlich Herz:
Es hat die höchste Wollust ihre Thränen
Und sein Gelächter hat der tiefste Schmerz. — — —

Poesie.

Was klagt ihr, daß die Zeit so urmodern ist,
Daß Poesie der Gegenwart so fern ist?
Ein rechter Vogel huldigt dem Gesange
Wohl auch auf einer Telegraphenstange. — — —

Glück.

Wie hohes Glück wir auf der Welt gewinnen,
Es hält nicht Stand bei uns, es muß zerrinnen,
Weil durch Erinnrung jeglicher Genuß
Zum Eigentum geadelt werden muß. — — —

Albert Träger.

Mein Stern.

O, laß dein Auge freundlich auf mir weilen,
Es blickt mit Ruhe tief ins Herz hinein;
Wie sich die Wolken vor der Sonne teilen,
Flieht all mein Schmerz vor seinem milden Schein.

Wollt' ich als Kind ein Abendsprüchlein lallen,
Dann sah ich fromm zu einem Stern empor.
Es war **mein** Stern, ich fand ihn unter allen,
Bis ich mit meiner Kindheit ihn verlor.

Doch ruhen auf mir deine lieben Augen,
In denen meiner Kindheit Himmel lacht,
Dann sehe stets aus ihrer Tiefe tauchen
Ich den verlornen Stern in aller Pracht.

Laß ab von mir.

Was kettet dich an mich, den finstern Mann,
Der seines Lebens Rechnung abgeschlossen?

Dein Herz, das kaum zu schlagen noch begann,
Erfreue sich mit fröhlichen Genossen!
Aus deinem Auge leuchtet Sonnenschein,
Von Reu und Schwermut ist mein Blick umnachtet,
Verlangend treibts dich in die Welt hinein,
Mein Sinn nach menschenloser Stille trachtet.
Das Leben winkt, genieße ohne Rast
Was du versäumt, beut es dir niemals wieder,
Wenn du dich selber einst verloren hast,
Dann setze trauernd dich auf Gräbern nieder.

Franz Woenig.

Seemanns-Friedhof. (Coserow a. d. Ostsee).

In des Friedhofs grüner Wildnis
Webt der Wind mit leichten Flügeln,
Und ein Wald von Blütendolden
Nickt auf den gesunknen Hügeln.
Wilder Hopfen, Haiderosen
Schlingen ihre dorngen Ranken
Um die alten morschen Kreuze
Aus zerschellten Masten, Planken.
Strandgut hier und Strandgut dorten,
Wohl geborgen nun im Hafen,
Strandgut auch die Namenlosen,
Die im tiefen Grunde schlafen . . .
Tausend unentwirrte Rätsel
Deckt des Friedhofs sandge Welle,
Drüber hin im Sonnenglanze
Sproßts und blühts in lichter Helle.

Alte Liebe.

Verlorne Liebe kannst du nicht begraben.
Schaust du auch wieder in zwei Augensterne,
Es grüßen dich in ihnen aus der Ferne
Zwei andre, die dir einst geleuchtet haben.
Und wenn im wilden, sehnenden Verlangen
Zwei Arme an ein stürmisch Herz dich pressen,
O glaube nur, du kannst sie nicht vergessen
Die weichen Arme, die dich einst umfangen.
Und küßt die Lippen du, die rosenroten,
Die sich entgegendrängen deinem Munde,

Dann dämmert auf so manche süße Stunde,
Wo andre Lippen sich zum Kuß dir boten.

Die süßen Worte, die sie schmeichelnd gaben,
Die dir geklungen einst wie Lenzeslieder,
Sie klingen jetzt von frischen Lippen wieder . . .
Verlorne Liebe kannst du nicht begraben!

Mara.

O, könnt ich knien an deinem Grab,
Ich wollt in Thränen ruhig sein,
Wüßt ich im Himmel selig doch
Dann deine Seele fleckenrein.

Doch daß du trostlos elend bist
Verloren, aller Ehre bar,
Macht, daß ichs Herz voll Weh und Groll,
Für dich muß beten immerdar! . . .

Ferd. Maria Wendl.

Das schönste Wort.

(In der Weise des Tu-fu im Schi-king.)

1. Die Pforte deines Jugendglücks entriegelt sich,
Hörst du das süße Wort: „mein Vater!“ mild erklingen;
Mit reiner Lust umfängt Erinnerung dich.
Was seine Güte dir erwies, wird unvergessen bleiben,
In ew'gen Fels wird deine Dankbarkeit es schreiben
Und längst Vergangenes traut dir nahe bringen.

2. Die Pforte deines Mannesglücks entriegelt sich,
Hörst du dich selbst von Kinderlippen „Vater“ rufen.
Im Flügelschlag der Phantasie umrauscht es dich:
Stets unvergessen wirst du selbst im Grabe leben,
Denn der Verehrung Denkmal wird darüber sich erheben,
Das für die Zukunft dir die deinen dankbar schufen.

3. Die Pforte deines Bürgerglücks entriegelt sich,
Wenn deines Volkes Vater du, den Kaiser, stolz hörst nennen.
Mit deinen Brüdern fest verbindet dieser Name dich;
Und von der einigenden Liebe Kraft durchflossen.
Ist Künftges und Vergangnes von der Gegenwart umschlossen.
Und nie wird sie des Wechsels Sturmflut trennen.

4. Und wenn am Lebensziel des Jenseits Pforte dir entriegelt sich,
Wird herrlich klar die Wunderkraft des Zauberwortes,
Und es erlöst von allen bangen Zweifeln Dich.
In der Verehrung süßer Lust, in eignem dankbaren
Empfinden,
In Lieb zu Volk und Kaiser wirst die Seligkeit du finden
Vom Wechsel unbeirrt der Zeiten und des Ortes.

Schelm und Schelmin.

(Slovenische Romanze in freier Übersetzung.)

Reitet ein Bursch mit leichtem Sinn
Hurtig durchs Waldesthal dahin.
Gärtlein im Ährenfeld versteckt,
Plötzlich des Reiters Neugier weckt.
Schaut darinnen zwei Mägdelein,
Beide voll Liebreiz wie Röselein.
Emsig die Blonde ihr Tüchlein stickt,
Kränzlein die Braune windet geschickt.
Flugs aus dem Sattel der Reiter sich schwingt,
Kühnen Muts in das Gärtlein dringt.
„Nun, du feins Goldhaar, faß ich dich schnell,
Groll mit den Augen nur, blau wie die Well:
Lasse dich doch nicht fort von hier,
Bis du, mein Weib zu sein, schwörest mir."
Mädchen schaut in des Burschen Gesicht,
Lächelt gar schelmisch darauf und spricht:
„Blühn dir zur Weihnacht zwei Röselein
Frisch wie im Kranz hier, will dein ich sein.
Findst aber Röslein du nit im Schnee,
Nimmer zum Altar mit dir ich geh'!"
Reiter lacht zu des Mägdleins Bescheid:
„Sieh dich wohl vor, du schelmische Maid!"
Und als der Winter die Blüten geknickt,
Leuchtenden Schnee in die Thäler geschickt,
Da spricht beim Maler der Reiter ein:
„Male geschwind mir zwei Röselein!
Rot sei das eine — der Liebe Bild,
Weiß sei das andre, wie Unschuld mild."
Liebliche Rosen des Malers Hand
Bald läßt erblühn auf der Leinewand.
Reiter lohnts ihm mit hohem Sold,
Lohnts ihm mit eitel schimmerndem Gold.

Sprengt dann am Christtag zum schönen Kind.
„Schau, mir zwei Röslein erblühet sind!" —
Da wards wohl bange der schönen Maid;
Reiters List verschafft ihr viel Leid.
„Wollte gemalte Röslein nicht,
Nur wie der Senn' auf der Alpe sie bricht."
Reiter drauf mit lachendem Mund:
„Thatest davon kein Wörtlein kund.
Wolltest nur als Bedingnis der Freit
Blühende Rosen zur Winterszeit.
Sagtest vom Sennen, vom Brechen nichts mir;
Ganz, wie du wolltest, bring ich sie dir.
Schuf sie auch nur des Malers Müh'n,
So doch zur Weihnachtszeit beide blüh'n.
Bist nun die Meine, gieb dich nur drein!
Ostern, da soll unsre Hochzeit sein".
Mädchen seufzte: „Was hab ich gethan?
Ward überlistet vom schelmischen Mann.
Wann wird kommen die Frühlingszeit,
Dann wird mich führen das Brautgeleit."
Doch wie sie anschaut so recht den Mann,
Hats ihr viel weniger Leid gethan.
Und als gekommen die Frühlingszeit,
Folgt sie beseligt dem Brautgeleit!

Jeannot Martinelli.

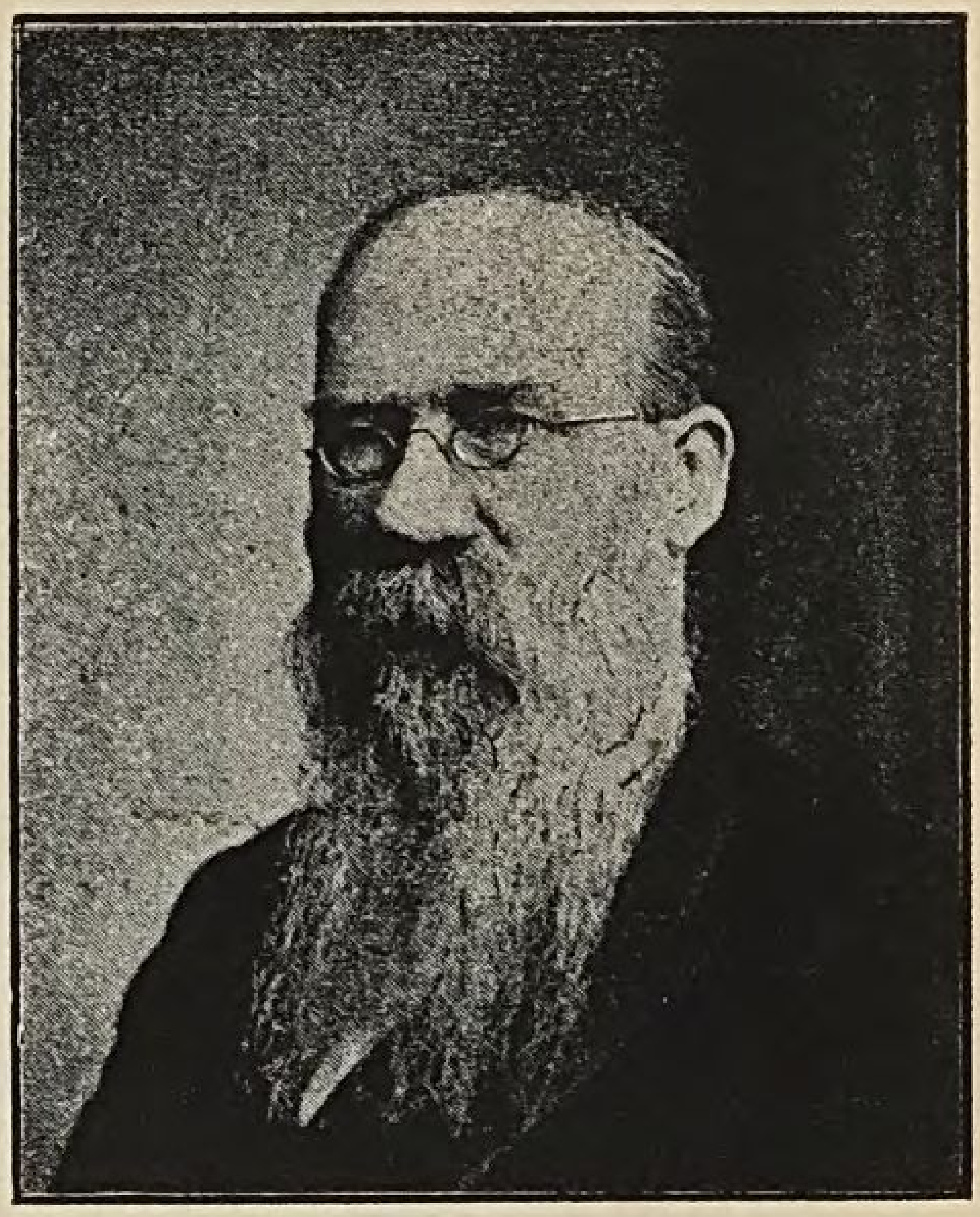
Pfingstgruß allen Fechtern.

Pflück nur die Rose vom Zweige da,
Fürcht nicht den hohen Hügel, —
Ist steil der Weg, auch verbunden mit Qual,
Nahst endlich du doch dem Ziele!
Genieße die Pracht, erkenne das Leben,
Sie sterben gar bald vom nächtlichen Reif:
Tulpen und Rosen fallen zur Ende,
Geknickt allzu früh vom eisigen Hauch.
Kaste nicht lange der Frühling entschwindet,
Und Jugend, voll Pläne und Phantasie,
Stürzt wie die Blume vom Zweige herunter,
Zeit rollt im schnellen Fluge dahin!



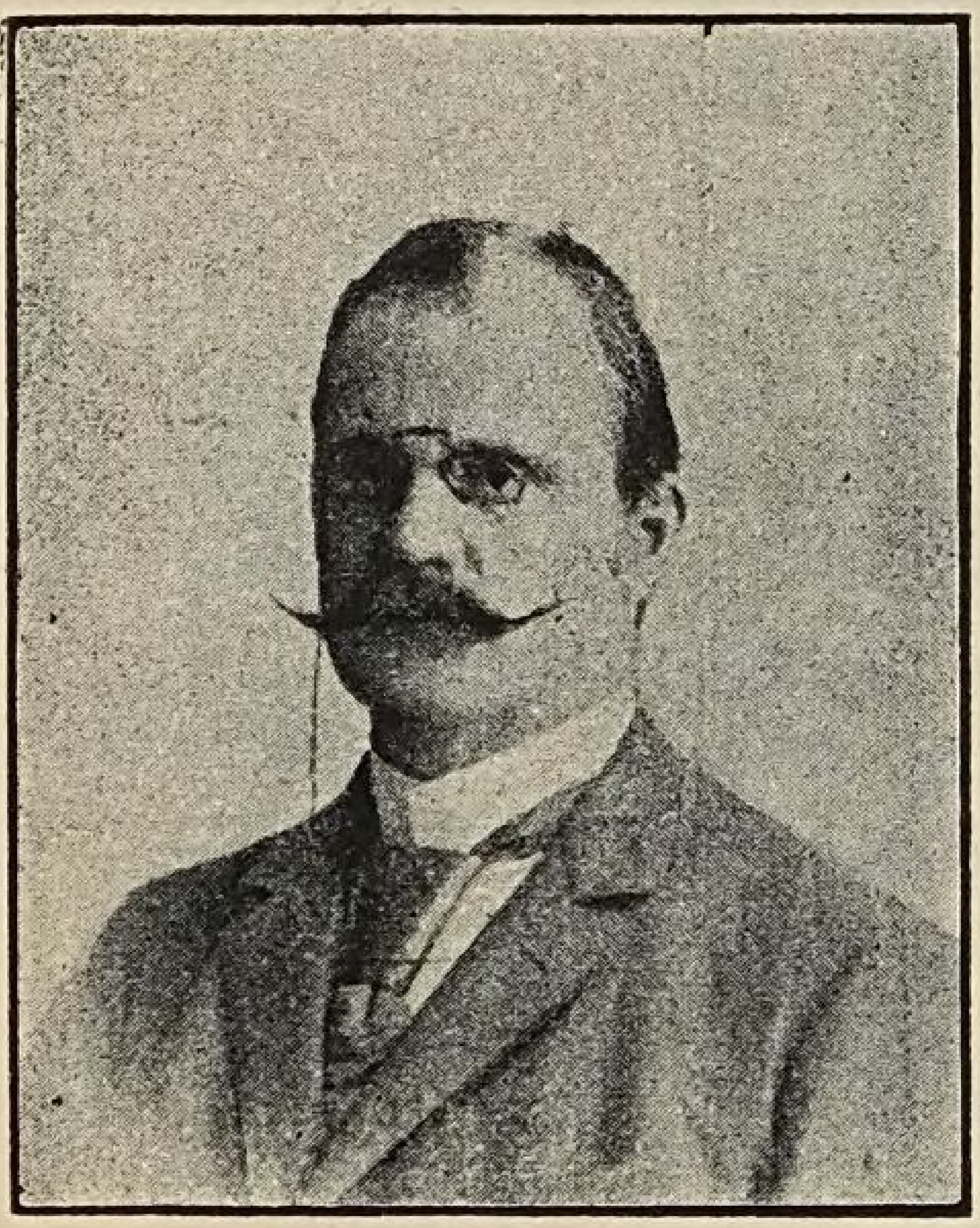
Willy Steputat.

Regierungs-Referendar in Breslau
* 29.2. 68 in Bokellen, Dr. d. Rechte.



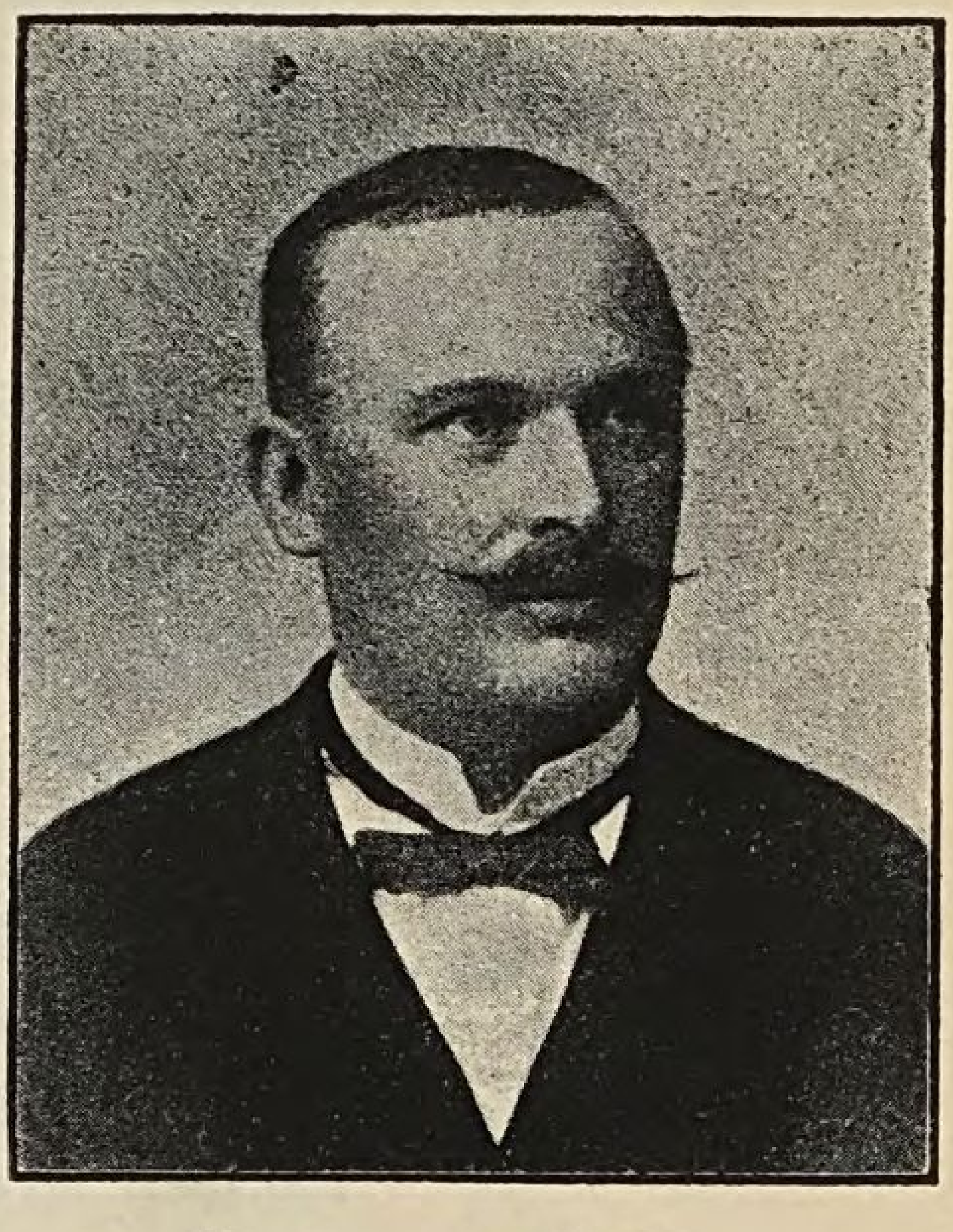
H. A. Rattermann.

Schriftst. in Cincinnati. Sekr. d. Dtsch.
Versich.-Ges., * zu Ankum 14. 10. 35.



W. v. Ritz-Lichtenow.

Majoratsbes. in Lichtenow bei Friedeberg.
* 5. 5. 55 in Görlitz, studierte d. Rechte.



Emanuel Ludig.

Ev. Pfarrer in Kukmirn (Ungarn) * 16. 11.
53 in Lutzmannsburg studierte Theol.





K. A. Hoffmann.

[illegible]

Willy Stenzel.

Regierungs-Baumeister [illegible]

* [illegible]





Emanuel Lang.

[illegible]

W. u. Fritz Lehmann.

[illegible]

H. A. Rattermann.

Indianersommer.

Sind das nicht die letzten Schwäne,
Die dort nach dem Süden ziehen?
Weint die Wolke nicht im Fliehen
Schon des Herbstes letzte Thräne?

Und doch flammts in allen Zweigen
Scharlachrot und goldig helle:
Schmückt der Wald an Winters Schwelle
Nochmals sich zum frohen Reigen?

Will die alternde Matrone,
Erde, spät noch Hochzeit machen,
Daß sie mit den Flittersachen
Ziert des Hauptes matte Krone?

Laß dein Fragen, junger Knabe!
Die Natur will vor dem Scheiden
Noch durch Pracht die Augen weiden:
Purpurn steigt sie dann zu Grabe.

Bald in Leichentuches Falten
Hüllt der Schnee die dürren Äste,
Hüllt des Schmuckes letzte Reste,
Und das Jahr sinkt zu den alten.

Die beiden Regentropfen.

Zwei Regentropfen hoch im Äther schwammen;
Sie sah ein Hirtenknabe niedersinken.
Den einen traf des Sonnenlichtes Blinken,
Er schien dem Jölas wie Karfunkelflammen;
Der andre Tropfen hatte nicht das Glück,
Daß ihn das Sonnenlicht bestrahlte
Und in Brillantenfarben malte;
Er sank, fast ungesehn, zurück,
Ein schlichter, grauer Tropfen. Jölas sah
In eine Pfütze den Karfunkel fallen
Und mit dem Schlamm sich mischen; doch ganz nah
Der Pfütze blühte eine weiße Rose,
In deren Kelch der graue Tropfen fiel,
Der nun erglänzt im schönsten Farbenspiel,
Wie Diamant und leuchtende Kristallen;

Und Jölas sieht erstaunt die helle Pracht,
Die aus der Rose ihm entgegen lacht.

* * *

So wechseln auf der Erde oft die Loose!
Wohl mancher, den des Glückes Gunst umschienen,
Fällt und versinkt in seine Nichtigkeit;
Indeß ein andrer, heut im schlichten Kleid,
Schon morgen pranget in des Glücks Rubinen.

Wilhelm von Ritz-Lichtenow.

Warum?

Einsam sitz ich in der Halle,
Sturmwind heulet im Kamin.
Ach, des Lebens Freuden alle
Sind für mich auf ewig hin.

Schüttle, Winter, eisge Flocken
Draußen aufs erstorbne Feld.
Meines Herzens Pulse stocken
Und es starb für mich die Welt.

Wie die Stunden träge schleichen.
Eilig bist nur du, o Tod,
Machest jählings, ach, erbleichen,
Was noch eben jugendrot.

Erst das Leben zu beginnen
Wähnten fröhlich Seel und Leib.
Tod, warum so früh von hinnen,
Warum nahmst du mir mein Weib?

Geduld ist Lebensweisheit.

Geduld ist Lebensweisheit
Und Hoffnung Lebensfreud.
Schläft auch im Keim dein Glück noch,
Es reift zu seiner Zeit.

Verlange von der Knospe
Nicht schon der Blume Zier —
Wenns ewig Frühling wäre,
Was wär der Frühling dir!

Emanuel Ludig.

Verwaist.

Nach Kinderart ist es gekommen,
Daß ich dein Herz im Flug genommen,
In meinen Schoß dich hob geschwind;
Dein Ärmchen hat mich rasch umschlungen,
Und froh ist Dein Gespräch erklungen,
Du zartes, süßes Waisenkind.

Mich hielt ein Jugendtraum umfangen,
Als deine warmen, weichen Wangen
An meine Wangen sich geschmiegt;
Beim goldnen Schimmer deiner Locken
Hat sanft der Klang der Abendglocken
In ernstes Sinnen mich gewiegt.

Des Lebens dunkle Rätsel zogen,
Wie dort des Stromes trübe Wogen,
Dahin vor meinem düstern Geist;
Ich sah den jugendfrohen Knaben
Als früh gebrochnen Mann begraben,
Und dich, sein einzig Kind, verwaist.

Doch endlich wich der Grabesschauder
Vor deinem munteren Geplauder,
Mein herzigholdes Mägdelein;
Von deinen blauen Augensternen
Muß alle Welt Vertrauen lernen,
Ein Engel wird dein Hüter sein!

Ein Wort.

Rosenlippen, die einst froh gescherzt,
Hat der bleiche Tod so früh geschlossen;
Tausend Thränen hat der Mann vergossen,
Der um ihre Liebe warb beherzt.

Staunend sah die Welt, was er erzielt,
Wie er kühn die Schranken übersprungen,
Sich das warme junge Herz errungen,
Liebe doch den Siegespreis erhielt.

Und nun schläft sie still im Sarge dort . . .
Wer hat diese Blume jäh gebrochen?
Ach, Verleumdung hat zu ihr gesprochen
Einmal nur . . . ein falsches, hartes Wort.

Wilhelm Jordan.

Hymne.

Wolken haltet ihr verschleiert,
Einen, der mein Herz versteht?
Sterne droben, vielgefeiert,
Hört auf euch wer mein Gebet?

Großer Feuerkönig Sonne,
Pulst in Dir ein Weltenherz?
Wirkst Du liebend meine Wonne?
Teilst Du fühlend meinen Schmerz?

Ach, genug von sich zu lernen
Gab allmählich die Natur!
Höhnisch klingt von Wolken, Sternen
Nieder eine Antwort nur:

Unser Weben Wallen Lallen,
Unsern Charsglutensturm.
Kümmert nichts dein Treiben, Lallen
Nichts Dein Schicksal, Erdenwurm.

Hoffe, wünsche, winsle Bittchen,
Kannst Du steuern dem Orkan?
Nicht um eines Käfers Schrittchen
Beugt dein Wahnschild unsre Bahn.

Menschenseele unverloren
Trotzt in Dir dem Weltenspott
Unzerstörbar eingeboren
Letzten Sieges sicher Gott.

Ob im Sonnenfeuerpfuhle
Wild das Chaos weiter gährt
Ordne deinen Stern zur Schule
Die den Gott erzieht, verklärt.

Nicht errechten, nur erfechten
Kannst du dem in stetem Streit
Mit des Neides finstern Mächten
Seine Erdenherrlichkeit.

Ihn getrost und ohne Säumnis
Wacker kämpfend, lebe dar;
Dir dann ist der Weltgeheimnis
Weit das Beste offenbar.

Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Los zu ringen, Fleisch und Bein;
Doch der Mensch muß Gott erlösen
Und aus Neid und Not befrein.

Wenn zwei sich lieben.

Wenn zwei sich lieben von ganzen Herzen
Die müssen ertragen die Trennungs Schmerzen.
Wenn zwei sich lieben aus tiefster Seele,
Die müssen glauben an Himmelsbefehle
Wenn zwei sich lieben mit Gottesflammen
Geschieht ein Wunder und bringt sie zusammen.

Willy Steputat.

Mein Flammen-Album.

Schwärmerisch des Mondes Schimmer
Durch das Bogenfenster schwebt,
Küßt das Feuer, das im Zimmer
Mir zu Füßen sprüht und bebt,
Das so eigen glüht, als dächte
An erlebte Sommernächte
Sterbend der entflammte Kien;
Vogellieder, Waldesrauschen
Kann ich wunderbar erlauschen
Aus dem summenden Kamin.

Da sind auch in meiner Brust erklungen
Die märchenfernen Erinnerungen.
Wenn man in stimmungsvoller Stunde
Sich hingiebt der Vergangenheit,
Dann heilt im Herzen manche Wunde
Und schlafen legt sich altes Leid;
Verschollnes, halb vergess'nes Glück
Kehrt lächelnd in die Seele zurück:
Drum grüß' ich freudig die Gestalten,
Die der Vergessenheit entsteigen,
Und um aus ihrem bunten Reigen
Die Sonderbarsten festzuhalten,
Um sie leibhaftig wieder zu schauen,
Schlag' ich mein Flammen-Album auf;
Die Photographieen aller Frauen,
Die meinen wirren Lebenslauf

Durchkreuzten und mit Blumen schmückten,
Ach, oft nur stundenlang beglückten,
Die jemals Liebes-Lust und Leid
In meinem Herzen konnten entflammen,
Sie steckt' ich, geordnet nach der Zeit,
In dieses Bilderbuch zusammen.
O wie mich von den ersten Seiten
So fremde berühren die Gesichter!
Und dennoch wirft mir das Gelichter
Gewohnte, dreiste Vertraulichkeiten
Aus heißen, sprechenden Augen entgegen,
Als sucht' es noch einmal, mich aufzuregen.
Zwar schön ist keine von diesen allen,
Kein Adel liegt in ihren Zügen;
Gezeichnet hat sie das Vergnügen,
Dem haltlos sie zum Opfer gefallen;
In ihren Augen steht klar geschrieben,
Wofür sie leben und wie sie lieben.
Doch ihrer Formen üppige Pracht
Verrät im Bild selbst jene Macht,
Die keck die ganze Welt durchdringt,
Von allen Sonnen verheißend strahlt,
Mit Düften und Farben und Reizen prahlt,
Und lockend aus tausend Kehlen klingt;
Die jede Kraft aus dem Schlummer schreckt,
Und urgewalt'ges Verlangen weckt.
Ihr hab' ich mich feurig hingegeben,
Und da begann ein wildes Leben;
Es war der Genuß mein Zeitvertreib,
Mein Ideal das stramme Weib.

Doch langsam verrollte der Sturm und Drang,
Allmählich ward ich krank und matt,
In der Seele zerrissen, lebenssatt,
Nicht ferne mehr vom Untergang
Die Reue wollte mich auch verderben,
Ich hatte gar den Wunsch, zu sterben.
Dann aber hat die freundliche Zeit
Die quälenden Schmerzen sanft gelindert,
Und meiner Seele Groll und Leid
Durch manchen ernsten Trost gemindert:
Das ist der Segen toller Tage

Und jeder wild durchschwärmten Nacht,
Daß in der Brust die bange Frage
Nach einem wahren Glück erwacht.
Nun weiß das Herz: Wein, Weib und Lieder,
Und was es sonst noch heiß begehrt,
Es macht wohl munter hin und wieder,
Doch nicht das Leben lebenswert.
Dann treibt die Sehnsucht urgewaltsam
Den Menschen hin zum rechten Wege,
Er sprengt der Sinnenlust Gehege
Und sucht die Wahrheit unaufhaltsam.
Nun darf er mit seiner Vergangenheit
Sich endlich auch von Herzen versöhnen,
Und kann sich, frommen Sinns, gewöhnen,
Zu glauben an ihre Notwendigkeit.
Muß denn nicht jeder Schmetterling,
Dies schöne, wunderzarte Ding,
Das gaukelnd über Blumen schwebt,
Von ihrem süßen Dufte lebt,
Den Tau schlürft und den Sonnenschein,
Muß es nicht Raupe gewesen sein,
Den plumpsten Leib besessen haben
Und staubige Blätter gefressen haben?
Was sonnenherrlich werden soll,
Das geht durch Nacht geheimnisvoll.
Je weiter seine Wurzeln schlägt
In dunklen Erdengrund der Baum —
Je höher er die Aeste trägt
Hinauf zum hellen Himmelsraum;
Im Staube sammelt er sein Mark,
So wird er schön und wird so stark,
Daß seines Stammes stolze Ruh'
Kein Sturmwind mehr vermag zu neigen;
Der kann nur spielen mit den Zweigen,
Doch breit und frei die Wipfel steigen
Der Sonne zu, der Sonne zu!

Doch das Feuer ist gesunken,
Während ich so saß und sann;
Und nun jag' ich auf die Funken,
Fache frische Gluten an,
Daß der Glanz der neuen Scheite
Leuchtend, schmückend, schmeichelnd gleite

Durch das Buch auf meinen Knie'n:
Anders werden jetzt die Bilder;
Und mein altes Herz schlägt wilder,
Näher rück' ich zum Kamin.

Im Bann des Schönen bin ich wieder.
Vor mir die Züge, Linien, Glieder,
Sie machen noch einmal stark und jung
Die sterbende Begeisterung.
Das ist der Schönheit hehre Macht,
Daß sie den Menschen plötzlich ergreift,
Den Schleier von seinem Auge streift,
Der ihm umflort der Erde Pracht,
So daß ihm herrlich wird bewußt
Des Augenblickes Wert und Lust.
Die reine, göttliche Betrachtung
Befreit den Geist aus seiner Umnachtung
Und bringet allen Groll zum Schweigen;
Er ahnt, daß sich in schöner Hülle
Der tiefste Friede, Glückes Fülle,
Des Weltalls letzte Rätsel zeigen.
Dann leuchtet hinüber in die Zeit
Ein Strahl der ewigen Seligkeit.
Oft hab ich stundenlang gesessen
In jenen schwärmerischen Tagen,
Die ganze Welt und mich vergessen
Und mit unendlichem Behagen,
Von keinem Verlangen abgelenkt,
In klassische Formen mich versenkt.
Gewandert bin ich durch Stadt und Land,
Und selig war ich, wenn ich fand
Mein Ideal, die schöne Dame.
Gleichgültig war mir Stand und Name,
Gleichgültig Geist und selbst Gemüt;
In Liebe bin ich nicht erglüht;
Ich war ein Freund, Verehrer und Dichter
Nur der Gestalten, der Gesichter.

Vorüber ging auch diese Zeit,
Und plötzlich fühlt' ich voller Trauer
Der Langenweile Bitterkeit;
Es haßt das Menschenherz die Dauer.
Wie groß auch der Schönheit Macht und Zwang,
Nicht vermag sie zu fesseln ein Leben lang.

Vollendete Form kann Wunsch und Willen
Zuweilen bannen unbewußt,
Doch nicht für immer erlösend stillen
Das tiefste Heimweh der Menschenbrust.
Wenns nun durch Zufall noch geschah,
Daß ich ein herrliches Mädchen sah,
An Wuchs und Zügen ohne Fehl,
Schön, wie ein Bild von Raphael,
Von Phidias ein Meisterstück,
So fühlt' ichs' kaum noch als ein Glück.
Des Herzens leiser Jauchzer verhallte,
Der Rausch verflog in kurzen Stunden,
Dann hab' ich klar und ernst empfunden
Das Weltenfremde, das Marmorkalte
In einem Menschenangesicht,
Dem eins fehlt, dem das Beste gebricht.
Und da begrub ich, nach mancher Qual,
Mein seelenloses Ideal.
Die Sehnsucht aber war mir geblieben
Und hat mich weiter und weiter getrieben.

Hübsch ists, wenn die Funken sprühen,
Flammen flackern feenhaft;
Schön ists, wenn im Herzen glühen
Jugendmut und Leidenschaft;
Doch im Stübchen warm und traulich
Und im Leben recht beschaulich
Wirds erst, wenn vergehn und fliehn
In der klugen Menschenseele
Leidenschaften, Schuld und Fehle
Und die Flammen im Kamin.

So wie die Nacht der Mondesstrahl.
So wie der Sternenhimmel die Welt,
So hat mein letztes Ideal,
Die edle Frau, mein Leben erhellt.
Und darum sind mir die liebsten Bilder,
Die nun in meinem Album kommen;
Sie machen mich weicher, stimmen mich milder,
Als wenn ich ein Lied auf der Geige vernommen.
Um diese Frauengestalten ranken
Sich tausend Geschichten, Gefühle, Gedanken.
Ich durfte vieles ihnen sagen,
Was man dem Freund verschweigen muß;

Sie trösteten und halfen tragen
So manchen kränkenden Verdruß;
Und jede hat mir offenbart
Ein Dichten und Trachten eigner Art.
Das Heiligste, was es im Herzen giebt,
Was sonst der Mund verbirgt, verschweigt,
Sie haben mir auch das gezeigt;
Sie haben mich alle dereinst geliebt.
Und manche liebt mich vielleicht noch immer;
Doch weiß ich, viele werden mich hassen,
Weil ich sie rücksichtslos verlassen;
Vergessen konnten sie mich nimmer,
Zur Freundschaft war zu heiß ihr Herz,
So blieb denn nach dem Trennungsschmerz
Der Groll um ein verlornes Glück
Allein in ihrer Seele zurück.
  Mir wird das Auge feucht.
Selbst nicht mein ganzer Stolz verscheucht
Die Wehmut, die mein Herz bethört,
Weil ich so manche Hoffnung zerstört.
Und dennoch, müßt' ich noch einmal
Von Anfang an durch's Leben wandeln,
Ich würde doch nicht anders handeln,
Trotz aller düstren Seelenqual.
Denn meine Schuld
War meine Pflicht.
Ich suchte dieser Frauen Huld
Im letzten Grunde wahrlich nicht,
Um meine Sehnsucht nur zu stillen,
Nein, um der ganzen Menschheit willen.
Der wird dem Ganzen wenig nützen,
Der niemals liebt naturgewaltig;
Die Liebe nur vermag zu schützen
Vor Schmerz und Sorgen, tausendfaltig;
Es kann die Liebe nur entdecken
Das wahre Glück, den Wert des Lebens;
Die Liebe nur vermag zu wecken
Die höchste Kraft und Lust des Strebens.
Wer nicht gefühlt der Liebe Walten,
Deß' Herz wird niemals sich entfalten;
Es bleibt verkümmert, bleibt gebannt
Als wie der Duft und Glanz der Blume,

Die lebenslang im Schatten stand
Und nur in schmutziger Erdenkrume
Die grobe Nahrung grub und fand,
Und wurde nicht ein einzig Mal
Durchglüht von einem Sonnenstrahl.
Ich wollte werden gut und groß,
Und darum lieben grenzenlos.
Ein jeder ernste, rechte Mann
War auch einmal ein Don Juan.
Das ist kein frecher Zeitvertreib,
Das ist nicht herzlos und verrucht,
Wenn einer irrt von Weib zu Weib
Und immer nach der Rechten sucht.
In jeder Seele lebet einsam
Das Ideal von einer andern,
Mit der allein sie mag gemeinsam
Durch diese Welt der Trübsal wandern,
An der allein sie kann genesen,
Ihr Dasein schön und frei gestalten,
Und groß und wunderbar entfalten
Ihr ganzes Sein, ihr tiefstes Wesen.
Ein volles Glück, es wird mit nichten
Erreicht durch schwächliches Verzichten.
Drum hat es nimmer mir genügt,
Wenn ich ein Weib wohl achten mußte,
Doch sie mir nicht zu heilen wußte
Die Sehnsucht, die kein Schein betrügt.
Wohl hat mich manch' einmal berauscht
Ein liebes Wort aus schönem Munde,
Wohl hab' ich bebend ausgetauscht
Geheimen Schmerz aus Herzensgrunde,
Doch alles war nur halb und schaal
Vor meinem heil'gen Ideal;
Kein Echo fand in fremder Brust
Mein größtes Weh, meine göttlichste Lust.
Und kam ich dann zu dieser Erkenntnis
Nach manchem leisen Mißverständnis,
Und war ich einer klugen Frau
Bis in des Herzens Herz gedrungen
Und kannte sie dann, ach, zu genau,
Dann hab' ich mich blutend losgerungen;
Zwar dankbar bin ich ihr immer geblieben,

Nur konnt' ich sie nicht unendlich lieben.
Voll Sehnsucht bin ich fortgegangen,
Das Spiel von neuem anzufangen.
Doch ward ich müde mit den Jahren.
Und werde traurig immer mehr;
Ich habe manche Kränkung erfahren,
Und bin enttäuscht, vielmals und schwer;
Nun schreckt mich aus der Vergangenheit
Die trübe, hohnerfüllte Mahnung:
Bescheiden zu werden mit der Zeit.
Verbittert bin ich von der Ahnung,
Daß ich auf dieser großen Erde
Mein Ideal nicht finden werde.
Es soll in Sehnsuchtsbanden bleiben
Mein Herz mit seinem Glückesdrang,
Und ich soll unverstanden bleiben
Und einsam — lebenslang.

Wie die letzten, glühen Kohlen,
Nun verglimmen rasch und sacht,
Kommt auf ihren leisen Sohlen
Ernst zu mir die finstre Nacht.
Draußen liegt die Welt im Dunkeln,
Keine lieben Sterne funkeln,
Schwer die schwarzen Wolken ziehn.
Mich erhebt kein Trostgedanke,
Und es bleibt mein Herz, das kranke,
Leer und still, wie der Kamin.

Hermann Ohrem-Bonn.

Der Doktor von Königswinter.

Zu Königswinter am Drachenfels
Ein berühmter Doktor wohnt,
Der hat die kranke Menschheit stets
Mit bitteren Pillen verschont
Für Leib- und Seelenstärkung schenkt,
Er heilkräftgen Rebentrank,
Und wer durch ihn genesen ist,
Sagt alle Zeit ihm Dank.
Drum Heil dir, verehrter Doktor, Heil!
Nur Du sollst mein Leibarzt sein!

Hoch soll man stets verehren dich,
Du Wunderdoktor vom Rhein!

Einst kam so krank hin zum Drachenfels
Ein fahrender Sangesgesell,
Dem zeigte ein greiser Winzer dort
Am Fels dem Genesungsquell.
Es trank der Gesell Gesundheit sich
Zu Königswinter am Rhein
Und sang in greisen Locken noch
Hoch oben am Drachenstein:
Drum Heil dir, verehrter Doktor, Heil!
Nur Du sollst mein Leibarzt sein!
Hoch soll man stets verehren dich,
Du Wunderdoktor vom Rhein!

Es fanden die Gelehrten jüngst
Im Rheinwein den Inosit,
Der alle Krankheits-Bazillen schnell
Aus unserem Körper zieht.
Fleischzucker ja weingrün den Magen macht,
Jungfroh und feuchtfröhlich das Herz.
Was Wunder, daß seine Heilkraft nun
Erprobet wird allerwärts.
Drum Heil dir, verehrter Doktor, Heil!
Nur du sollst mein Leibarzt sein!
Hoch soll man stets verehren dich,
Du Wunderdoktor vom Rhein!

Zu Königswinter am Drachenfels,
Da zeigt sichs so am Frohgemut.
Es schenkt der famose Doktor uns
Das edelste Rieslingsblut.
Erleuchtet und liederselig uns macht
Des Drachenbluts köstlicher Trank,
Und freudig vom Berg hin zum Thale schallt
Der fröhlichen Zecher Dank.
Drum Heil dir, verehrter Doktor, Heil!
Nur du sollst mein Leibarzt sein!
Hoch soll man stets verehren dich,
Du Wunderdoktor vom Rhein!

Ernst A. Zündt.

Ein Abend am Missouri.

Die Sonne sinkt, und übers Hügelland
Des Westens fliegt ihr glühend Banner hin;
Am fernsten Horizont scheint eine Wand
Von goldnen Wölkchen vor ihr hin zu ziehn.
Wie zärtlich sagt jetzt der Missouri ihr
Mit einem letzten Kusse gute Nacht;
Noch zittern seine Wellen vor Begier
Nach ihrem Glanz, der ihn so reich gemacht.

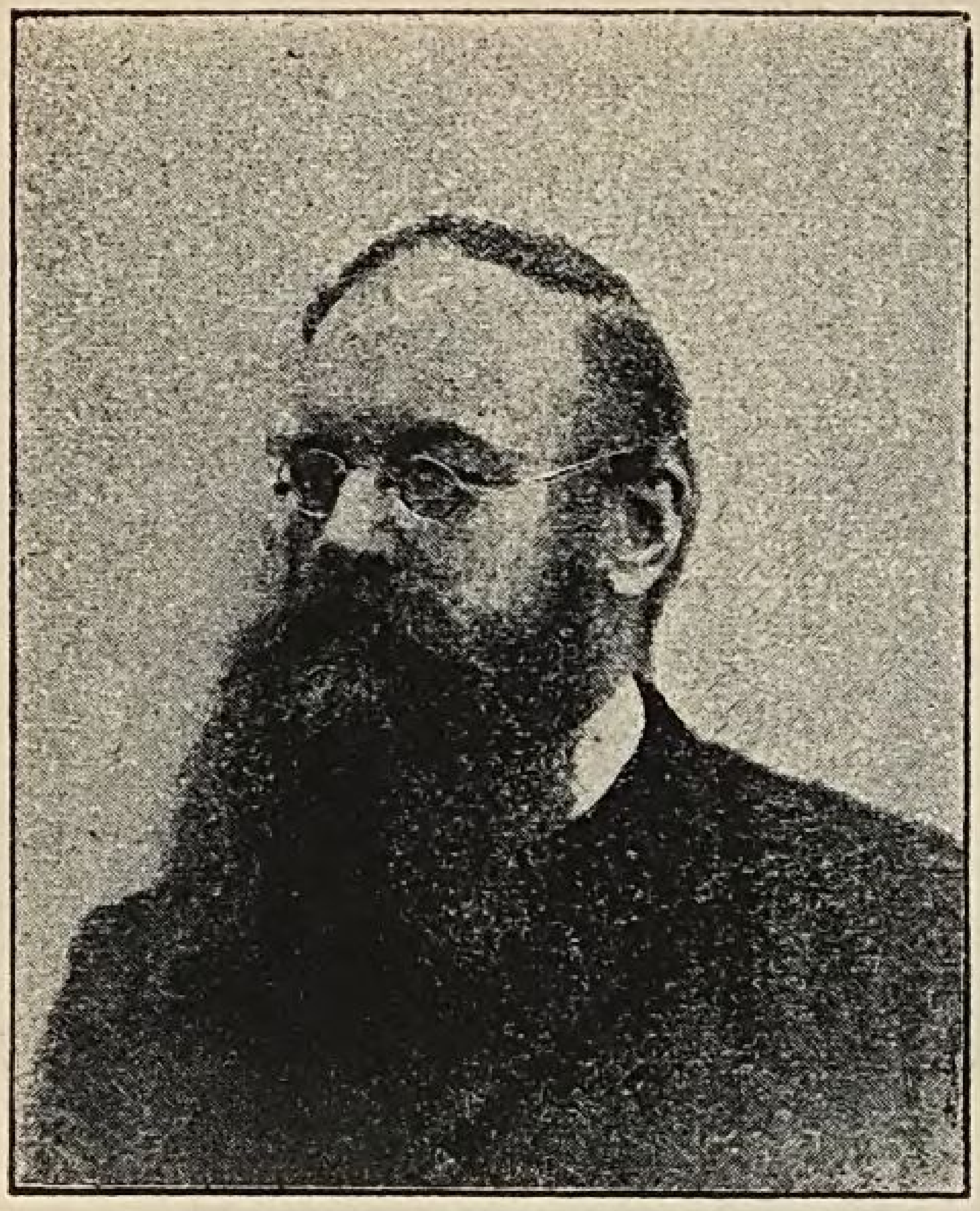
In weiten Bogen ziehet er entlang;
Die Ufer liegen schon in süßer Ruh,
Die nur ein Fährmann stört mit seinem Sang:
Das Ruderpaar schlägt ihm den Takt dazu.
Ein deutsches Lied verklingt im Abendglühn
Der neuen Welt; es grüßt Amerika,
Das freie Heim, doch holde Träume fliehn
Zum alten Land, das stets der Seele nah.

Zum Nest, aus dem sich leise Klag erhebt
Von der im Laub versteckten jungen Brut,
Mit Speise jetzt der letzte Vogel schwebt
So tief — es netzt den müden fast die Flut.
O sieh den purpursäumigen Wolkenthron,
Der über jenes Kirchleins Türmchen ruht! —
Im Osten aber dunkelts tiefer schon,
Bis glorreich sich erhebt des Vollmonds Glut.

O Strom des Westens, roll zum Meer hinab
So reich im Glanz des Abendsonnenscheins,
An Stadt und Dorf gieb deinen Segen ab,
Quell unsres Werdens, unsres künftgen Seins.
In Schönheit ström, in stiller Majestät,
Des Weltverkehres mächtig Silberband! —
Was in dem fernen Westen ward gesät,
Bringst du gereift dem segensärmern Land.

Die Philosophen.

Weisheit lehren sie all; doch keiner versteht den andern
Jeglicher putzt den Docht, keiner erklärt das Licht.



Richard Winchenbach.

Dr. med. Oberstabsarzt a. D. u. Kuranst.-Dir. in Tharandt. * 17. 10. 40 in Friedberg a. M.



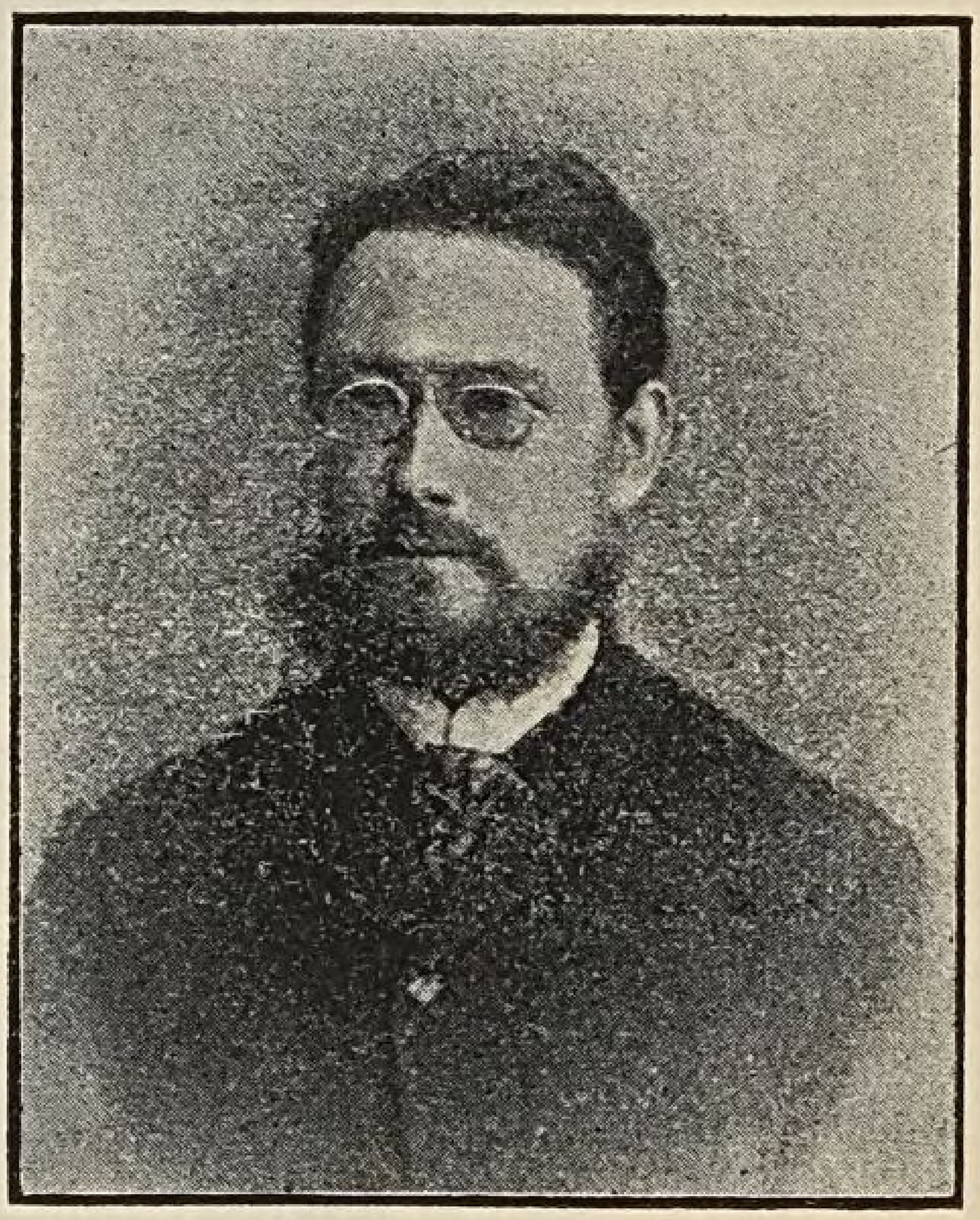
Eugen Raspi.

Schriftsteller u. Redakteur in München. * 28. 11. 58 in Wien.



Fritz Lange.

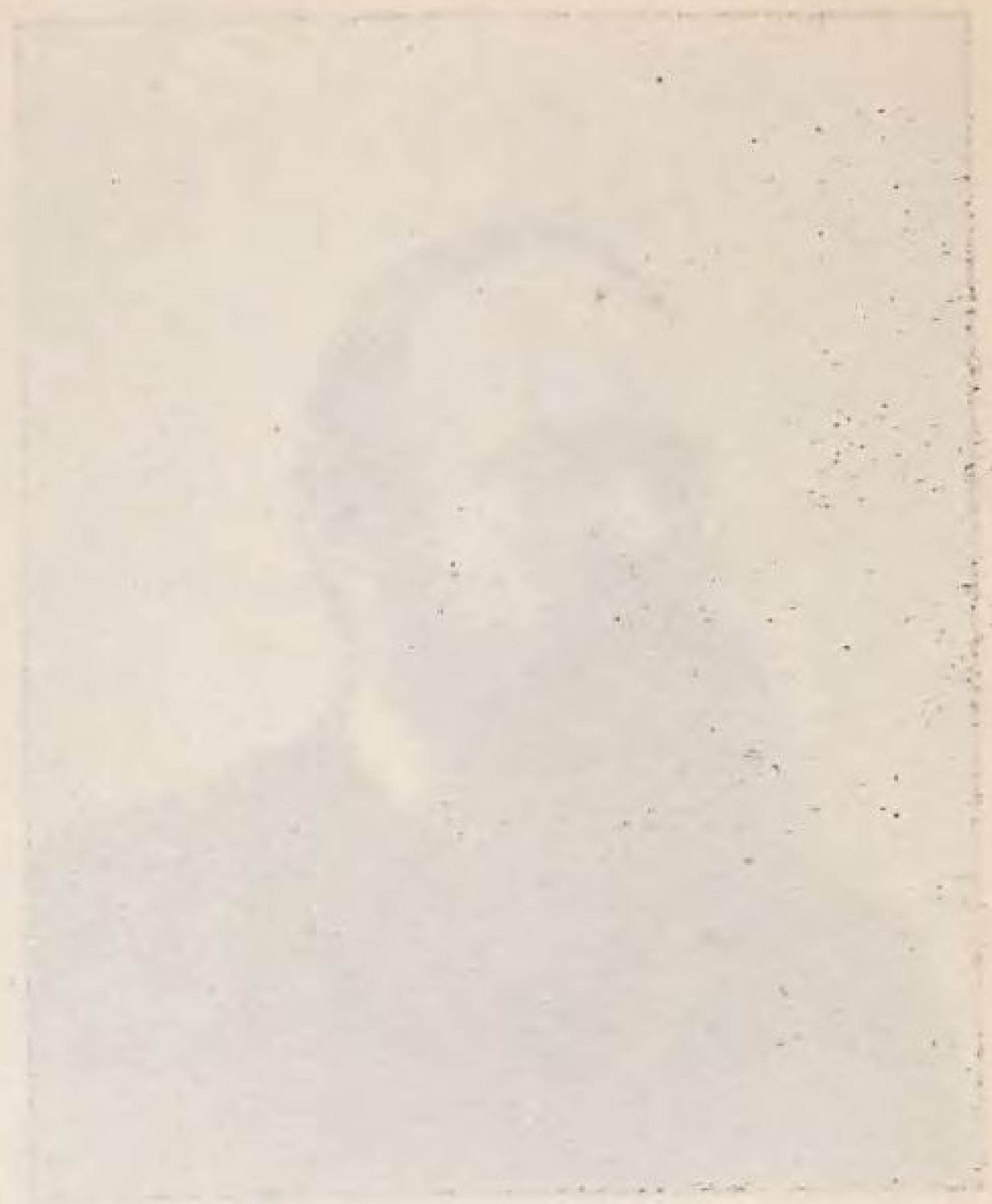
Schriftsteller u. Lehrer in Leipzig. * 3. 7. 54 das.



August Schenk.

Schriftst. u. Lehrer in Arnstadt. * das. 14. 10. 63.





[illegible]





[illegible]

Eugen Raspi.

Abendstimmung.

Stille wandl' ich traumbefangen durch die laue Abendluft;
Und im Zwielichtdämmerscheine hauchen Blüten ihren Duft.
Wie nach Tagesmüh'n im Schlummer schweigt im Weltall Meer und Land,
Nur ein leises träum'risch Flüstern wogt im Schilf am müden Strand.
Einsam klingt in meinem Herzen eines Gottesfriedens Ton,
Der im Grunde meiner Seele schlief seit langen Jahren schon.
Und berauscht und überwältigt von der Stille ringsumher
Sink' ich tief und weltenmüde in des Friedens ruh'ges Meer.

St. Helena.

Starrender Fels, vom Meere umbraust;
Brandender Gischt, wo die Möve haust;
Träumende Bäume, lechzend nach Tau,
Himmelanstrebend in düsterem Grau.
Und in dem steinernen Totental
Liegt eine Weide, zerschmettert und kahl,
Von einem zündenden Blitze gefällt —
Sie, die beschirmte den Zwinger der Welt,
Der von dem mächtigsten Throne herab
Stieg in dies meerumflutete Grab.
Kreischend umkreiset träge ein Aar
Die Felsgruft, die einstens des Kaisers war,
Da er zum ewigen Schlafe ging ein —
Leer ist sie jetzt und geborsten der Stein.
Es ruhet des bleichen Cäsaren Atom
In Frankreichs Erde, im prunkenden Dom. — —
Klüftiges Eiland — ein Nichts im All —
Purpurn erschimmernd im Sonnenball,
Der in der goldigen Abendglut
Niedertaucht in die wogende Flut.
Nahende Nacht. Ein einsamer Stern
Glitzert am düsternden Himmel so fern;
Funkelnd wie er war des Korsen Blick,
Sprach er von seinem Erdengeschick,
Ein Prometheus am Felsen gebannt,
Der nur die Ewigkeit hatte gekannt.

Machtvoller Geist und so klein der Raum,
Der hier begrenzte den Kaisertraum! — —
Stille ringsum. Und im Dämmerschein
Hüllen die Wolken das Eiland ein
Und es entschwindet so weit, so weit
Nächtig im Meer der Vergessenheit.

C. Schmidt.

Der Fatalist.

Ich habe mich noch nie gekümmert,
Wohin mein Lebensnachen treibt,
Ob er an Klippen bald zertrümmert,
Ob er in gutem Kurse bleibt.
Ganz sorglos laß ich mit den Fluten
Die kleine, leichte Fähre gehn;
Bald brennen mich der Sonne Gluten,
Bin bald umbraust von Sturmeswehn.
Zwar trägt das Boot ein festes Steuer,
Doch nimmer leg ich dran die Hand,
Denn führen wird mich sicher treuer
Mein Fatum an ein grünes Land.
Ein Land, wo keine Sorge wohnet,
Wo mild in ewgem Frühlingschein
Als Königin die Liebe thronet.
Dort muß das Glück zu finden sein.

Wahnsinn.

Nur einen einzgen Sonnenstrahl,
Ein einzig helles Leuchten doch,
Laßt mildern meine schwere Qual,
Nur diese kleine Labe noch!
Es ist so finster um mich her,
Wie in der tiefsten Wetternacht,
Mein Herz ist öde, grausig leer,
Darinnen die Verzweiflung wacht.
Ich möchte schrein und kann es nicht,
Ich möcht aus tausend Wunden bluten,
Nur für ein kleines karges Licht,
Aus euren vollen Sonnenfluten.
Nur einmal noch laßt meinen Blick
Die leuchtend warmen Strahlen saugen,

In ewge Finsternis zurück
Mag dann den Geist das Schicksal tauchen.

Emil Siering.

Die Maienkönigin.

Zeigt der Lenz die ersten Sprossen,
Schwellet er den Knospenbau,
Haben ringsum sich ergossen
Blumen in der weiten Au:
Weihet freudig sie der Jugend
Hohem Ideal, der Tugend.

Der Madonna voller Güte
Sind zu Kränzen sie geweiht,
Sorgsam werden, Knosp an Blüte
Blüt an Blume angereiht.
Blatt und Laub wird im Gewinde
Der Verehrung Angebinde.

Schimmernd wie im Edelweiße
Ist der Blumen erst Gewind,
Preisend in verklärter Weise
Makellos das Maienkind
Mit der Fordrung, ihm vor allen
Reinen Herzens zu gefallen.

Rot wie Purpur wechseln sinnig
Rosen in dem Kranzgeflecht,
Ideal verständnisinnig
Deutend Schmerz, obwohl gerecht.
Mahnend wollen sie verkünden:
Dulden für die Schuld der Sünden.

Goldne Rosen, die gewoben
Lichtvoll in den Kranz hinein,
Rühmen, daß sie hoch erhoben
Thront in Himmels-Glorienschein.
Ihrer Herrlichkeit sich neigen
Aller Auserwählten Reigen.

Freudig rauscht und hallet wieder
Froher Chöre Jubeldank;
Liebreich schaut Maria nieder,
Hört in Huld den Preisgesang:

Ave Königin voll Güte,
Deine Gnade uns behüte!

Joh. Edward Al. Stilgebauer.

Sturmgesang.

Mein Lied läßt sich nicht fassen
In Strophenklang,
Es will die Form nicht passen
Zum Sturmgesang!
Das Fenster klirrt, die Tanne ächzt,
Die Schwalbe entschwirrt,
Und die Krähe krächzt
Und flieht in den Turm!
Hörst du, wie es braust,
Wie die Windsbraut saust,
Das ist Sturm! Gewittersturm!
Wies das Haus umschnaubt,
Und den Funken raubt,
Der Vernichtung trägt in die Welt.
Wies Wälder entblättert,
Wies Felsen zerschmettert
Und die hunderjährige Fichte fällt,
Die als Mast des Königs Flagge einst trug.
Da Welle auf Welle tosend schlug
An des Schiffes erzenen Bug,
Da stand noch die Fichte als Mast,
Als der Sturm sich erhob,
Als die Windsbraut schnob,
Und des Mastes Flagge geknickt,
Sank der Fichte Stamm
Bis zum Wogenkamm,
Hat der Sturm den Mastbaum zerstückt.
Hörst du, wie es brüllt,
Das Haus erfüllt
Der eingeschlossene Wind,
O halt ihn nicht auf,
Gebt freien Lauf,
Weil wir sonst verloren sind.
Gebt ihm freie Bahn,
Sonst setzt er den Hahn,
Den roten Hahn euch aufs Dach,
Wohin er will, erduldets still
Und bleibet wach!
Wies die Felder verheert,
Wies den Segen verzehrt
Und die Früchte schüttelt vom Baum.
Noch nicht gereift
Von der Sonn nur gestreift,
Des Herbstes goldenen Traum.
Ihr habts ja gewollt,
Ihr kanntet den Sturm
Warum baut ihr den Turm,
Über den er gerollt,
Den er niederreißt,
Wenn die wilde Gewalt
Die Erde befreit,
Sie kennt kein Halt
In sturmvoller Zeit.
Wer den Becher zerbricht,
Mit eiserner Macht,
Der achtet nicht der Fluren Grün,
Der Landmanns Fleiß,
Des Arbeiters Schweiß
Und der Künstler Mühn,
Füllt die Hand,
Die im Sturm am Blitz
Die Fackel entbrannt!
Hörst du, wie es stürmt,
Wie sich Woge auf Woge tosend türmt.
Kennst du den Klang,
Das ist Sturmgesang.

Fritz Lange.

Mei Leibzig, ach wie liew' ich dich!

De Liewe un de Dankbargeit
Fier dich, o Vaderstadt,
Die stifden in Bescheidenheit
Ä gleenes Allwumbladd.
Mei warmes Herze schlegt fier dich,
Erglieht in Liewesflamm':
Mei Leibzig, ach wie frei ich mich,
Daß mir uns beede hamm!

Wie is d'r Seigling scheene 'raus,
Der hier de Weld erblickt,
De Musen schwewen um sei Haus,
De Grazje freindlich nickt;
D'r Handel, Geld — was weeß ich nich —
Gimmt alles hier zesamm':
Mei Leibzig, ach wie frei ich mich,
Daß mir das alles hamm!

Im Vaderlande Nummer Eens,
Maschirst du vorne dran,
Daß selwer unser Elbflorenz
Bei weiden nich mit gann;
Gebild'te Leide finden sich
Gewehnlich hier zesamm:
Mei Leibzig, ach wie frei ich mich,
Daß mir die alle hamm!

Dei scheener gladder Sprachgebrauch,
Der wie de Gegend is,
Glingt mir wie hehrer Gedderhauch:
Gemiedlich, weech un sieß;
Ä̈nn guden Leibz'ger, wedde ich,
Gee Mensch was iewel nahm:
Mei Leibzig, ach wie frei ich mich,
Das mir die Sprache hamm!

Wo wärd d'r Wissenschaftlichgeit
So uf'n Zahn gefiehlt?
Wo wärd mit deitscher Grindlichgeit
So viel wie hier erzielt?

Warum genn mir, so frag' ich dich,
Uns Herz un Magen law'n?
Ja, hädd' m'rsch nich, m'r gennden's nich,
M'r genn's bloß, weil m'rsch hamm!

De Liewe un de Dankbargeit
Hab'n dir das Lied erdacht,
De bassende Gelegenheit
Had's ze Babier gebracht.
Mei liewes Leibzig, heere mich,
Nimm's hin un mach geen Kram.
Denn Leibzig, ach wie liew' ich dich!
Ich knutsch' dich noch zesamm!

Karl Weiser.

Die Raupe sah eine Blume blühn —

Die Raupe sah eine Blume blühn —
Dann spann sie in Liebe und Sehnsucht sich ein;
Und sieh! aus der bunten Träume Glühn
Drängten sich Flügel in seligem Mühn, —
Und — lebende Blume, über dem Grün
Wiegt sich der Falter im Sonnenschein!

Der Nebel steigt.

Der Nebel steigt, — der Abend sinkt hernieder,
Am Berge glüht der Sonne letzter Strahl,
Da tönt in mir das alte Lied der Lieder:
„Es war einmal!"

Ich hör im Geist als Kind auf Vaters Knieen,
Noch unbekannt mit dieses Daseins Qual,
Die Märchenwelt an mir vorüberziehen —
„Es war einmal!"

O schönstes Märchen, das ein Gott ersonnen
Zu seiner Kinder Trost im dunklen Thal! —
Erzählst du, Abendstern, von Liebeswonnen? —
„Es war einmal!"

Doch was uns Märchen schien, einst wird es Wahrheit
Dort oben in des ewgen Vaters Saal,
Und Märchen wird das Leid in jener Klarheit, —
„Es war einmal!"

Richard Winchenbach.

Schloß Linderhof.

Mehr als fürstlich geschmückt, goldstrotzend, liegt mitten im Bergwald,
Wie ein verlornes Juwel, heimlich Schloß Linderhof da.
Goldne Tritonen, Neptun, mit dem Dreizack spornend die Rosse,
Schleudern zum Himmel empor keck den gewaltigen Strahl.
Fein zerstäubend, wie Schleier vom Winde getragen, so fallen
Silbern die Tropfen herab, Alles erfrischend umher.
Schatten spendet der Park und stolz, mit gewaltigen Ästen,
Königslinde! hebst du über die Wipfel dein Haupt.
Ringsum stehen die Berge wie riesige Wächter und schauen
Auf die einsame Pracht nieder da drunten im Thal;
Sicher behütend das Kleinod, was ihnen ein König vertraute,
Lieblicher Friede umschwebt Berge und Wälder und Schloß.
Mitten im Grün steht ein Tempel, von schlanken Säulen getragen,
Venus, der Göttin, geweiht — marmorweiß schimmert ihr Bild.
Heimliche Lauben und Gänge, Terrassen und steinerne Stufen
Führen in Windungen sanft hin, wo die Zauberin haust
Tief in der Grotte des Berges, die farbige Lichter durchfluten,
Wo sich phantastisch Gestein spiegelt im tropfenden See.
Tannhäuser ruht ihr zu Füßen, von Amoretten umgaukelt,
Nymphen und Satyrn im Tanz glühn von bacchantischer Lust.
Kaum solchem Zauber entronnen umfängt schon ein andrer die Sinne:
Indien's feenhafter Prunk funkelt im goldnen Kiosk!
Unterirdischer Spuk, fast überirdische Wonnen,
Ach! sie bezeugen doch nur: daß hier ein Königlich Herz,
Tief von schmerzlichem Wahne befangen, vergeblich sich mühte,
Nur sich selbst zu entfliehn, fern vom Getriebe der Welt.
Rastlos — nec pluribus impar! begrabend und übertäubend
Durch gar phantastisches Spiel tief im Busen die Qual.
Ach! es gelang ihm nimmer, Verlorenes je zu ersetzen
Und all die Pracht, sie erpreßt Thränen des Mitleids mir nur.

Das Lootsenweib.

Herbstnacht im Bund mit Sturm und Graus,
Das Meer gepeitscht zu Schaume,
Am Strand, im kleinen Fischerhaus
Ein schlummernd Weib im Traume!

Und dicht an ihre Brust geschmiegt,
Von ihrem Arm umfangen,
Ruht sanft, vom Wind in Schlaf gewiegt,
Ihr Kind mit ros'gen Wangen.

O lieblich Bild, so lebenswarm,
So voller Glück und Frieden,
Und doch nur Trug — daß Gott erbarm —
Giebts denn kein Glück hienieden?

Wild fährt die Träumende empor —
„Er ists, horch! seine Stimme!"
Ach nein, der Sturm heult ihr ins Ohr:
„Ihn schlang ja die See, die grimme!"

So war die Nacht auch, da sein Boot
Kam leer an Land getrieben —
Er starb, ach! bittern Seemannstod
So nahe seinen Lieben!

O schaurig Bild, so todeskalt:
Ihr Mann im Kampf der Wogen!
Ein Ruf nach ihr und ach! so bald
Hats ihn hinabgezogen!

Und heult der Sturm sein grausig Lied,
Und peitscht er das Meer zu Schaume, —
Dann hört den Ruf, den Gatten sieht,
Das arme Weib dann im Traume.

Adelheid Wendel-Schratz.

Ich dank es dir!

Die Stunden, da die Muse sich mir nahet,
Sich Vers an Vers eng aneinander schmiegt,
Wo dann der Geist in holden, süßen Träumen
Beglückender Erinnerungen sich wiegt,
Da sich die Qualen von dem Herzen lösen,
Befreiend aus dem Aug die Thräne rinnt,
Wo sich das Chaos der Gefühle schlichtet,
Und der Gedanke eine Form gezient,
Durch die nach dunklen, schwer durchkämpften Zeiten
Es durch das Herz wie Glückesahnung weht,
Trotzdem der Winter seine Flocken streuet,
Ein neuer, lichter Frühling vor mir steht,

Dies volle, ganze Leben meines Geistes
Hast du entfacht und aufgeweckt in mir,
Den Trost, den ich in diesem Schaffen finde,
Dies Alles nur allein verdank ich dir! —

Die barmherzige Schwester.

Ich stehe am Lager — der Tod vor der Thür —
Sonst floh ich dich doch — jetzt bin ich bei dir! —
Die weißen Locken färbt dunkles Blut,
Jetzt darf ichs gestehen — ich war dir einst gut. —
Sein Haupt liegt im Fieber, von mir abgewandt
Ich küsse die schlanke die magere Hand.
Ich lieg auf den Knien, ich fleh Herr zu dir
Erhalt Ihn den Seinen — o, rette ihn mir! —

Alois Johann Edler von Warnus.

Unter vier Augen.

Ich kann dir niemals sagen,
Wie ich so gut dir bin,
Ich kann dich niemals fragen,
Ob mir auch hold dein Sinn.

Die Worte muß man flüstern,
Kaum wissen darfs der Mond,
Soll sich nicht jäh verdüstern
Der Liebe Horizont.

Doch du willst ohne Zeugen
Mit mir gar niemals sein —
Mein volles Herz muß schweigen
Wir sind ja nie allein! —

Sturm.

Wenn Verzweiflung ihre Krallen
Dir ins Herz zu senken droht,
Und als einziger von allen
Rettern dir erscheint der Tod,
Wenn kein Hoffnungsstrahl durchdringt
Deine schmerzdurchwühlte Brust,
Jeder Ausweg dir mißlinget
Und kein neuer dir bewußt. —

Suche nicht der Sonne Strahlen,
Stell dich in den Sturm hinaus,
Deine Seufzer laß verhallen
In dem lauten Sturmgebraus!
Statt der Thränen wird der Regen
Netzen dir die Wangen dein,
Und der äußre Sturm wird Segen
Dem des Herzens, Lindrung sein.

Erwin Welter.

Zwei Bilder.

Zwei Bilder hängen an meiner Wand,
Geschwisterlich, in treuem Verband.
Zwei junge Männer stellen sie dar,
Ähnlich einander, — ein Brüderpaar.
Mir wird so traurig, mir wird so weh,
Wenn ich die beiden Bilder seh;
Mein Auge füllt sich mit Thränenthau,
So oft ich zu ihnen hinüberschau!
Liebkosend streichelt meine Hand
Der schlichten Rahmen schmalen Rand,
Als wärens die Wangen, noch frisch und rot,
Der Lieben, die jetzt kalt und todt.
O meine Söhne, wie lieb ich euch!
Wie lieb ich euch noch im Schattenreich!
Aus holder Kindheit wart ihr erblüht
Zu Stolz und Freude meinem Gemüt;
Des Daseins goldener Sonnenschein
Schien reichlich auch beschieden zu sein.
So hatt ich an eure Zukunft geglaubt:
Da hat euch der grausame Tod geraubt!
Geraubt aus der Jugend- und Schaffenszeit —
O Herzeleid voll Traurigkeit!
Dem einen geraubt den anderen nach,
Ob auch mein alterndes Herz schier brach.
Seitdem sind die Tage mir öd und leer,
Ich habe keine Freude mehr.
Zum Schattenreiche zieht es mich fort:
O still! — bald bin ich bei euch dort!

Märzsonett.

Die Lerche hebt sich aus den Furchengleisen
Und zieht sich auf an ihres Liedes Faden,
Im Äthermeer die kleine Brust zu baden,
Fern von der Erde schollenschweren Kreisen.

Und was sie singt in ewig jungen Weisen
Ist Jubel nur und Lust in höchsten Graden,
Die kleine Sängerin von Gottes Gnaden
Weiß nichts von Schmerz und Weh, auch noch so leisen.

O daß, entströmt den gleichen Jubelsaiten,
Ein Lied, ein einziges, mir wär beschieden,
Ich würde keinen Sänger mehr beneiden.

Doch ach, das arme Menschenherz hinnieden
Ist immerfort zu eng für Glück und Frieden
Und weit genug für Schmerzen nur und Leiden.

Ernst Zahn.

Gedicht.

Es klang ein Ton herüber
In zitterndem Verwehn,
Auf meinem Wege blieb ich
Lauschend und träumend stehn!

Versunken und vergessen
War plötzlich Leid und Last,
Ein Bild vergangner Tage
Tauchte aus Duft und Glast.

Vor meinen Augen schwanden
Zukunft und Zeit und Raum,
Die ruhelose Seele
Rührte ein alter Traum.

Die ruhelose Seele
Versank in fremde Rast:
Ein blasses, süßes Antlitz
Grüßte aus Duft und Glast!

Wenn wir uns wiedersehn.

Wenn wir uns wiedersehn
Im heimschen Thal,
Dann laß uns noch einmal
Die alten Wege gehn!

Wie Kameraden nur
So Hand in Hand
Laß wandern uns ins Land
Auf halb verlorner Spur!

Und wo die Moosbank steht
Im Föhrengrund,
Laß wie in heilger Stund
Uns sprechen ein Gebet!

Um jenen stillen Hain
Ein Märchen schwebt,
Nur uns bekannt, uns zwein,
Die wir es einst gelebt!

Peter Haller.

Es blühn viel rote Rosen.

Es blühn viel rote Rosen
Hervor am grünen Hag;
Ob mir von all den Blumen
Nicht Eine blühen mag?

Es leuchten blaue Sterne
Am hellen Maientag;
Ob mir von all den Sternen
Nicht Einer leuchten mag?

Es klopfen viel junge Herzen
In maienseligem Schlag;
Ob mir von all den Herzen
Nicht Eines klopfen mag?

Des Domes Glockentürme werfen Schatten.

Des Domes Glockentürme werfen Schatten
Durchs Fenster über meine Kammerschwelle,
Ich träum ich liege schon im Kirchhofsbanne
Ein offnes Grab sei die Mansardenzelle.

Es lacht der goldne Sonnenhimmel droben
Und Schwalben über mir im Blauen schweben,
Zum Ohr dringt mir Gesumm der Menschenkinder.
Der Welt gestorben, bin ich noch am Leben.

Wie Blumen die zum Totenstrauß gewunden,
Vom Kreuz zum Grab die schönen Köpflein senken,
So zittern dort am Fenster weiße Rosen
Als wärs von lieber Hand ein Angedenken.

Th. Waldbach.

Des Schlesiers Liebe zum Egerland.

Der Schlesier liebt sein Heimatland
Das hab ich selbst erfahren
Und merke es, da fern ich weil
Seit vielen, vielen Jahren.
Doch auch mein zweites Heimatland
Hab ich ins Herz geschlossen,
Das deutsche Land, auf dessen Höhn
So schöne Wälder sprossen.

So lang ich atme, gilt dem Land
Mein Sehnen und mein Lieben,
Das Egerland samt seinem Volk
Das treu und deutsch geblieben.

Minne!

Minne ist des Lebens Maienblüte,
Ist des Lebens warmer Frühlingswest,
Wenn die Brust von Wonnenrausch erglühte
Und nicht Herz vom Herzen treulos läßt. —

Minne ist das höchste Glück auf Erden,
Minne pfleget in der Jugendzeit,
Und ihr werdet nicht nur glücklich werden,
Sondern schwelgen in Glückseligkeit.

W. A. Hammer.

Zur Sonnenwende. (An J. R).

I. Warst du der Frühling, Mädchen? — Sprich!
Auch mich nahmst du gefangen; —
Denn schaut man dich, so liebt man dich;
Und weint, bist du gegangen.

II. Mit neuen Blumen reich geschmückt,
Kommst du mir heut entgegen;
Als Frühling hast du mich beglückt,
Als Sommer strahlst du Segen!

St. Peter.

Im heißen Strahl der Mittagsglut liegt Rom so öd und leer;
Der Peterskirche goldnes Kreuz ragt in der Lüfte Meer.
Es überstrahlt der Stadt Getürm, der Zinnen Schimmerflut,
Blinkt auf den Säulentroß herab, der auf dem Forum ruht.
Ein schlankes Heer, gibt er, zerstückt, des Alten mächtig Bild,
So daß so Manchem unsrer Zeit die Sehnsuchtsthräne quillt;
So Mancher baut dem Säulenschaft im Geist ein Piedestal
Krönt sie mit Capitälenschmuck und reiht sie reich an Zahl.
Und wölbend fühlt er über sich ein Marmordach so groß,
Daß schweifend kaum sein Auge faßt der Römer stolzes Los.
Längs Marmorstufen, um den Plan, zieht sich ein grüner Kranz.
Es springt des Brunnens Silberflut im Regenbogenglanz;

Das Herz fühlt sich im Schatten wohl. — Doch ists ein Träumen nur:
Als es erwacht', umgibt die Stirn des Schweißes Perlenspur;
Die Sonne brannt' aufs müde Haupt, und von Sanct Peter blickt
Das goldne Kreuz aus heitrem Blau, gleich einem Stern entrückt;
So gilt dem Forum noch sein Glanz als der Erlösung Licht,
Das heute noch dem Menschentum das Reich des Heils verspricht.

August Schenk.

Nur Mut.

Immer gewagt! Nimmer verzagt!
Lasse die Hoffnung nicht schwinden.
Glück kommt herbei, Glück geht vorbei:
„Suche das Glück nur zu finden!“
Wind — der verweht! Jugend vergeht!
Jugend kennt nicht viel Besinnen.
Wo Glück sich beut, sei schnell bereit:
„Lasse das Glück nicht entrinnen!“
Fröhlicher Mut, ruhiges Blut,
Beide vereint dich leiten;
Heiterer Sinn, sichrer Gewinn
Helfen dir über das Scheiden.
Drum frisch voran auf neuer Bahn,
Mutig hinein in das Leben!
Immer gewagt! Nimmer verzagt!
Soll sich Fortuna ergeben!

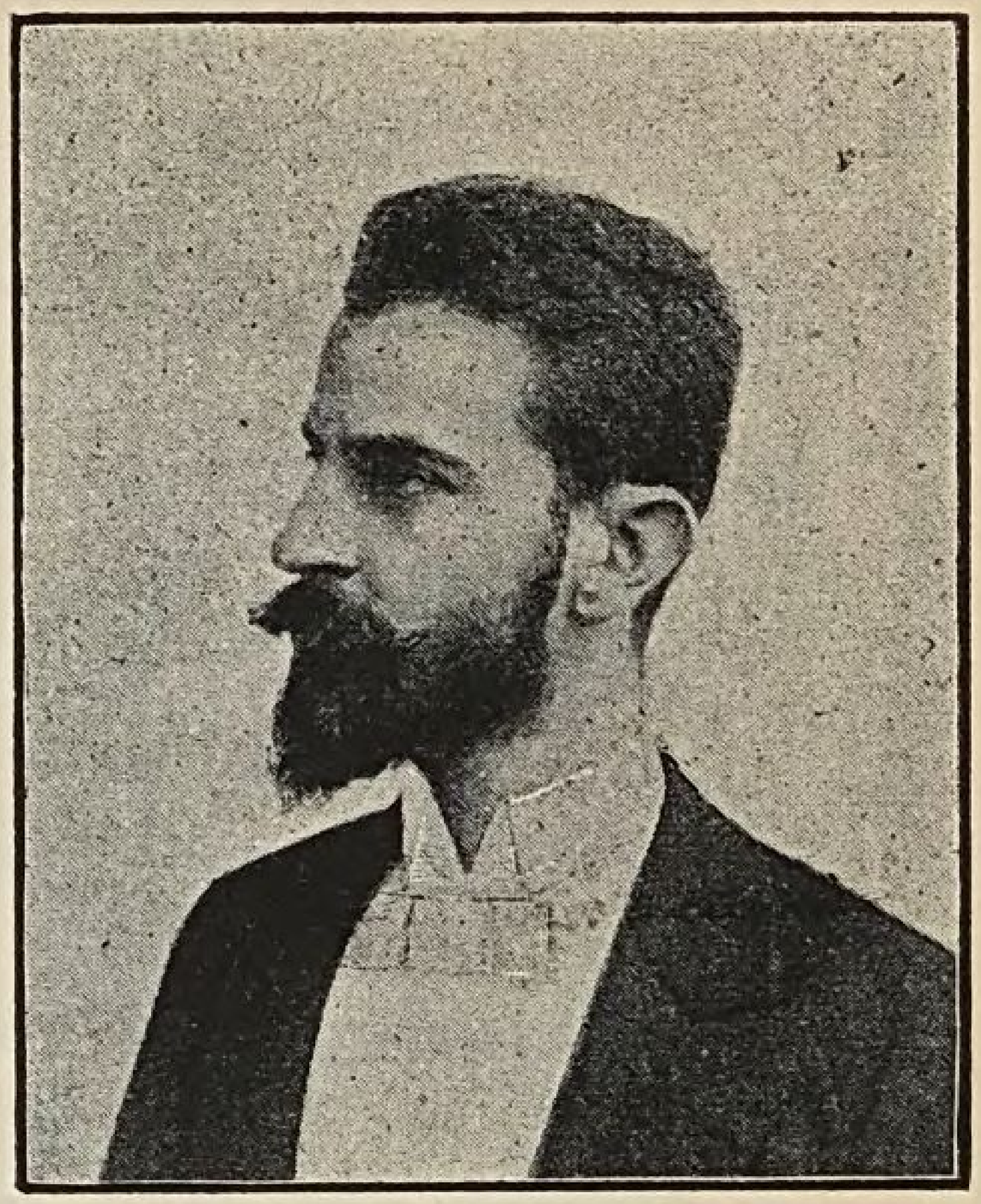
Schwälblein.

Hei! wie die Schwälblein schweben
Im blauen Himmelsraum,
Sich auf und nieder heben,
Leicht streifend Wellenschaum!
Von Busch zu Busch sich neigend,
Dann übers Ährenfeld
Zum lichten Äther steigend,
Vom Sonnenstrahl erhellt.
Könnt ich doch meine Schwingen
Entfalten jenen gleich,
Vom Leide los mich ringen,
Entfliehn zum lichten Reich!



M. Doberenz.

Leiterin der Dresdener Frauen-Zeitung.
* 15. 10. 65 in Hermsdorf.



A. Ritter v. Dutczynski.

Schriftsteller in Wien. * 7. 10. 65 in Hermannstadt, stud. Archäologie u. Jura.



Jos. Kerausch-Heimfelsen.

K. K. Ober-Lieutenant in Linz.
* 19. 8. 59 in Innsbruck.



Marie Knitschke.

Schriftst. in Mährisch-Schönberg.
* das. 3. 5. 57.

Alexis Aar.

Lao-tses Wiegenlied.

Schlaf, Knabe, den hoher Götter Verstand
Zum Leben, zum Leiden erkoren!
Dein Mütterchen trägt ein Trauergewand
Und weint daß sie dich geboren.

Wie glücklich du bist! Du ahnst es noch kaum,
Das Leben in dir verborgen.
Dir folgt in den Schlummer kein schmeichelnder Traum,
Dich quälen nicht Wünsche noch Sorgen.

Bald schießen sie gleich wie Lianen empor,
Kannst nimmer von ihnen dich trennen,
Da wirst Du ein eitler betrogener Thor
Mit Schrecken das Leben erkennen.

Wirst finden nimmer der Freuden genug
Und finden der Stunden zu viele!
Dann fliegt dein Herz über Lug und Trug
Zu ewiger Weisheit Ziele.

Geläutert, in heilige Einsamkeit
Wirst ruhig die Schritte du wenden
Und einst dies Leben voll Trauer und Leid
Trüblächelnd als Weiser beenden.

Schlaf Knabe, den hoher Götter Verstand
Zum Leben, zum Leiden, erkoren!
Dein Mütterchen trägt ein Trauergewand,
Und weint, daß sie Dich geboren.

Victor Joß.

Die Zeit.

Der Tag erstirbt, und Farb und Licht
Versinken in dem Schwarz der Nacht.
Du ahnst den raschen Wechsel nicht,
Der allen Glanz zunichte macht.
Wie oft ein einzig Stündlein Tag
Dem kühnsten Traum Erfüllung winkt,
Darauf die Nacht nicht achten mag,
Die Zeit ist um, ihr Schleier sinkt.
So jagt das Leben auch der Tod.
Des Menschen Werk wär fast vollbracht,
Es thut ein Augenblick nur not, —
Zu spät! hätt früher ers bedacht.

Prinz Emil v. Schönaich-Carolat.

Der Taugenichts.

Die Eltern trug man allebeide
Vors Thor hinaus zur letzten Ruh,
Den Basen schuf ich Herzeleide,
That Gutes nicht, zerriß viel Schuh.

Die Schläge wurden mir zu derbe
Der Rock zu eng, die Kost zu schmal,
Die Mägdlein und der Wein zu herbe —
Nur Eine küßt ich manchesmal.

So thät die Wanderschaft mich locken;
Das Herz war leicht, der Beutel schwer.
Sie läuteten darob mit Glocken —
Nur eine, glaub ich, weinte sehr.

Ich hab mich lang umhergetrieben,
In manchem Land, an manchem Ort,
Mit Güte oft, und meist mit Hieben
Half ich mir glücklich weiter fort.

Und als mirs endlich wohlergangen
Und meine Taschen leidlich schwer.
Da faßte mich allgleich Verlangen
Nach Heimatluft und Wiederkehr.

Schon lenkt der Kutscher ein mit Blasen,
Die Giebel nicken altersmatt,
Und aus dem Pflaster grünt der Rasen —
Sei mir gegrüßt, o Vaterstadt!

Der Frühlingswind wirrt mir die Haare,
Ich stehe stumm auf der Bastei,
Durchs Abendrot, das stille, klare,
Ziehn Schwalben mit süßmattem Schrei.

Es steht da drüben noch am Markte
Das Haus, wo ich geboren bin,
Wo man zur Ruh die Eltern sargte . .
Jetzt wohnt ein fremdes Volk darin.

Dort auf der Stadtmark liegen Rinder
Buntscheckig, träg im Abendschein,
Dazwischen tummeln fremde Kinder
Hell lachend sich in Spielerein.

Es naht ein Paar und schreitet weiter,
Ihr Händchen grüßt mich, goldberingt . .
Doch bin ich nicht der Mann, der heiter,
Blondbärtig, kraftvoll sie umschlingt.

Sie hängt am Arme eines Andern,
Und plaudert, und sieht glücklich aus —
Ich glaub, ich werde weiter wandern,
Weit in die weite Welt hinaus.

Rudolf Bunge.

An meine Mutter.

Wenn du noch eine Thräne hast,
Am Muttergrabe weine sie;
Und fandst du nirgends Ruh noch Rast:
In Andacht neige da das Knie.
Die Zähre, die vom Auge sank,
Wo aller Herzen treustes ruht,
Ist ein Gebet voll Kindesdank,
Und Segen blüht aus ihrer Flut.
Die heilge Ulme, die da steht,
Rauscht dir den Gruß der Mutter zu;
Der Wind, der durch die Zweige weht,
Er sang sie ein zur ewgen Ruh.
Drum, wenn des Lebens Weh dich faßt,
Zu ihrem Rasenhügel flieh:
Wenn du noch eine Thräne hast,
Am Muttergrab, da weine sie.

Helene v. Békássy.

An der Raab.

An deinem Anblick lasse mich berauschen;
O lasse mich
Dem Sang und Klange deiner Fluten lauschen...
Ich grüsse dich!
Du ziehst zur Heimat sonnigen Gestaden
Du rascher Fluß,
Dem stillen Thal, den oftgetretnen Pfaden
Bring meinen Gruß!
Bring auch die Thräne, diese heiße, reine,
Den klarsten Tau,
Den ich in deine Silbenwellen weine,
Dir anvertrau.
Es ist, was ich bewein in stetem Triebe,
Der Thräne wert —
Ich weine um der Heimat tote Liebe
Der Heimat Herd!

Eugen Graf Aichelburg.

Ein Traum.

O sag mir Wunderreich der Träume,
Wo liegt dein Anbeginn? wo endest du?
Erstehst du mit dem Mondenscheine?
Schließt Sonnenaufgang grausam wieder zu
Die Pforte, die du uns erschlossen,
Gewährend Einblick in dein Wunderreich.
Gestalten seh ich, nachtumflossen,
Gespenstern gleich, so schlank, so kalt und bleich;
Sind wirklich Geister es gewesen?
Sie schienen mir bekannt, gar lieb und traut.
Ja, ja! es waren teure Wesen,
Die ich auf Erden einstmals gern geschaut;
Noch mehr! die ich im Leben küßte,
Die fest und zärtlich dieser Arm umschlang.
Laßt mich! und wenn ich sterben müßte,
Ich folge euch! wohin führt euer Gang?
Ihr geht? nein, nein! ich seh euch schweben,
Entschweben mir? o Teure, haltet ein!
Kehrt einmal noch zurück ins Leben!
Wollt ihr mit mir denn nimmer glücklich sein?
Einst wolltet ihrs; habt ihr vergessen?
Ja, damals spracht von ewger Liebe ihr.
So wie mein Herz ihr ganz besessen,
Die eueren, auch sie gehörten mir.
Und nun? nun wollt ihr euch nur zeigen,
Gespensterhaft bei fahlem Mondenlicht?
Seid glücklich ihr? ihr haltet Reigen
Ganz unbekümmert, ob mein Herze bricht.
Genug, genug! nur stumme Blicke!
Habt ihr für mich nunmehr kein Liebeswort?
Ihr schweigt? ihr flucht dem alten Glücke?
Noch scheint der Mond, so zieht denn weiter fort.
Wie? ohne Abschied wollt ihr ziehen,
Die endlich trunknen Auges ich geschaut?
Den Schleier hebt! — — — — —
— — — — die Nebel fliehen,
Es kräht der Hahn, ein neuer Morgen graut.

Vogel von Glarus.

Abendlied.

Die silberne Sichel des Mondes geht
Durch die goldnen Ähren der Sterne;
Die Amsel flötet ihr Abendgebet,
Und ein Alphorn ertönt noch von ferne.
Und niederwärts schlängelt ein Bächlein still
Vom blumenbesäten Hange,
Es murmelt leise ein Wander-Idyll
Auf seinem lenzseligen Gange.
Allmählich erlischt der letzte Strahl. —
Mit ihrem urewigen Schleier
Verhüllet die Nacht nun Berg und Thal
Zur heiligen Friedensfeier!

Angelius Beuthien.

Dat eegen Bett.

Wenn Eener mal up Reisen geht
Un monatlang rümwandert hett
Denn kümmt de Tid, wo't heeten deit:
„Ach, slög'k mal in mien eegen Bett!"
Wol is't Hotelbett oftmals fin.
Mahgonibettstell speegelblank,
Un Sprungfeddern, de mät so sien,
Dat ganze Bett hübsch breet un lang.
Ok Krullhorn sünd dor nich an sport,
En sieden Steppdäk fin und nett,
De Dunendäk is week und zort,
Mit eenen Word: en schönes Bett!
Doch kam ik na de Heimat hen
Un seh vun fern de slanken Torns,
Denn denk ik all so denn un wenn
An mien leew Bett ganz unverwohrns.
Wenn'k awer ligg erst warm dorin,
So week, so prachtvull; wunnig nett,
Denn denk ik so in mienen Sinn:
Wo is't doch schön, son eegen Bett!
Un will iks Morgens ruterspringn,
Wil't Fruken, Kaffe! ropen hett,
Denn birr'k: Ach, lat mi nochn bäten lingn,
Dor geiht doch nix äbern eegen Bett!

Ella Hruschka.

Auf dem Monte Pincio.

Ich schaue in der Pinien dunkle Wipfel
Die ihre Kronen stolz zum Himmel heben,
Und seh den Vögeln nach, die über ihnen
Hinweg nach einer freien Höhe schweben.
Dort steht ein Haus mit offner Säulenhalle —
Und rosenrot ringsum die Blüten prangen —
Gleich wie ein Tempel still verborgnen Glückes,
Wo eben wird des Lenzes Fest begangen.

Und vor mir lehnt am steinernen Geländer
Ein junger Mönch mit schönen bleichen Zügen
Und dunkelglühnden Augen die sich schwer nur
Des Ordens strenger Regel mögen fügen.
Am hellen Abendhimmel scharf gezogen
Sind seines Schattenrisses dunkle Linien;
Auch seine Blicke scheinen still zu wandern
Nach jenem weißen Hause ob den Pinien.

Von tiefem Anteil fühl ich mich ergriffen
Für dieses junge eingesargte Leben,
Für diese Gluten, die nicht nach des Himmels,
Nein, nach der Erde Seligkeiten streben.
Er fühlt den Blick, der innig auf ihm ruhte,
Und unwillkürlich muß das Haupt er wenden,
Ein flüchtig Rot färbt seine bleichen Wangen,
Dann faßt er das Brevier mit beiden Händen.

Im Baumgang nebenher die Wagen rollen,
In langen Reihen ziehn sie auf und nieder,
Es leuchten helle, farbige Gewänder,
Und Liebesblicke fliegen hin und wieder.
Dort rauscht vorbei der reiche Strom des Lebens
Mit stolzer Kraft und übermütgen Schäumen —
Der Mönch und ich, wir sitzen still am Ufer
Mit sehnendem Gemüt und träumen —

Ernst Eckstein.

Tharandt.

Ach, wie die Sonne um Wälder und Hügel
Sterbend die roten Gespinnste uns webt!
Wie von des Tages entweichendem Flügel
Tief uns die Seele erschauert und bebt!

Rauschet, ihr Wipfel, im glühenden Strahle,
Flutet wie Gold um die ragende Wand!
Grüßt mir die Perle da drunten im Thale,
Grüßt mir mein herrliches, grünes Tharandt!

Steil aus der Höhe nun führt es hernieder,
Ahnendes Dämmern umfängt uns im Hain.
Rings in den Zweigen verstummen die Lieder,
Wach sind die strömenden Wasser allein —
Wallen im bläulich verglimmenden Bogen,
Stieben wie Schnee um den felsigen Strand....
Kommt ihr hinab, ihr enteilenden Wogen,
Grüßt mir mein herrliches grünes Tharandt!

Grausam gerüttelt vom tollen Getriebe,
Müd und gebrochen vom Streite der Welt,
Floh ich, was tückisch in Haß und in Liebe
Ach, nur zu herb uns den Frieden vergällt!
Unter den Buchen hier bin ich gesundet;
Was mich versehrte, hier ward es gebannt.
Alle ihr Herzen, zu Tode verwundet,
Grüßt mir mein herrliches, grünes Tharandt!

Hieronymus Lorm.

Unerklärte Rosen.

Einer Freude Märchenkunde
Taucht mir auf, dem Freudenlosen;
Auf verborgnem Seelengrunde
Blühen unerklärte Rosen.

Was auf Erden Glück zu nennen,
Hat sie nicht hervorgerufen;
Sonnen, die im Innern brennen,
Sinds, die solche Rosen schufen.

Rätselhaftes, wunderbares,
Ahnungsvolles Blühn im Herzen!
Nur ein Fühlen ists, ein klares,
Daß ich nicht bestimmt für Schmerzen.

Künstlers Sein ist manche Stunde
Wie befreit von irdschen Losen;
Auf verborgnem Seelengrunde
Blühen unerklärte Rosen.

Wilhelm Wawra.

An Sie.

Es ist ein Gedenken vergangenen Glücks,
Der wonnigsten, sonnigsten Wochen! —
Der Lichtstrahl deines Zauberblicks
Hat machtvoll den Bann gebrochen.

Was Keinem je ich anvertraut
Und tief im Herzen getragen:
Nun ich dir in das Auge geschaut,
Darf ich dir Alles sagen.

Du sollst das Glück, die Lust, das Leid,
Sollst Alles mit mir teilen!
Die Sonne deiner Fröhlichkeit
Wird alle Wunden mir heilen.

Was in der Augen Zauber ich sah,
Hell klinge in allen Landen
Das Wunder: mir ist so nah, so nah
Der Himmel auf Erden erstanden!

Eduard Ehrlich.

Wanderlied.

Wandermüde sind die Glieder
Und bestaubet Kleid und Schuh,
Und der Augen treue Lider
Sehnen sich nach tiefer Ruh.

Hier, wo Gräser lieblich sprießen,
Wo zum Bette Moos und Stein,
Will ich lagern und genießen
Was des Himmels Mächte leihn.

Ach wie wohl! Dagegen findet
Erdenlust nur meinen Spott!
Sanft — mir das Be—wußtsein schwindet —
Stolze — Welt — be—hüt dich — Gott! —

Max Kunze.

Verneinung und Bejahung.

1) Wer nicht wagt zu sterben,
Ist nicht wert zu leben!
Liebst du wahres Streben,
Willst du Segen erben, —

Laß dir das zum Leitstern sein:
Vor dem Tod bleibt alles Schein!

2) Ja! So lang du das nicht kannst,
Selbst dich zu verneinen,
Bleibst du nur ein träger Wanst,
Kommst nicht aus dem Scheinen.

3) Komm zum Vorschein aus dem Schein,
Du, — dein bessres Werden!
Nirgends giebt es wahres Sein
Sonst auf dieser Erden.

4) Ja! dein Werden werd ein Sein
Sichtlich, wirklich waltend!
Dies dein „Ja!" wird nur durchs Nein
Ewig, nimmer altend.

5) Stirb deinem Streben,
Wo es selbstisch will;
Lasse ja durchweben,
Willenlos und still,
All dein Werden, all dein Sein
Ewges Ja durchs wahre Nein!

Fr. Weber

Otto I. am Morgen des 10. Aug. 955.

Noch liegen still im Schlummer
Die Heergenossen dort,
Mir aber scheucht der Kummer
Den Schlaf vom Auge fort.
Ich lieg, o Herr der Schlachten,
Im Staube da vor dir,
Wirds heute wieder nachten,
Fiel schon der Würfel hier.

Dort überm Lech in Scharen
Drängt sich der Ungarn Schwarm.
Das Reich davor zu wahren
Legst du auf meinen Arm.
Zahllos sind ihre Streiter,
Klein ist mein armes Heer,
Hilfst du uns, Herr, nicht weiter,
Ist machtlos unsre Wehr.

Weh, wenn wir unterliegen,
Du armes, deutsches Land,
In Pfalz und Hütte fliegen
Seh ich den Feuerbrand!
Kein Heer ist dann, zu retten
Euch Weiber, Kinder, da.
Sie führen euch in Ketten
Mit fort von weit und nah.

Du Stadt dort, mir zur Linken,
Augstburg, im Steingewand,
In Trümmer wirst du sinken
Mit mancher Stadt im Land!
Was je erblüht im Reiche
Und tausendjährge Zucht
Stürzt wie im Sturm die Eiche,
Zwing ich sie nicht zur Flucht.

Die ich geschaart, Germanen,
Braucht heute Schwert und Speer
Wie einstens eure Ahnen
Gen Varus und sein Heer.
Ihr Baiern, Schwaben, Franken,
Heut zeigt den alten Mut,
Ich und die Sachsen wanken
Nicht, dafür steh ich gut.

Schon seh im Ost ichs tagen
Blutrot im Dämmerschein,
Wohlan, fort alles Zagen,
Kühn in die Schlacht hinein!
Wird jetzt das Heerhorn tönen,
Brich, deutscher Zorn, dir Bahn,
Gott ist mit seinen Söhnen,
Sanct Michael zieht voran!

Karl Kotter.

Ernte.

Goldne Ähren sind gereift
Darum schnell die Hände regen,
Frisch und froh zur Arbeit greift
Bringet heim des Himmels Segen.

Julius Sturm.

Frühling 1894.

Was schlägst du doch so bang mein Herz,
In mitten all der Wonne,
Als machte dir nur eitel Schmerz
Der Schein der goldnen Sonne,
Der Vöglein Lied, die weiche Luft
Durchwürzt mit bunter Blumen Duft.

„Das macht, es schmelzt kein Sonnenschein
Den Schnee auf deinem Haare,
Statt duftger Blumen harren dein
Sarg, Leichentuch und Bahre.
Vielleicht ein Schritt, so stockt dein Lauf
Und offen thut dein Grab sich auf.

Und soll es sein, so mag es sein;
Fort mit dem feigen Bangen!
Ist dieser sonnge Tag doch mein
Mit seinem Blühn und Prangen,
Und folgt doch deinem letzten Schlag
Für mich ein ewger Frühlingstag.

Wilhelm Sehring.

1815 bis 1895.

Stets der Nation und stets der Menschheit auch
In gleicher Liebe innig zugewendet,
Hat mich erfüllt der erste Freudenhauch.
Als der, der unser Vaterland geschändet,
Als Bonaparte seinen Lauf vollendet,
Es kehrten heim vom fernen Frankenlande
Der Freiheitskriege letzte Freiheitssieger.
Es grüßten froh am heilgen Ostseestrande
Die Preußenbürger ihre Preußenkrieger.
Doch ach, wie kläglich schwand der schöne Wahn:
Kein einges Deutschland wir errungen sahn.

Ein Jüngling ward ich! — Wird der Jugend gleich
Auch Deutschland endlich nochmals sich verjüngen?
Ein neuer König kam ins Preußenreich,
Wird er ihm Recht, wird er ihm Freiheit bringen?
Wird er der Einheit Siegesbanner schwingen?
Ein edles Herz so voll von Lieb und Treue,

Das der Romantik Poesien durchtönen;
Ein reines Herz voll heilger Gottesweihe,
Das stets gestrebt zum Guten, Wahren, Schönen.
Und doch! und doch! was dieses Herz gebeut,
Kann nimmer lichten unsre Welt und Zeit.

Ich ward zum Manne als der Zeitenlauf
Auch manneskräftig schien heranzuwallen;
Zum dritten Male schloß die Welt sich auf
Aus Frankreichs Gaun beim Freiheitsglockenschallen,
Der lichtern Menschheit all ein Wohlgefallen.
Italiens, Ungarns, Deutschlands Sklavenketten,
Sie brachen bald in jenen Wonnetagen;
Die ganze Welt zu einen und zu retten,
Ward kühn das Banner uns vorangetragen.
Und doch! und doch! der Freiheit Hochaltar,
Schnell stürzt er ein wie er gegründet war.

Doch nein! Europa auch ist auferwacht,
Die Märtyrer zu krönen und zu lohnen.
Es naht der Geist ihm, der lebendig macht,
Der Einheitsgeist zerklüfteter Nationen,
Der nun gewaltet selbst an Fürstenthronen.
Holstein und Schleswig, Mailand und Venedig,
Sie all vereint den wahren Vaterlanden!
Italien, Deutschland fremder Herrschaft ledig!
Italien, Deutschland endlich auferstanden!
Und auferstanden auch der Habsburgstaat,
Der nun erschaut den echten Herrscherpfad.

Wohl sprach da hemmend sein verderblich: Nein!
Im Herrschsuchtswahn der schlaue Korsenfranke:
Der Mainstrom nur soll Deutschlands Grenze sein,
Und Romas Papstreich sei, das morsche, kranke
Italiens Trennungskluft, Italiens Schranke.
Zum Kampf! zum Kampf! der voll Begeistrungswonne
Sich weiht der Deutschen schönsten Idealen!
Hoch steigt empor Germaniens Einheitssonne,
Die auch nach Welschland sendet ihre Strahlen.
Hell leuchtet Bismarcks, Moltkes Ehrenkranz,
Die Königskrone strahlt im Kaiserglanz.

Jahrzehnte flohn! — steh nun als blinder Greis
Arm, krank, verlassen an der Gruft der Söhne,

Und dennoch, dennoch bring ich Dank und Preis
Dem Weltgeschick erneuter Hoffnungsschöne
Im Schwanenliede frischer Siegestöne.
Ein Danklied ists um noch es kundzugeben,
Daß Tag erwacht, wo Wetternächte grollten,
Daß Asien will sich aus der Gruft erheben,
Daß Japans Sieg der Menschheit hat gegolten.
Fort mit der Staatskunst, die zum Abgrund weist
Fort mit dem Wucher, mit dem Schachergeist.

Martin Maack.

Der gute Rat.

„Ich kann nicht deine Furcht begreifen,"
So sprach zum Hirsch der kluge Fuchs,
„Ich ließe alle Hunde keifen,
Hätt ich den majestätschen Wuchs
Und deine Stärke, dein Gehörn.
Bist stärker als der stärkste Hund
Und läufst dir deine Füße wund,
Wenn du den kleinsten Hund erblickst.
Was ists nur, daß du so erschrickst?"

Der Hirsch sprach: „Ja, da hast du recht,
Es ziemt sich für uns beide schlecht.
Wir beide wollen uns gesellen,
Und mögen tausend Hunde bellen,
Wir stehen ihnen voller Mut."

„So", meint der Fuchs, „so sprichst du gut."

Indes sie also sich beraten,
Wie sie verhüten jeden Schaden,
Hört man vom Waldsaum her Gebell.
Auf springt der Hirsch, Fuchs duckt sich schnell
Und sucht im Graben zu entkommen.

Anna Mayer-Bergwald.

Kalti Nacht.

Thautropferln fall'n eisi'
Den Bleamln in Schoos — und
San so vuil daschrock'n
Die Kält is halt groß!

Koa' Mies und koa Wiesn
Thoans schütz'n ringsum — und
Der Wind is so schiahg aa,
Blasi's glei' umadum.
So hängan's die Kopferln
Und seufz'n voll Schmerz — und
Vuil Deandln gehts grad so
Ziahgt Frost üba's Herz! —

Adolf Wolfhard.

Verblüht.

Nun welken schon die Blüten
Auf bleichen Wangen dir
Von deiner Stirne schwindet
Des Jugendschmelzes Zier.

Da hat so recht das Leben
Entgegen mir gelacht,
Als ich dich einst gesehen
In lichter Frühlingspracht.

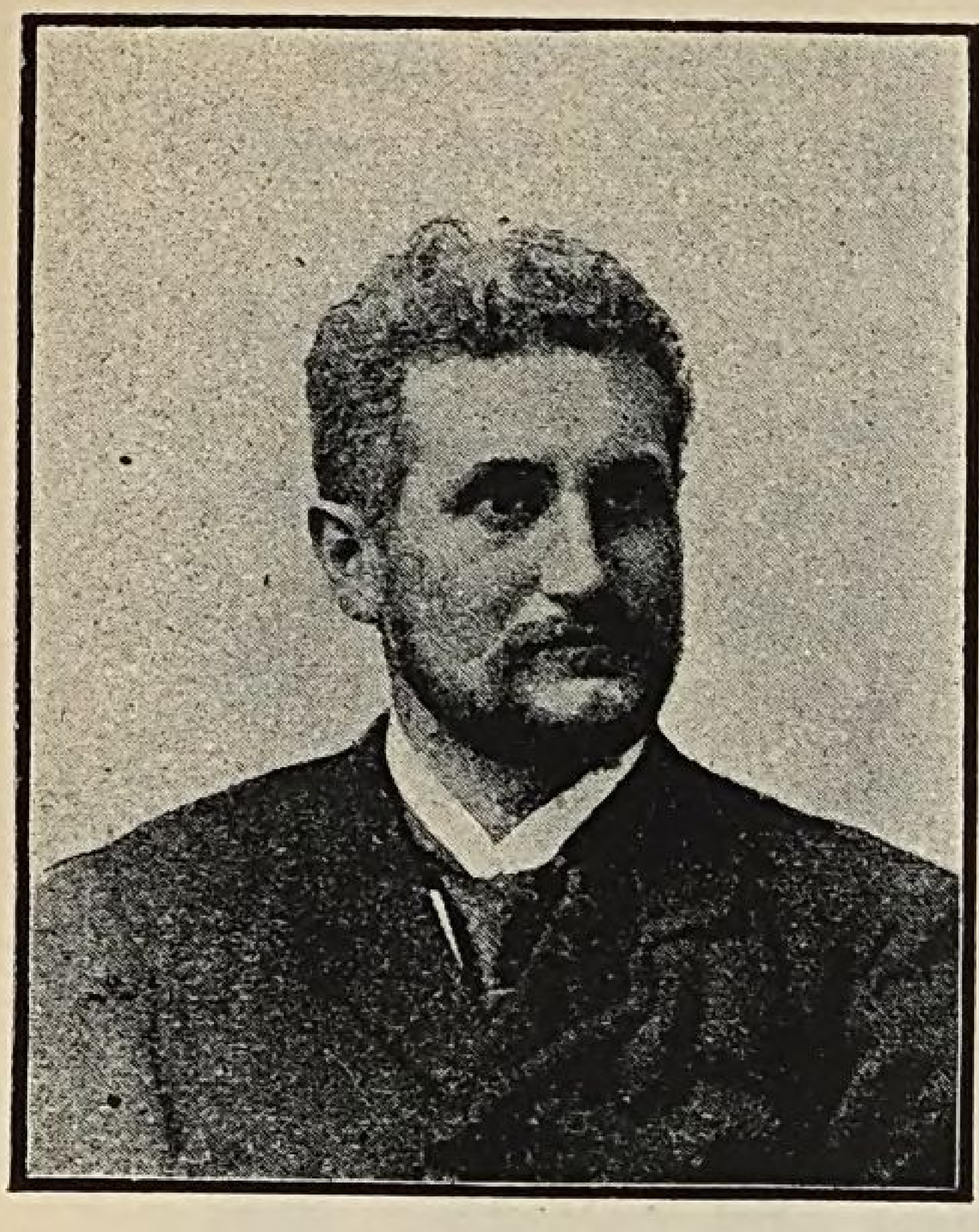
In deinem Auge glühte
Ja recht die Lebenslust,
Begeisterung durchwogte
Aufwallend dir die Brust.

Nach hohen, großen Zielen,
Nach reicher Lebensthat
Wolltst kämpfen du und ringen,
Fern vom gewohnten Pfad!

Du hast in hohem Sinne
Dich in den Kampf gewagt,
Es hat auch dir das Leben
Des Kampfes Frucht versagt.

Nun trübt mit düstrem Schleier
Den einst so klaren Blick
Enttäuschung und Entsagung,
Des Lebens herb Geschick.

Es welken schon die Blüten
Auf bleichen Wangen dir,
Von deiner Stirne schwindet
Des Jugendschmelzes Zier.



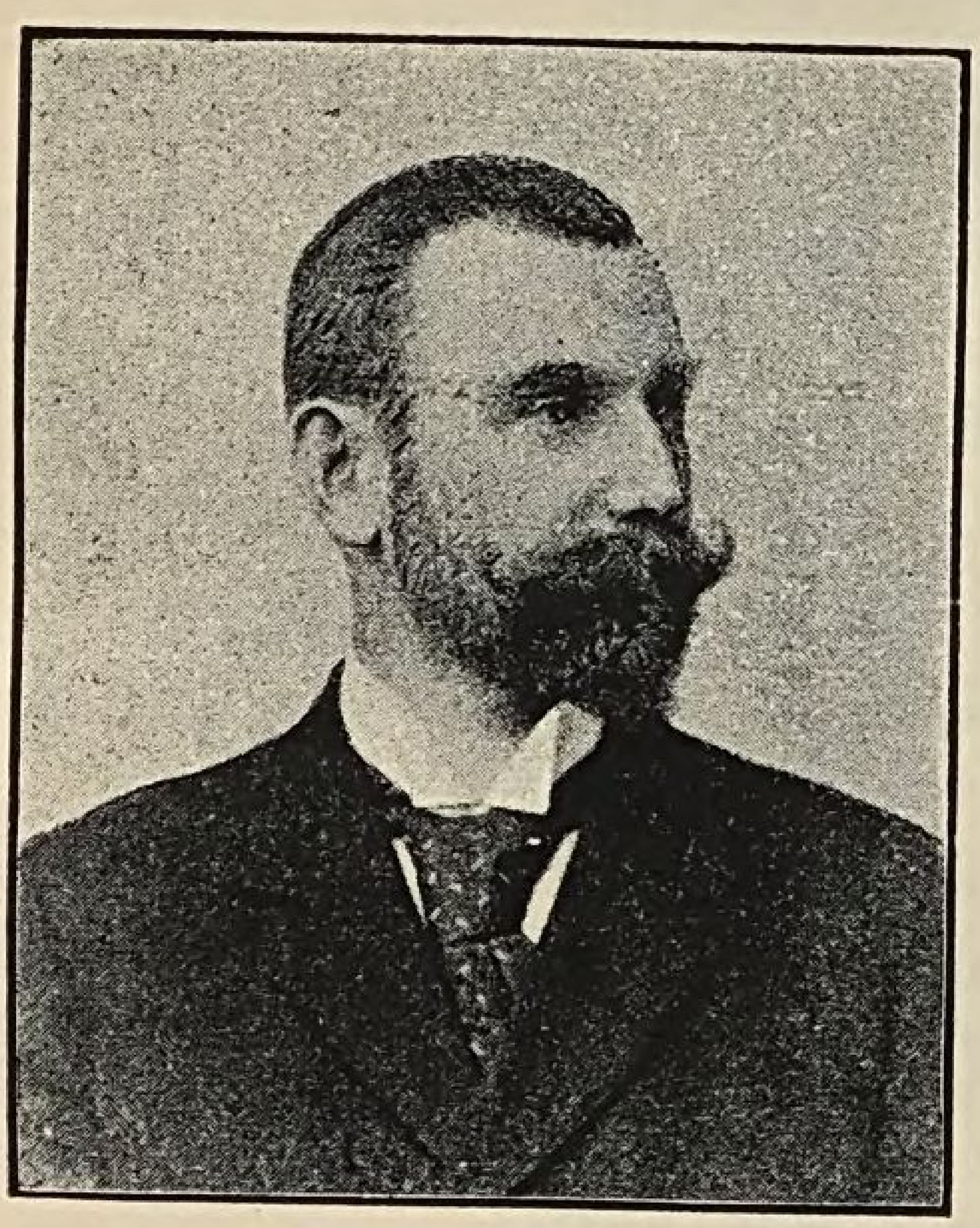
V. Einenkel.

Pfarrer in Michelwitz bei Borna.
* 16. 10. 58 zu Breunsdorf, stud. in Leipzig und Tübingen Theologie.



W. Marthen.

Frl. Adamine v. Diemar in Freienwalde a. O. * 28. 11. 48 in Schlawe.



K. Herold.

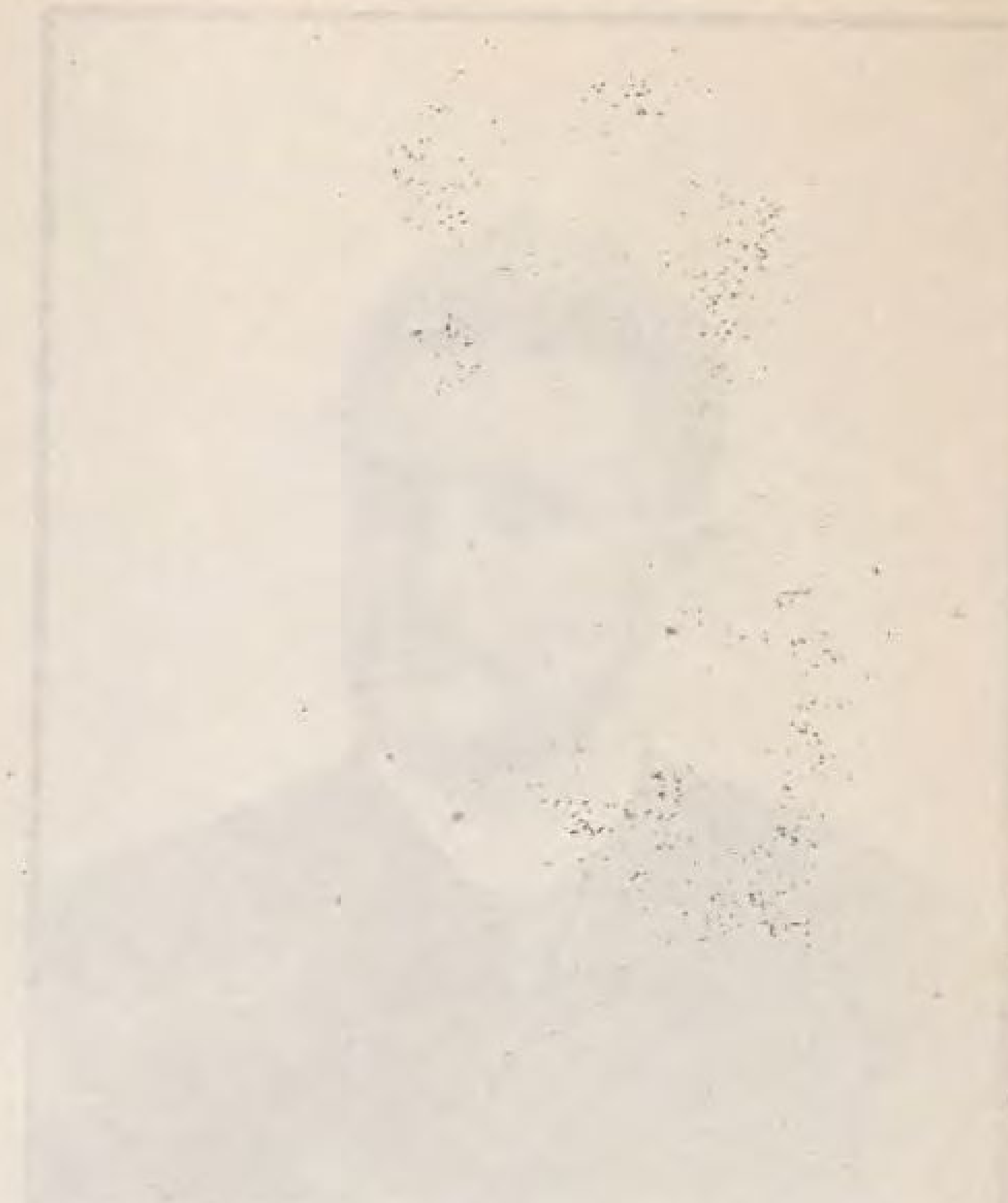
Schriftsteller und Kaufmann in Greiz i. V.
* 14. 1. 56 in Weida.



Sophie v. Keller.

Frl. Marie v. Steinkeller, Schriftstellerin in Kolberg. * das. 27. 9. 40.









M. Berensmann.

Rosenfee.

Aus Blütenkelchen strömt der Duft
Lugen die Elfen, erhaschend die Luft.
Husch husch, verstecken himmlische Lust,
Im Kelche der Rose an duftigster Brust.
Neckend und kosend schwebet einher
Lustig das Völkchen im Düftemeer.
Windet im Spiele Fäden des Glücks
Wirft sie zum Fang aus im Bann des Geschicks.
Zieht die Gefangne schelmisch herbei
Nennet sie huldgend nun ihre Fei.
Leget aufs Haupt ihr rosigen Kranz
Und es beginnet den Glückestanz.
Heil dir o Hehre, das Glück dich sucht
Aus allen Kelchen und Blättern es lugt.
Heil dir o Hehre, o Königin
Rose der Rosen, Glück soll dir blühn!

Robert Berlin.

Vom Osterhasen.

Guten Morgen, lieber Hase!
So früh seit ihr schon auf?
Noch feucht ists ja im Grase.
Was fahrt ihr zum Verkauf?
Was seh ich? Bunte Eier
Sind eurer Karre Last.
Gewiß zur Osterfeier? —
Macht doch ein wenig Rast!
Ei, ei, welch hübsches Häschen
Hilft euch die Karre ziehn!
Welch Bärtchen unterm Näschen
Ist ihm so jung verliehn!
Und hinterher gesprungen
Kommt noch ein Hasenpaar! —
„Die drei sind meine Jungen;
Das ist, mein ich, doch klar!
Nicht zum Verkaufe preise
Ich diese Eier an;
Wir bringen sie ganz leise
Zur Stadt, du Plaudermann!

Im Garten in die Hecke,
Bevors im Haus sich regt,
In Nester, in Verstecke
Wird Ei für Ei gelegt.
Manch Kind voll freudger Eile
Sucht früh im Garten nach
Und ruft nach einer Weile:
„O schöner Ostertag!
Seht, Eltern, nur die vielen,
Die vielen Eier hier!
Mit ihnen will ich spielen.
O diese bunte Zier!“ “
Doch schnell nun muß ich weiter!“
So schloß der Osterhas'.
Sie trabten fort dann heiter.
Auch ich zog meine Straß.

Karl Beisler.

Bergwanderung im Winter.

O Wonneluft, bei klarem Tag
Im Winter zu marschieren,
Wenn schneeig glitzern Hain und Hag,
Der See, die Bäche frieren.
Wenn aus den Thälern märchenschön
Sich Silbergründe weiten,
Und um die sonnbegleißten Höhn
Beschneite Dörfer breiten.
Kein Mägdlein trägt so weißes Kleid
Am festlichen Altare,
Wie Blütenrein zur Winterszeit
Das Land umher, das klare.
Es blitzt vom Reif kein Diamant
In güldnen Strahlengarben
Wie Eisgespinnst vom Felsenrand
In Regenbogenfarben.
Die Tafel in dem Schneegefild
Mit Bäumen, Hütten, Hecken,
Gewährt ein allerliebstes Bild
Wenn Schnee und Eis sie decken.
Aus halb zerfallnem Försterhaus,

Von Föhren überhangen,
Kommt wohl zur Nacht Sanct Nicolaus
Zu Dorf und Stadt gegangen.

Umzuckert ist der weite Raum
Bereits im Flockenkleide,
All das Geäst, mehr Schnee als Baum,
Wie ein Gemäld in Kreide.
Staffage auch: es schleicht das Reh
Nach Äsung aus dem Haine;
Und Kinder sausen durch den Schnee
In Schlittenlust vom Raine,

Wie muß des eignen Jugendsports
Dabei das Herz doch sinnen;
Denn ob es eisig allerorts:
Noch ist kein Winter drinnen.
Mags manches Leid und manchen Harm
Nicht, schmilzt der Schnee, verschmerzen:
Im Grunde leuchten dennoch warm
Darin der Freude Kerzen.

Wo hinter Erlen in Basalt
Die Kuppen sich erheben,
Schaut aus Gestrüpp so weiß und kalt
Ein Fels ins Winterleben.
In Kreisen klein und wieder groß
Umschreien ihn die Raben:
Vielleicht liegt ein verwünschtes Schloß
Gar in dem Glast begraben.

Der Prinz, der es befreien soll,
Naht schon auf Strahlenspeichen,
Und schickt zum voraus liebevoll
Den Gruß aus fernen Reichen.
Dornröschen schläft; doch sicherlich
Erwachen wird es wieder.
Dann läßt sein Hofstaat singend sich
In dem Gezweige nieder.

So wandern wir zur Winterszeit
Bis aus des Himmels Auen
In ihrer ganzen Herrlichkeit
Die Sterne nieder schauen.
Dann regt aufs neue sich die Brust,
Tief fühlst du dich durchdrungen,

Daß zielbewußter Schöpferlust
Die schöne Welt entsprungen.

Richard Braungart.

Wenn sonst.

Wenn sonst in Dämmerstille
Das „Ave" klang,
Von Andacht eine Fülle
Mein Herz durchdrang.
Wenn jetzt das fromme Läuten
Umwirbt mein Ohr,
Vermag ichs nicht zu deuten
Fromm, wie zuvor. —

Clara von Gruner.

Ob mein Liebling glücklich ist?

Wenn es in des Hauses Räumen
Still wird, dämmrig im Gemach,
Will von dir mein Liebling träumen
Ich, so lang mein Aug noch wach.
Und dein Bild wird mich begleiten,
Wenn mein Aug geschlossen ist,
Denken muß ich, ob im weiten
Fremden Land du glücklich bist?
Bis der Mond mit seinem bleichen
Licht herauf kommt in der Nacht,
Träume ich von deiner reichen
Seidenweichen Lockenpracht.
Was dem Himmel Sonn und Sterne,
Meine Lieb dem Herzen ist,
Und ich denk, ob in der Ferne
Du mein Liebling glücklich bist!
Mag das Schicksal alle Leiden,
Allen Schmerz und alle Pein,
Die die Welt bestimmt uns beiden,
Leiden lassen mich allein.
Niemals werd ich jammernd klagen,
Will die kurze Lebensfrist,
Weh und Trennung still ertragen,
Wenn mein Liebling glücklich ist!

Am Grabe.

Die Pforten zu des Friedhofs stillen Räumen
Sind weit geöffnet einem Leichenzug,
Und auf dem Bahrtuch mit den goldnen Säumen
Liegt mancher Strauß und Blumenschmuck genug.

Des schwarzen Sarges Wappenschild umkränzen
Kostbare Palmen, und von Nah und Fern
Die Freunde folgen, in der Sonne glänzen
Die Ordensbänder, Uniform und Stern.

Neugierge Leute kommen angelaufen,
Gleichgültges Volk, das gerne Neues schaut,
Und Arm und Dürftge sammeln sich zu Haufen
Und schluchzen jammernd und beklagen laut!

Kein Aug bleibt trocken, die Verwandten weinen
Und werfen Blumen in die Gruft herab.
Starr, stumm und ungerührt sah ich nur Einen,
Warum der Toden wohls Geleit er gab?

Wie traumverloren lauscht er den Gesängen;
Den schlichten Rock schmückt weder Band noch Stern
Und zwischen all den schimmernden Geprängen
Steht, einem Fremdling gleichend, er von fern.

Er tritt nicht näher, als die Schollen fallen —
Das letzte, was die Hand des Freundes giebt. ---
Und doch hat sie, die man begräbt, von allen
Nur ihn am meisten auf der Welt geliebt.

Ida von Lessae.

In dem Auge stets geschrieben.

In dem Auge stets geschrieben,
Ob des Glückes goldner Schein,
Ob des Frohsinns lichte Strahlen
Fielen in das Herz hinein.

Ob das Leid, das bittre, herbe,
Kam mit seiner düstern Nacht,
Ob der stille, milde Friede
Sich darinnen Raum gemacht.

Will das Herz zum Herzen sprechen,
Fehlt dazu das rechte Wort,

Schau nur tief hinein ins Auge
Und du findest Antwort dort.
Denn im Auge stehts geschrieben,
Ob ein Herz dich wahrhaft liebt.
Ob sich eine Menschenseele
Völlig dir zu eigen giebt. —

Mathilde Steindorfer-Welten.

Weltenschmerz.

Die Wiese grünt,
Es knospet schon,
Der Frühling naht!
Mir ists wie Hohn.

Was soll die Pracht,
Der Hoffnung Farb?
Ich hoff nichts mehr!
Da er mir starb.

Ernst von Destouchos.

Vindobonas Frauen.

So wie der Morgenstern am Himmelsdome
Vor allen andern leuchtet hell herfür,
Strahlst Vindobona, du am Donaustrome
Du Kaiserstadt, als aller Städte Zier.
Was aber deinem Ruhm in schönrem Glanze,
Der Rose gleich, drauf Deamanttropfen taun, —
Erstrahlen läßt im blütenreichsten Kranze,
Sind Deine schönen, wonnesamen Fraun.
Drum soll auch Euch, Euch Vindobonas Schönen,
Euch Herrlichen, dies Lied zum Preis ertönen,
Der Harfe erster seligster Akkord;
Ihr Blätter aber, Zephyrleicht, beschwingt,
In jede Hütte, jedes Haus es bringt,
So tön es jauchzend fort von Ort zu Ort!

Johanna von Destouches.

Licht.

Ja, Mutter, brenn die Lampe an,
Vielleicht wird heller dann mein Sinn,
Den düstre Schwermut mir umspann,
Seitdem ich krank, so elend bin.
Und lagert rings solch tiefe Nacht,
Das keinen Strahl das Auge sieht,
Wird nur zu heißerm Weh entfacht,
Was jetzt in mir so schmerzvoll glüht.

Komm, Mutter, brenn die Lampe an,
Auf daß es werde licht und klar.
Ob ichs wohl dann vergessen kann,
Wie einst ich doch so glücklich war!

Richard Deye.

Frauenwörth.

„Es liegt eine Insel im schimmernden See,
Von Nixen bewacht, von der Algenfee;
Aus heiligen Mauern tönt frommer Gesang,
Die Weiden sie trauern am Ufer entlang.
Zu lieben verbot mir mein fürstlich Geschlecht,
Als Magd des Gekreuzigten bin ich euch recht.
Aus prangenden Hallen zum einsamsten Haus —
Die Locken sie fallen, und alles ist aus!"
So klagend verließ sie ihr väterlich Schloß,
Des mächtigsten Kaisers hochedler Sproß;
Als all ihre Wonnen zerronnen in Weh,
Zog sie zu den Nonnen des Klosters im See.
Doch nun sie das sonnige Eiland erschaut,
So grün und so friedlich, so heimlich und traut,
Da wards ihr im Herzen so still und so gut,
Da sanken die Schmerzen hinab in die Flut.
Und Jahre vergingen in Frieden und Glück;
Nie sehnte sich Irmgart nach Hofe zurück.
Zu der sie im Grolle und Gram einst geflohn,
Es ward ihr die Scholle zum glänzendsten Thron.
Jetzt ruht sie im Grabe schon tausend Jahr,
Noch leuchtet ihr Eiland so lieblich und klar,
Die Wellen noch wallen am Ufer entlang,
Aus heiligen Hallen tönt frommer Gesang.
Doch unter der Linden weitschirmendem Arm
Sitzt fröhlich heut mancher, der jüngst noch voll Harm
Der mit Stift und mit Pinsel verkündet dein' Ehr,
Du sonnige Insel im „Bairischen Meer"!

August Dietz.

Liebeswonne

Im Lande der Rosen und Pinienhaine
Da ist mir der große Wurf geglückt,
Da hab ich die Holde, die ich meine,
Meine zauberduftge Rose gepflückt.

Es war ein kühnes, ein tolles Wagen,
Wie verzweifelnd oft der Mut mir schwand,
Durch Dornen mußt ich hindurch mich schlagen,
Bevor ich dich, Heißersehnte, fand ....

Doch du lächeltest mir so traut entgegen,
So sehnsuchtsduftig-verheißungsvoll,
Daß immer wieder kühnverwegen
Im tiefsten Herzen der Mut mir schwoll!

Und das heiße Ringen war nicht vergebens,
Der große Wurf ist mir geglückt,
Ich habe, du Rose meines Lebens,
Für immer, für ewig dich gepflückt! ...

Hedwig Dransfeld.

Der arme Soldat.

Er war doch gestern noch frisch und rot,
Und heute ist er schon bleich und tot.
Nun blüht und duftet es rings im Hain,
Er aber muß in die Erde hinein.
Der arme Soldat!
Im Scherze erschoß ihn sein Kamerad.

Die Unglücksthat war nicht schlimm gemeint,
Und viele klagen, doch keiner weint.
Sie winden der duftgen Kränze ihm viel
Und tragen hinaus ihn bei klingendem Spiel,
Und trauernd verhallt
Die Abschiedssalve in Feld und Wald.

Der Oberst spricht noch ein herzlich Wort,
Dann ziehen mit rauschenden Klängen sie fort;
Er aber bleibt auf dem Friedhof zurück
Und war doch jung und erhoffte das Glück.
Sein Leben war schwül;
Nun ruhet im Grabe er weich und kühl.

Er hätte so gern noch die Heimat gesehn
Und muß doch ohn Abschied von hinnen gehn.
Nun schläft er für ewig im fremden Land,
Nun schmücket sein Grab keine Freundeshand.
Der arme Soldat!
Im Scherze erschoß ihn sein Kamerad.

Felix Dahn.

Das Lied vom treuen Gordon.

„Sir Gordon, räumt die verfluchte Stadt,
Räumt den verlorenen Posten!
Ihr seht, daß man uns vergessen hat!
Wir verfaulen hier oder verrosten.

Stets schmilzt das Brot, stets wächst der Feind,
Verrat schleicht um die Mauern: —
Ihr habt gezeigt, wie treu ihrs meint: —
Wie lange noch solls dauern?

Noch steht Euch offen der rettende Fluß,
Noch trägt Euch das Schiff von hinnen,
Nicht lange mehr — horch! Schuß auf Schuß, —
Dann stürzen die morschen Zinnen."

„Lord Stewart, du bist ein braver Mann,
Und klug war deine Rede.
Ich gehe nicht fort. Weil ich nicht kann:
Ich fecht hier Englands Fehde.

Ich werde nicht der Heiden Spott,
Nie wird mich Zagmut fassen:
Altengland und der alte Gott —:
Die können mich nicht verlassen.

Doch ihr, Lord Stewart, räumt den Ort,
Denn ihr habt nicht geschworen." —
Lord Stewart wischt die Zähre fort:
„Sir Gordon, Ihr seid verloren.

Ich sterbe oder ich bringe Entsatz."
Sie schüttelten sich die Hände. — —
Ein gelber Ägypter verriet den Platz:
Das ward Sir Gordons Ende.

In der schweigenden Nacht durch das Thor am Fluß
Einschlichen die dunkeln Haufen,
Ein erstickter Schrei: — ein ferner Schuß: —
In den Straßen welch leises Laufen!

Vor seine Schwelle tritt der Held,
Das schottische Schwert in der Rechten,
„Der ists" — Die Salve kracht: — er fällt: —
„Dein Gott, dein Volk sind die rechten!"

So höhnt der Ägypter ihm ins Ohr:
„Sie haben dich schnöde verlassen."

Doch der Graukopf hebt sich stolz empor:
„Das kannst du, Heide, nicht fassen.
Nicht hat es gesollt Altengelland,
Weil der alte Gott nicht wollte:
Dem Christen, dem Britten ewige Schand,
Der drum Gott oder England grollte.

Der treue Gott wird am jüngsten Tag
Mir seine Gründe sagen,
Und dieser mein letzter Herzensschlag, —
Für Altengland soll er schlagen."

M. Edel.

Schicksal.

Nichts hilft dir Klagen und Verzagen
Du kannst dem Schicksal nicht entfliehn,
Was es verhängt mußt du ertragen
Und seinem Spruch dich unterziehn.

Es kann dich heben und dich beugen,
Zermalmen wenn es ihm gefällt,
Es sei darum — mag es bezeugen
Daß du gefallen wie ein Held.

Florentine Gebhardt.

Scheiden.

Es war im Mai, die Welt im Frühlingsprangen,
Und Sturm und Winter draußen längst vorbei —
In mir nur war noch Alles Sturm und Bangen
Und fern dem Mai.

Da trafen, die sich lang entgegen strebten,
Dein Pfad und meiner, sich zum ersten Mal.
Des Herzens Tiefen mir gleich Knospen bebten
Im Frühlingsstrahl. — —

Seitdem — es kam und ging mit Sturm und Wonnen
So mancher Frühling durch das Erdenland.
Mein Lenz blieb sturmbewegt, wie er begonnen,
Bis daß er schwand.

Nun ist das Herz mir still in Herbstesfrieden,
Und doch, wie ehmals ist es Lenz auch heut
Und heiter schien die Sonne, da wir schieden —
Für alle Zeit?!

Jul. Gräfe.

Meiner Mutter.

Wohl niemand weiß, was du im Leben,
O Mutter, einst gelitten hast:
Du mochtest keinem Zeugnis geben
Von deines Herzens Qual und Last.

Ich hörte nie dich bitter klagen,
Wenn Trauer tief ergriff dein Herz;
Ja, selbst in schwersten Prüfungstagen
Behieltst du still für dich den Schmerz.

Dein Antlitz strahlte nichts als Güte,
Dein Urteil war in allem mild.
Nun schau, mit Wehmut im Gemüte,
Ich dein verklärtes, teures Bild.

Klaus Groth.

An Doris †.

Die Nacht mit ihrem Frieden
Bedeckt die weite See,
Der Mond ist aufgegangen
Und wandelt durch die Höh.

Die Welt ist lauter Stille,
Nur mein Gedanke wacht
Und wandelt durch die Ferne
Zu dir in dunkler Nacht.

A. Englert.

An Helene.

Aus dem Engl. des E. A. Poe.

Ich sah dich einmal — einmal nur — vor Jahren:
Ich darf nicht sagen, wann -- doch ists nicht lange.
'S war Julimitternacht; und von dem Vollmond,
Der, aufwärts strebend wie dein eignes Herz,
Auf raschem Pfade durch den Himmel zog,
Fiel sanft ein silberseidner Flor von Licht
Mit Schwüle, Ruh und Schlummer auf das Antlitz
Von tausend Rosen eines Zaubergartens,
Wo auf den Zehen nur die Winde schleichen —
Auf das erhobne Antlitz dieser Rosen,
Die in verzücktem Tod die duftgen Seelen

Zum Danke für das Liebeslicht verströmten —
Auf das erhobne Antlitz dieser Rosen,
Die lächelnd starben, tiefentzückt durch dich
Und durch den Zauber deiner Gegenwart,
Ich sah dich, ganz in Weiß gekleidet, lehnen
An einem veilchenübersäten Hügel,
Indeß der Mondschein sich herniedersenkte
Auf das erhobne Angesicht der Rosen
Und auf dein eignes — ach! in Leid erhoben!

Wars nicht das Schicksal — dessen Nam auch Leid ist —
Das mich in dieser Julimitternacht
Vor jener Gartenthüre weilen hieß,
Den Duft zu atmen der entschlafnen Rosen?
In tiefem Schlummer lag die schnöde Welt.
Kein Fußtritt war vernehmbar. Wir nur wachten,
Nur du und ich allein; — O Gott! O Himmel!
Wie pocht mein Herz bei diesen beiden Worten! —
Nur du und ich allein. Ich stand — ich schaute —
Sieh, da verschwanden plötzlich alle Dinge.
(Erinnre dich, der Garten war verzaubert!)
Des Mondes lichter Perlenschein erlosch;
Die moosgen Hügel und die Schlangenpfade,
Der Bäume seufzend Laub, die frohen Blumen,
Ich sah sie nimmer; selbst der Rosen Duft
Starb in den Armen der entzückten Lüfte.
Nichts blieb — nur du — nur weniger als du:
In deiner Augen Lichtglanz — nur die Seele
In deinen himmelwärts erhobnen Augen.
Ich sah nur sie — sie waren meine Welt.
Ich sah nur sie — sah stundenlang nur sie, —
Nur sie bis zu des Mondes Untergange.
Welch stürmisch wilde Herzgeschichten waren,
Auf jenen lichten Sphären eingeschrieben!
Welch düstres Weh und doch welch kühnes Hoffen!
Welch ruhiges und heitres Meer von Stolz!
Welch mutig hoher Sinn und doch welch tiefe,
Welch unergründlich tiefe Liebesfülle!

Doch endlich sank die holde Luna nieder,
Im West sich bettend, in Gewitterwolken:
Und durch der Zweige Grabesdunkel schlichst du,

Ein Geist, hinweg. Nur deine Augen blieben.
Sie wichen nicht — sie sind noch nie gewichen.
Ihr Licht geleitete in jener Nacht
Auf stillem Pfad mich heim und hat seitdem
Mich nie — wie meine Hoffnungen — verlassen.
Sie folgen mir — sie leiten mich durch Leben,
Sie dienen mir — und doch bin ich ihr Sklave.
Ihr Amt ist, zu entzünden und zu leuchten,
Mein Dienst, in ihrem Lichtglanz mich zu schirmen,
Zu reinigen durch ihr elektrisch Feuer,
Zu heiligen durch ihr elysisch Feuer.
Sie füllen meine Seele mit der Schönheit —
Die Hoffnung ist — und weilen hoch am Himmel —
Die Sterne, die ich auf den Knien verehre
Im trüben, stillen Wachen meiner Nacht.
Doch selbst im mittagshellen Glanz des Tages
Seh ich sie noch, zwei klare Venussterne,
Sanft funkelnd, nie erlöschend vor der Sonne.

Wilhelm Jensen.

Zu weit.

Den Weg, den jetzt ich täglich schreite,
Ging ich vor dreißig Jahren schon,
Doch ruft mir aus der fernen Weite
Herüber kein vertrauter Ton.
Ich weiß nur, daß ich ihn gegangen;
Vergeblich sucht mein Blick umher:
Zu weit! Und kein Zurückgelangen
Ist heut für die Erinnrung mehr.

Ich weiß nur, daß die Erde blühte
Gleich einer Braut in lichtem Kranz,
Und lichter doch noch im Gemüte
Mir Himmelsblau und Frühlingsglanz.
Zu weit! Dahin ist jenes Prangen,
Umwölkt der Himmel herbsteschwer —
Ich weiß nur, daß ich hier gegangen,
Doch die Erinnrung faßts nicht mehr.

Martin Greif.

Andacht im Walde.

Hört ihr der Vögel Schall
Den Schöpfer preisen?
Seht ihr die Säulen all
Zum Himmel weisen?

Merkt ihr, wie rings umher
Die Dämmer fließen
Und oben mehr und mehr
Die Wölbung schließen?

Zu einem Tempel ein
Sind wir getreten,
Drum laßt uns stille sein
Und kindlich beten!

Hans Grasberger.

Das thut mir weh.

Hochsommers blühn Vergißmeinnicht
Im Frosthauch, dicht
Am Gletscherschnee:
Daß du so blühn und welken mußt
An meiner Brust,
Das thut mir weh.

Der Epheu grünt und weiß es kaum,
Das morsch der Baum,
Den er umgiebt:
So thöricht schmiegt dein Herz sich an;
Ich merk es dran,
Daß es mich liebt.

Theodor Fontane.

Grabschrift.

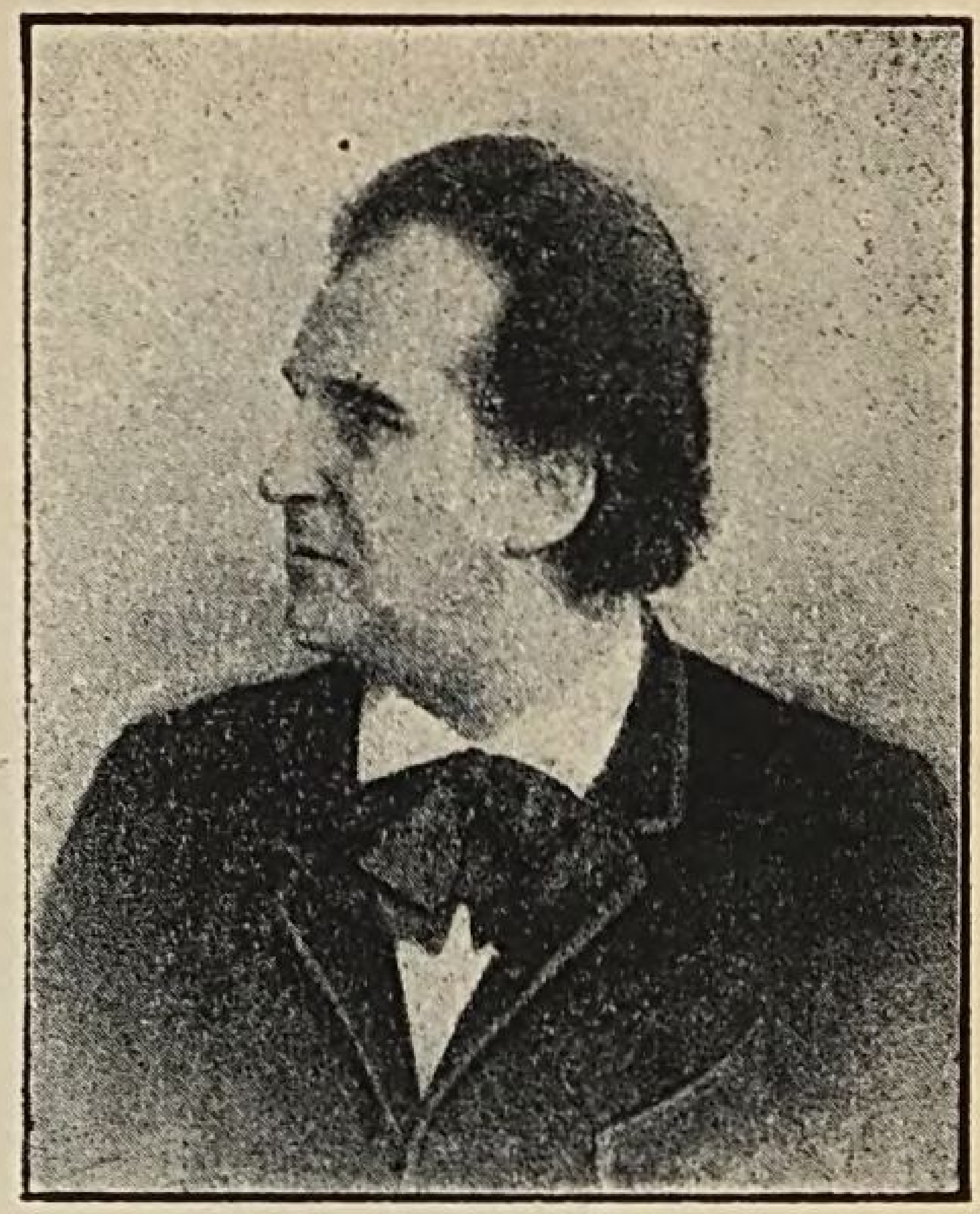
Auf einem Grabstein im Kirchhof von Melrose-Abbey.

Erde gleißt auf Erden
In Gold und Pracht;
Erde wird Erde
Bevor es gedacht.
Erde türmt auf Erde
Schloß, Burg, Stein;
Erde spricht zu Erde
Alles wird mein.



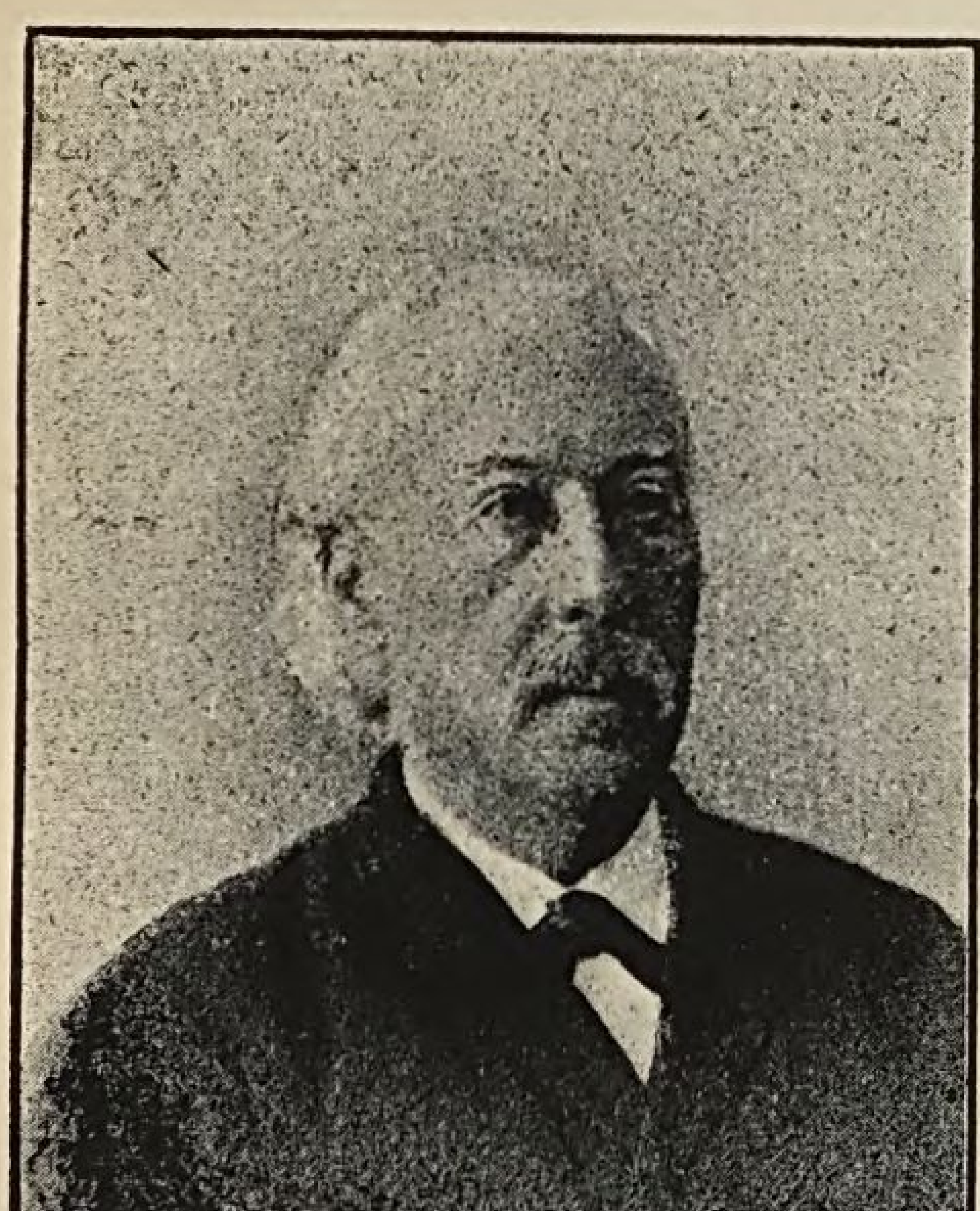
Adelheid Wendel-Schratz.

Frau A. Wendel-Schratz in Augsburg
* 9. 11. 43 in Ansbach



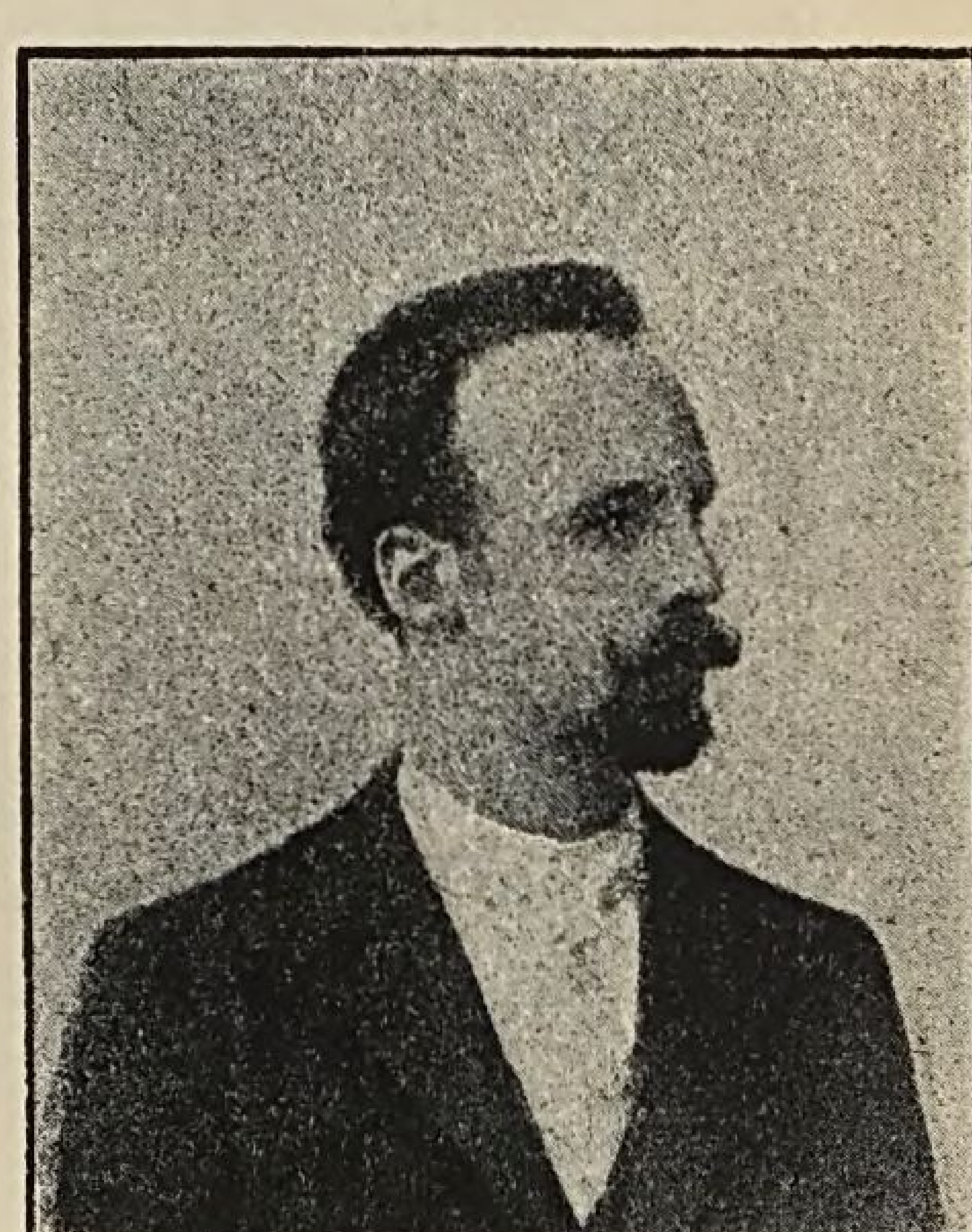
Karl Weiser.

Regisseur am Hoftheater zu Weimar
* 29. 7. 48 zu Alsfeld in Hessen, Kriegsfreiwilliger 1870



Erwin Wester.

Eduard Wissmann, Land-Ger.-Dir. a. D. in Wiesbaden, * 27. 9. 24 in Gemünden stud. die Rechte



Ernst Zahn.

Bahnhofsrestaurateur in Göschenen
* 24. 1. 67 in Zürich.

Otto Thalmann.

Herbst.

In Purpurglut verglimmt der Haide Saum,
Und gelber sich der Buche Blätter färben,
Vorüber ist der Erde Wonnetraum,
Schon zieht den Wald herauf ein Sterben.

Am Rebenhang die goldne Traube schwillt. —
Bald wird ihr Blut in kühle Keller rinnen,
Dann wird die Luft wohl einmal noch erfüllt
Vom Jubelsange froher Winzerinnen.

Dann wird geklettert über Strauch und Stein,
Der Rebe flink ihr süßes Kind zu rauben,
Dazwischen tönts im Herbstessonnenschein
Es lebe hoch der würzge Saft der Trauben. —

Und liegt der junge Wein im engen Faß,
So fängt er an zu brausen und zu toben, —
Wir aber schlürfen von dem kühlen Naß
Und thun vergnügt den guten Jahrgang loben.

Vergessen ist des Sommers Abschiedsweh,
So lang er schäumt, der rebumkränzte Becher, —
Bis auf das Haupt ihm fällt der erste Schnee,
Dem lustig — frohen, immer durstgen Zecher!

Heinrich Hüttinger.

Andacht.

Heilige Stille!
Welch ein Wille
Schuf die Wunder rings um mich?
Herr, Gott auf des Himmels Thronen,
Willst du hier begnadend wohnen,
Da dein Geist mich froh umstrich?
Deinem Rauschen
Laß mich lauschen!
Ist das Herz so voll von Glück,
Und die Seele voll Gedanken;
Doch das Wort bleibt scheu zurück,
Kann nicht sprengen seine Schranken.
Erd und Himmel, lobt den Herrn,
Lobt den Herrn, der seiner Gnaden
Ewige Quellen uns erschloß.

Hier auf waldesgrünen Pfaden,
Schwebt der Friede hehr und groß!

Laß mich nicht vergeblich warten;
Blütenleer ist all mein Garten,
Seit der Feind ihn ganz umschlich.
O, so komm, mit reichen Gaben
Mein verarmtes Herz zu laben;
Meine Seele dürstet dich!

Anna Hasselbach.

Sonnenaufgang.

Noch ruht die Sonne hinter Bergeswänden
Die weißen Nebel wallen durch die Luft
Und decken schleiergleich die weite Kluft
Und wogen wie ein See in Thalgeländen.

Wann wird die Herrliche den Strahl uns senden,
Der mit Gewalt die müden Träumer ruft?
Die Blumen atmen schon im frischen Duft,
Dem Wandrer ihren Morgengruß zu spenden.

Und rosig flammt es jetzt am Himmelsbogen,
Und einer ewig jungen Fürstin gleich
Kommt siegbewußt die Herrliche gezogen

Und nimmt Besitz von ihrem weiten Reich.
Verschüchtert ziehn die Nebel sich zusammen,
Der Horizont steht wie in lichten Flammen.

G. Hartung.

Am Grabe des Kindes.

Unterm grünen Epheuhügel
Schlummre sanft, o Engel du!
Dort der Mond am blauen Himmel
Lächelt deinen Träumen zu.

Ach, noch kaum die Mutter kennend
Schliesst in ihrem Arm du ein;
Mußt ihr treues Herz nicht brechen
Mit den blauen Augen dein?

Trauernd netzt mit seinen Thränen
Hier der Vater deine Gruft,
Während leis: „Wir sehn uns wieder!"
Eine Engelsstimme ruft.

Unterm grünen Epheuhügel
Schlummre sanft, o Engel du!
Schlummre sanft! Wir sehn uns wieder —
Bald, bald gehn auch wir zur Ruh.

Friedrich Haßlwander.

Die Liebe.

Was auch die Erde uns an Schätzen beut,
So kann doch nichts für ewig fortbestehn,
Das Schönste selbst, es muß zu Grunde gehn,
In Staub zerfällt, was unser Herz erfreut.

Wie oft uns reiches Glück auch blüht erneut,
Ein Sturmwind kann es über Nacht verwehn;
Es achtet unser Weinen nicht und flehn
Der finstre Tod, der grimmig uns bedräut.

So schien ein grauser Fluch denn unser Leben,
Wär' nicht als holder Stern uns zum Geleit
Die Liebe von dem gütgen Gott gegeben.

Sie herrschet siegreich über Raum und Zeit,
Sie lohnt mit Himmelslust des Herzens Streben,
Wer sie genoß, lebt fort in Ewigkeit!

Verletzte Ehre.

Was konnte dich so traurig nur verblenden,
Daß du mit frevelhaftem Übermut
Die Ehre mir verletzt, das hohe Gut,
Die sicher ich geglaubt, in deinen Händen?

Ach! müßte so der schöne Traum denn enden?
Noch sehn ich mich nach dir mit heißer Glut,
Noch ließe ich für dich mein Lebensblut,
Doch nimmer kann ichs jetzt zum Bess'ren wenden.

Wie sonst möcht ich an deiner Brust erwarmen,
Beseelt von deiner Augen Liebesblick,
Umschlungen fest von deinen weichen Armen.

Doch nun hält mich ein Machtgebot zurück,
Die Ehre wills! sie kennet kein Erbarmen;
Drum brich, o Herz! Geopfert ist dein Glück!

Sophie Zellner.

Ode.

Einst, als der Jugend Reiz noch das Haupt mir umfloß,
Durchzuckte die Freude, elektrischem Strahl gleich das Herz mir,
Das Frühlings Sonne mit kühnem Übermut füllend die Seele,
Ließ fordern glänzenden Augs und kecken Muts mich die Zukunft,
Und sichren Gefühles voll hob mir die Brust glückseliges Lachen.
Heute, lang eh noch das Alter die Stirne mir berührt,
Anders als sonst wirket das Glück auf der ernsteren Seele Bewegung,
Die Freuden des Lebens, das Bild der Natur, strahlt anders zurück
Aus dem ruhigeren Spiegel des wettererprobten Herzens,
Und des Hochwalds Rauschen, der weiße Scheitel der Alpen,
Des Dichters Wort und die himmlischen Klänge der Tonkunst
Bringen von Lust ein unnennbar Gefühl,
Das nicht ausspricht der Mund, das kein Blick dir beschreibt,
Das nur still sich kündigt — in Thränen.

Franz Heikerlinger.

Erinnerung.

Muß ich ihn so früh vergessen,
Jenen schönen Wintertag?
Mädchen nenn es nicht vermessen,
Wenn ich dein gedenken mag!
O, ich mein dich noch zu sehen,
Wie ich dir zur Seite ging,
Wie des Abendwindes Wehen
Sich in deinem Kleide fing.
In den weißen Winterflocken,
Bei der Straßenflammen Licht —
Mit den lieben, blonden Locken
Um Dein schönes Angesicht.

Agnes Grießler.

Traumglück.

„Mein Herz ist so schwer, und mein Sinn ist so trüb,
Ich kenne kein Glück, keine Freuden —
Und wenn es noch lange so traurig verblieb,
Dann wünscht ich recht balde zu scheiden.
Es ist diese Erde ein jammervoll Thal,
Das Land aller Schmerzen und Thränen,
Das Leben nur Sorge und bittere Qual,
Ein ruhelos Kämpfen und Sehnen!“

So klagte ein Mädchen und sah in die Nacht,
Sah auf zu der Sterne Geflimmer
Und ihrer erhabenen goldenen Pracht —
Und auf zu des Mondlichtes Schimmer.

Und wie sie so seufzte, und wie sie so sann
Und bangt' vor der Stille der Räume —
Da nahte Gott Morpheus mit leichtem Gespann
Und führt sie ins Reich süßer Träume.

Nun lächelt der Mund, der erst zürnend geklagt,
Nun klopfet das Herz vor Liebe und Glück,
Denn was ihr das Leben erst geizend versagt,
Das gab ihr der Traum nun zehnfach zurück.

Alfred Olbrich.

Nachtgebet.

Die müde Sonne will sich neigen,
Und still und stiller wird Natur.
Der Abendwind rauscht in den Zweigen;
Es singt ein einzig Vöglein nur.

Die Vöglein zwitschern wie im Traume
Des Schlummerliedchens letzten Ton.
Das Lied verhallt im Waldesraume;
Die Mutter Nacht besteigt den Thron.

Auf ihren rabenschwarzen Schwingen
Schwebt sie heran, dem Dämon gleich;
Und doch will sie nur Frieden bringen
Ins friedenlose Menschenreich.

Nun nahet auch am Himmelsbogen
Der Mond, der traute Nachtgesell;
Es kommt der Sterne Schar gezogen:
In dunkler Nacht erstrahlt es hell!

Und rings herrscht traumverlornes Schweigen
Mit zauberischer Geistermacht;
Mein Haupt, es muß vor dir sich neigen,
Du hehre, urgewaltge Nacht.

Es muß sich neigen und muß flehen
Zu dir, die du so mild, so gut:
O laß die heilgen Schauer wehen,
Mach ruhiger mein stürmisch Blut! —

Es zog zu dir ein süßes Ahnen
Von Fried und Ruh mich mächtig hin;
Ich wandle deine stillen Bahnen,
Weil ich der Ruh verlustig bin.
Und wann in deine Mutterarme
Mich Müden einstens legt der Tod,
Dann schenke mir nach all dem Harme,
Was keinem noch das Leben bot.
Schenk mir den süßen, ewgen Frieden,
Den stets das arme Herz begehrt,
Und den, so lang es lebt hienieden
Das rauhe Schicksal ihm verwehrt.

Ludwig Hellmaier.

Der Greis unter der Linde.

Herbst ists, und die Blätter fallen
Welk herab in meinen Schoß;
Auch in meinem Erdenwallen
Bricht der Herbst des Lebens los.
Welk sind meine müden Glieder,
Wissen mich zu tragen kaum,
Und zum Kinde wandelt wieder
Mich die Zeit in schwerem Traum:
Bis mich schüttelt Herbsteswehen
Von dem Baum des Lebens los,
Bis ich sinke im Vergehen
Ewigkeit, dir in den Schoß.

Th. Held.*)

An Robert Franz in Halle a. S.

zur Feier seines 70. Geburtstags am 28. Juni 1885.

Und wieder schließt sich ab ein Zauberring,
Ein Jahr, das siebzigste, um deinen Kern!
So Mancher blickt zu deiner Krone auf,
Die tapfer du errangst, trotz Sturm und Drang,
Grimmt, daß du sie in Schatten stellst, die Streber
Und Neider, die so arm an Saft und Trieben!
Manch giftiges Gewürm krümmt sich am Boden
Und möcht zernagen deine tiefen Wurzeln.

*) Im vorigen Jahrgang muß es heißen „geb. zu Halle“.

Du aber stehst und strebst empor zum Licht
Und dich verklärt ein goldig Abendrot,
So mild und warm und rein, wie deine Kunst,
Die läuternd hebt die Seele deines Volks;
Die neu erklungen ist aus heilgen Runen
Dem echten keuschen Ton der frommen Barden,
Dem Psalm vom Menschensohn und seiner Liebe,
Von seinen Leiden und von seinen Siegen.
Dein Sang veredelt deutsches Dichterwort!
An dir vorüber rauscht der Strom der Zeit.
Nicht irret dich der Wogen wirrer Gischt:
Du bleibst der Welt, und du besiegst den Tod!
So grüßen heute wir dich, lieber Meister.
Weg Schmerz und Wehmut, nicht ein Mißton klirre
Dir durch die Seele heut! Rings soll es jubeln
Glück auf dir, dem ein ewger Lorbeer grünet!

Eugen Hané.

Der alte Buchhalter.

Nun sitzt er an die vierzig Jahr
Vor seinem Pult in engen Mauern,
Das Antlitz welk, gebleicht das Haar;
Wie lange soll die Pein noch dauern,
So Stund um Stunde, Tag für Tag
Mit steifgeschriebenen Fingern malen,
Obs draußen schnein, obs blühen mag,
In dicke Bücher nichts als Zahlen?
Doch morgen ist sein Hochzeitstag,
Den will er sorgenlos verleben.
Mit seinem Weib im grünen Hag
Wie einst, es ist ja Frühling eben,
Wie freut er sich, so manchmal schon
Bat er, ihm Urlaub zu gewähren,
Doch hieß es stets in kühlem Ton,
Man könn' ihn heuer nicht entbehren.
Nun ward sein Wunsch erhört und o,
Wie will die Freiheit er genießen,
Wie wird ihm freudenreich und froh
In Wald und Au der Tag verfließen!
Just wie an seinem Hochzeitsfest
Soll Lust im Lebenskelch ihm schäumen,

Und noch für seines Daseins Rest
Will er von diesem Tag dann träumen!
Da ruft man ihn zum Prinzipal:
„Was ich Euch sagen wollt, mein Lieber;
Es ist mir wirklich recht fatal,
Mein Kompagnon liegt krank am Fieber,
Ich selber bin sehr angestrengt,
Sonst würd ich Euch zu gehn nicht wehren,
Doch wißt Ihr selbst, die Arbeit drängt,
Auch jetzt kann ich Euch nicht entbehren."
„Das nächste Mal!" — Er schleicht hinaus
Und Thränen ihm den Blick verdüstern.
Er hört, wie sanft im Blütenstrauß
Am Fenster linde Lüfte flüstern
Und sieht den Frühlingssonnenstrahl
Ihm Lichter auf die Bücher malen —
Tief seufzt er auf: „Das nächste Mal!"
Und wieder schreibt er Zahlen, Zahlen. —

Ernst Kaulhold.

Vereinsamt.

Nun bin ich wieder, wie zuvor, allein,
Und nichts behindert mich, Euch zu belauschen;
Genossen dürft Ihr neuerdings mir sein,
Schutzgeister, segnend, durch die Stille rauschen.
Ein Tempel wird dem weltentrücktem Traum
Durch Euch der Einsamkeit geweihte Zelle,
In die den Glanz aus sphärenhaftem Raum
Uns trug des Prisma farbenbunte Welle.
Nun bin ich wieder, wie zuvor, daheim
Im Reich, wo Märchen gern und Zauber wohnen,
Wo wonnetrunken, ach, der Andacht Keim
Das Herz umspann mit Sonnenkronen,
Der Geist sich seine Lichtgestalten schuf
Und in sein Lied die Seele durfte hauchen,
Das aufwärts klomm, wie Freudenruf,
Wenn auf Altären Opferbrände rauchen.
Nun bin ich wieder, wie zuvor, allein:
Ihr stilles Trauern lässet nicht die Seele.
Der Stunde denk ich, da im frommen Hain
Die süße Klage schluchzte Philomele. —

Wenn um Gedanken das Empfinden spann,
Und schöne Sterne, schweigsam, niederglänzen,
Geb willig ich mich in der Geister Bann,
Der Sehnsucht Weh und Wunsch mir zu umgrenzen.

F. A. Kienast.

Spruchartiges.

Wie durch den hohlgeformten Spiegel
Das eigne Bild als Fratze uns begafft,
Blickt uns verzerrt die Seele auch entgegen
Im Spiegel niedrer Leidenschaft.

❦

Wasser durchhöhlet den Steinblock, wenn es ihn lange beträufet
Thränen erweichen zuletzt auch das starrste Gemüt.

❦

Zum Siege schafft Zu Boden rafft
Die Tugend Kraft; Die Leidenschaft.

Friedrich Kirchner.

Feierabend.

Versammelt ist die frohe Menge
Zu lauschen lieblichem Terzett,
Es scherzt im tobenden Gedränge
Mit einer Senn'rin der Kornett.
Laut schallen der Tiroler Lieder
Von Jägerlust und Liebesdrang,
Und jauchzend giebt das Echo wieder:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang!“
Da plötzlich herrscht im Garten Schweigen,
Ein End hat Singen, Lärm und Spiel;
Denn Aller Herzen still sich neigen
Dem zauberischen Farbenspiel.
Am Himmel prangt ein Regenbogen
Und rahmt mit seiner Farbenglut
Karwendel ein, der duftumwoben
Wie hinter goldnem Schleier ruht.
Und wie noch alle stehn und staunen
Ob deiner Herrlichkeit, Natur,
Da ferne Glocken leise raunen
Den Abendgruß durch Wald und Flur!

Anna Louise Kleinwort.

Trost in Thränen.

Hast in der Ferne liebe Freunde du,
Und möchtest mit den Wolken gerne eilen
Dem Orte über Meer und Länder zu,
Wo oft, ach ohne Wiederkehr, sie weilen! —
Gedenkst in Thränen Du des selgen Glücks,
Das dir mit ihnen flüchtig ist entronnen,
Und jedes himmlisch schönen Augenblicks,
Den golden dir die Parze hat gesponnen!

Ja! wenn das Schicksal selbst, die du geliebt,
Von deiner Seite längst hinweg genommen,
Und nicht das Grab zurück die Toten giebt,
Sie werden dennoch wieder zu dir kommen!
Geschloss'nen Auges brauch die Phantasie,
Die mächtigste der seelischen Gewalten,
Mit ihrer Hülfe trotz der Thränen, nie
Wirst du entbehrn die freundlichen Gestalten!

Wie Harfenlispeln dringt es dir ans Ohr,
Gleich Nebelschleiern siehst dus um Dich weben,
Und aus dem Nebel treten dann hervor
Die deinem Herzen teuer sind im Leben!
Sie grüßen dich mit liebevollem Blick
Erinnern dich an frühre frohe Stunden,
O! ruf sie nur, sie kehren gern zurück,
Sind nur dem Aug, doch nicht dem Geist entschwunden!

Philipp Kreis.

Stumme Qual.

Was mir das tiefste Herz bewegt?
O, könnt ich es Euch sagen —
Und wie so unruhvoll es schlägt,
Doch nimmer darf ichs klagen.

Durch meine Seele braust ein Sturm,
Doch niemand soll es ahnen.
Und ganz tiefinnen nagt ein Wurm
Um immer mich zu mahnen

An die unselge Wirklichkeit,
Darin ich bin gefangen,
An all das herbe, bittre Leid,
Das früh gebleicht die Wangen.

Und ihr, — ihr wähnet allzumal,
Daß Glück mir sei beschieden,
Und ahnt doch nicht, wie reich an Qual
Mein Leben ist hinieden.

Heinrich Kullmann.

Die Wahrheit.

Keine Rosen blühn am Pfade,
Den die Wahrheit einsam geht;
Zehrt an ihnen doch die Made,
Die in Satans Diensten steht.
Laßt die Lüge Erde graben
Wahrheit grünt auch unter Druck,
Denn sie trägt in sich erhaben
Einen ewgen Blütenschmuck.

A. Kwiatkowski.

Vergeltung.

„O rühre mich nicht an!
Im goldnen Prunkgemach stand einstens meine Wiege,
Und zu der deinen gings auf morscher Hühnerstiege.
Wohl sagt ein weiser Mann,
Daß unser beider Geist aus einem Quell geronnen,
Doch kanns nur Thorheit sein, die solchen Spruch ersonnen.
Drum rühre mich nicht an!"

„O rühre mich nicht an!
Dein Finger wag es nicht, nach meiner Hand zu tasten,
Nie deiner Lippe Hauch als Kuß auf ihr zu lasten!
Weß ich mich rühmen kann —
Ganz gleich, ob sies Geburt, ob sie es Stellung nennen —
Es muß mit Fug und Recht in Ewigkeit uns trennen.
Drum rühre mich nicht an!" — —

Und was die Schickung spann? — —
Im wilden Forstrevier, am Grunde einer Eiche,
Seit Wochen schon vermißt, lag eines Weibes Leiche.
Heut nahte ihr ein Mann,
Doch wich er scheu zurück, denn der Verwesung Düfte,
Sie drangen ins Geäst und schrieen durch die Lüfte:
„O rühre mich nicht an!"

P. Lanzky.

An Friedrich Nietzsche.*)

Ich wohne noch einmal im sonnigen Haus,
Darinnen dein Wort ich vernommen,
Und schau auf die attischen Fluren hinaus,
Doch ist mir der Busen beklommen

Dir selber entschwand ja des Helios Pracht,
Und alle die Gaben des Lebens,
Die unsrem betrachtenden Auge gelacht,
Sie locken dich heute vergebens.

Es traf dich der Blitzstrahl aus heiterster Luft,
Du Himmelerstürmer der Erde,
Versagend dir traumlose Ruhe der Gruft,
Fortquälend durch dumpfe Beschwerde.

Und über den Hügeln und über der See
Liegt lachend das selige Leben,
Entfremdet dem einsam sich marternden Weh
Und ewigem Willem ergeben.

Dem Willen nach Macht, den dein Auge erkannt,
Dem Drange nach Lust, die verjünge,
Was an die vergehende Hülle gebannt
In stets sich erneuendem Ringe.

O Meister, ob manches ein thörichter Wahn,
Was sinnendem Blicke erschienen,
Das Leben geht schuldlos dahin seine Bahn,
Dem Leben drum sollen wir dienen.

Das klingt mir nochmal im verödeten Haus,
In dem deine Worte mich fanden
Und jeglichen Zwiespalt von Sehnsucht und Graus
Durch tapfere Lehre bestanden.

So sei mir gesegnet noch mitten in Nacht,
Die zeugt von heroischem Ringen:
Du hast mir das Ziel meines Tages gebracht
Fern von den vergänglichen Dingen.

An den Mond.

Dein Feenglanz liegt über dem Winterplan,
Versucht noch einmal leise entschlafenen Wahn
Mit Demantschimmer zu verführen,
Nun ihn nicht Gluten, noch Duft mehr küren.

*) Widmung aus „Auf Dionysospfaden“. Leipzig, Rob. Claußner.

Und ob mein Busen düster wie Grabesnacht
Und starr wie Eis, von Liebe nicht mehr entfacht,
Heiß dennoch ich dein Bild willkommen,
Das mir den Schleier der Nacht genommen.

So keusch und zart, entrücket im Hoheitsglanz
Der Sinne Lust und flüchtigem Sommertanz,
Erleuchtet es die stillsten Stunden,
Denen verzichtend ich nun verbunden.

Dem Abglanz, Luna, über dem Föhrenwald,
Mit Schnee vermählt zu blendender Allgewalt,
Vertrau ich so nach Julisonnen,
Denen zu spät ich, versengt, entronnen.

Anton Liska.

Maiglöckchen.

Es läuten Maiglöckchen im schattigen Wald
Und künden den Frieden auf Erden;
In schneeweißen Röckchen entschlüpfen sie bald
Dem Boden; — denn Sommer wills werden.

Wenn Maiglöckchen läuten und duften im Blühn,
Hebt alles die Köpfe zum Lauschen;
Da hört man von Weiten dem Buschwald durchziehn
Mailüfte mit heimlichem Rauschen.

Wenn Maiglöckchen läuten an Herzliebchens Brust,
Da klingt es nach eigener Weise —
Wenns Liebchen beim Scheiden der Treue bewußt,
Dann läuten sie traulich und leise.

So läutet hienieden, Gedeihen der Saat,
Ihr lieblichen Glöckchen im Maien,
O läutet den Frieden für Völker und Staat,
Den Segen zum guten Gedeihen.

A. Linden.

Die Seidenweberin.

In Nachbars Garten, im knospenden Baum
So lockend die Vöglein singen,
Der Webstuhl klappert, ich hör es kaum
Wie hell in des Stübchens düsteren Raum
Die munteren Weisen erklingen.

Ob glühend durchs Fenster das Abendrot,
Ob leuchtend mich grüßt der Morgen,
Die Mutter ist krank und der Vater tot,
Die kleinen Geschwister, sie weinen nach Brot
Da gilt es nur schaffen und sorgen.

Es eilt der Faden wohl her und hin,
Sich schmiegend nach unten und oben,
So eilen und ziehen durch meinen Sinn
Viel Bilder und Träume, rotleuchtend drin
Hat Sehnsucht die Fäden gewoben.

Und schneller wieder von Rand zu Rand
Das Schifflein die Kette durchgleitet
Bis Faden an Faden so fein sich spinnt,
Die Seide dann unter der emsigen Hand
Als glänzend Gewebe sich breitet.

Im Kleide, geschmückt mit Edelstein
Einst prangt sie beim Festesschimmer. —
Wie Sorgen und Sehnen ich wob hinein,
Wie arm dies Stübchen, so eng und klein,
Die glänzende kündets euch nimmer.

E. Linden.

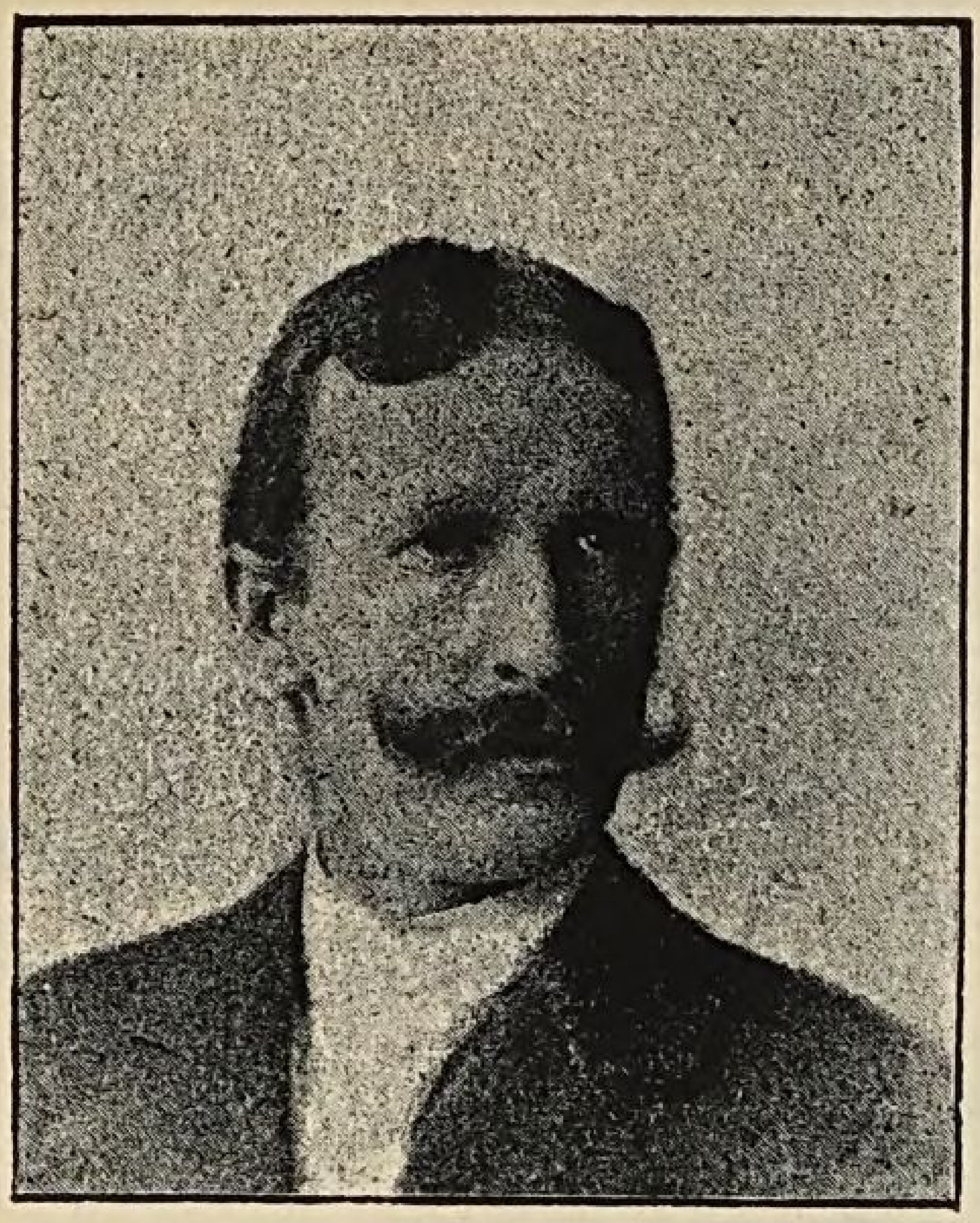
Jahreswende.

Im Schneegewand am Scheidewege
Steht zögernd noch das alte Jahr,
Da künden schon zwölf Glockenschläge
Die Trennung an für immerdar.

So zieh denn hin, zieh hin mit Frieden
Von Gott gesandt, zu Gott geh hin,
Du junges Jahr, vom Herrn beschieden,
Trittst hoffnungsvoll schon vor uns hin.

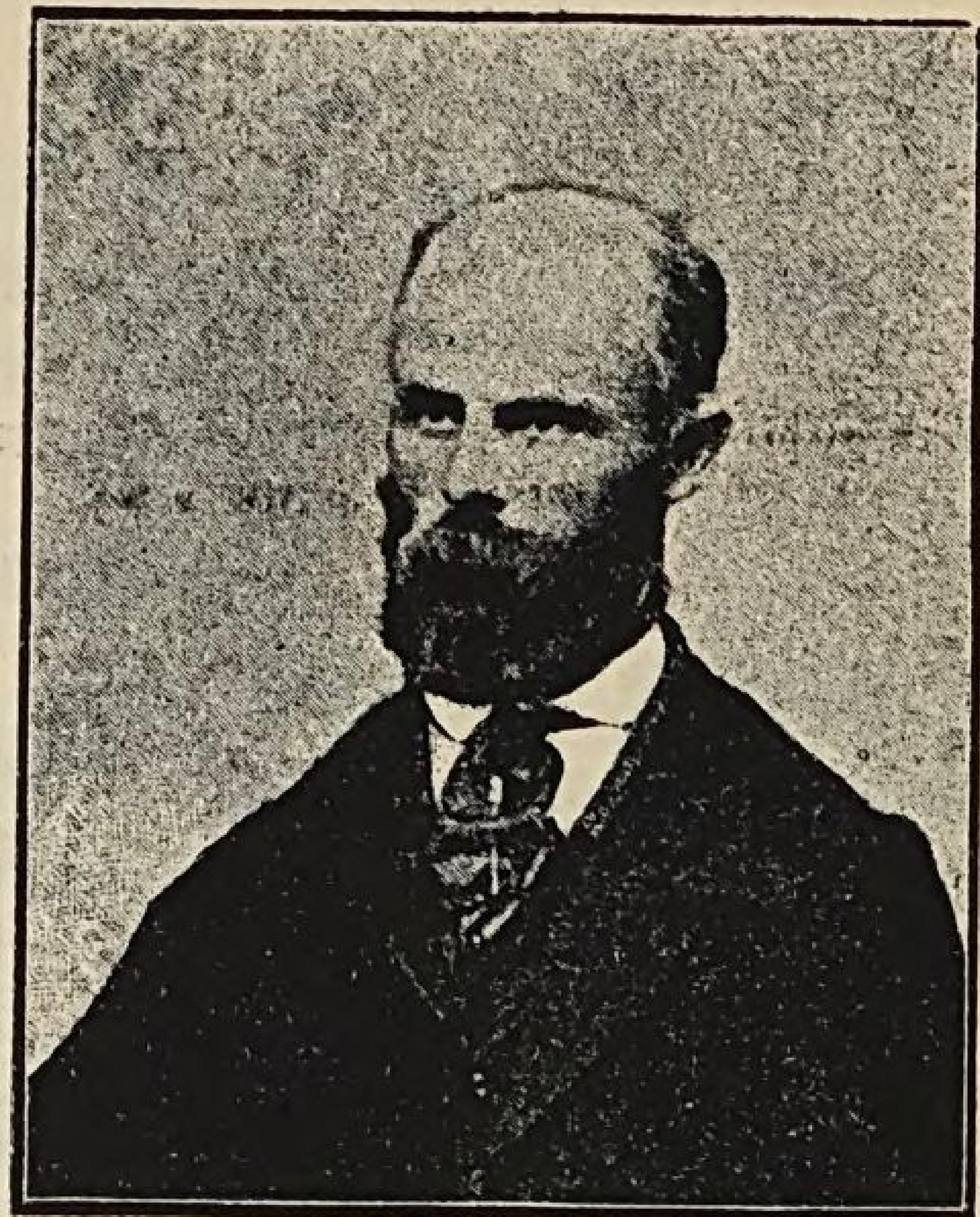
Was bringst du mit? der Sorgen viele,
Doch auch viel Kraft und frischen Mut
Und Sehnsucht nach dem höchsten Ziele
Und warmer Liebe Lebensglut.

Ja Liebe, bleibe du im Leben
Aufs neu der alte Talisman;
Mag Jahr auf Jahr im Flug entschweben,
Die Liebe führt uns himmelan!



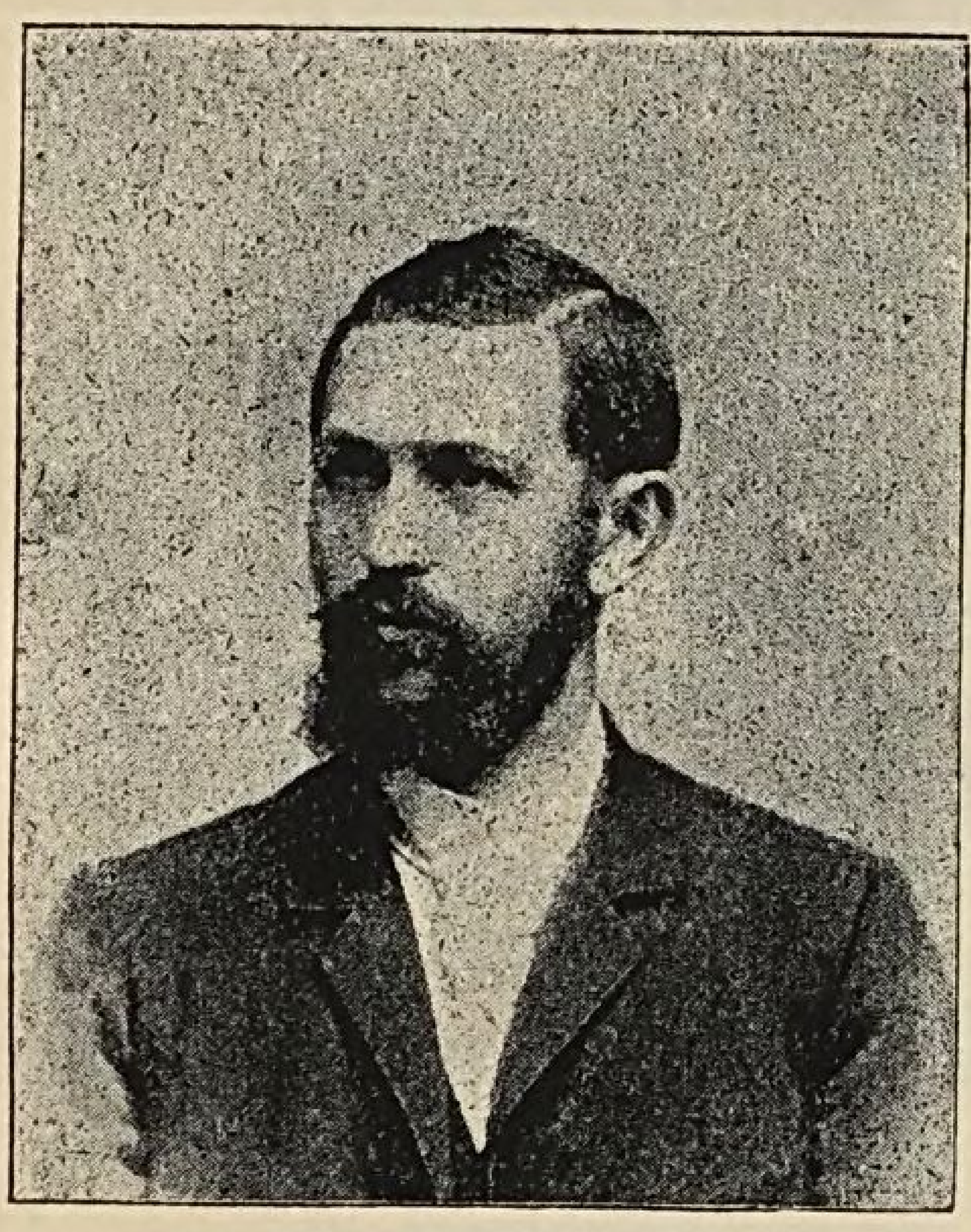
A. Edler v. Warnus.

k. k. österr. Statthaltereibeamter in Linz
* 30. 4. 54 in Leibnitz, stud. Cameralia.



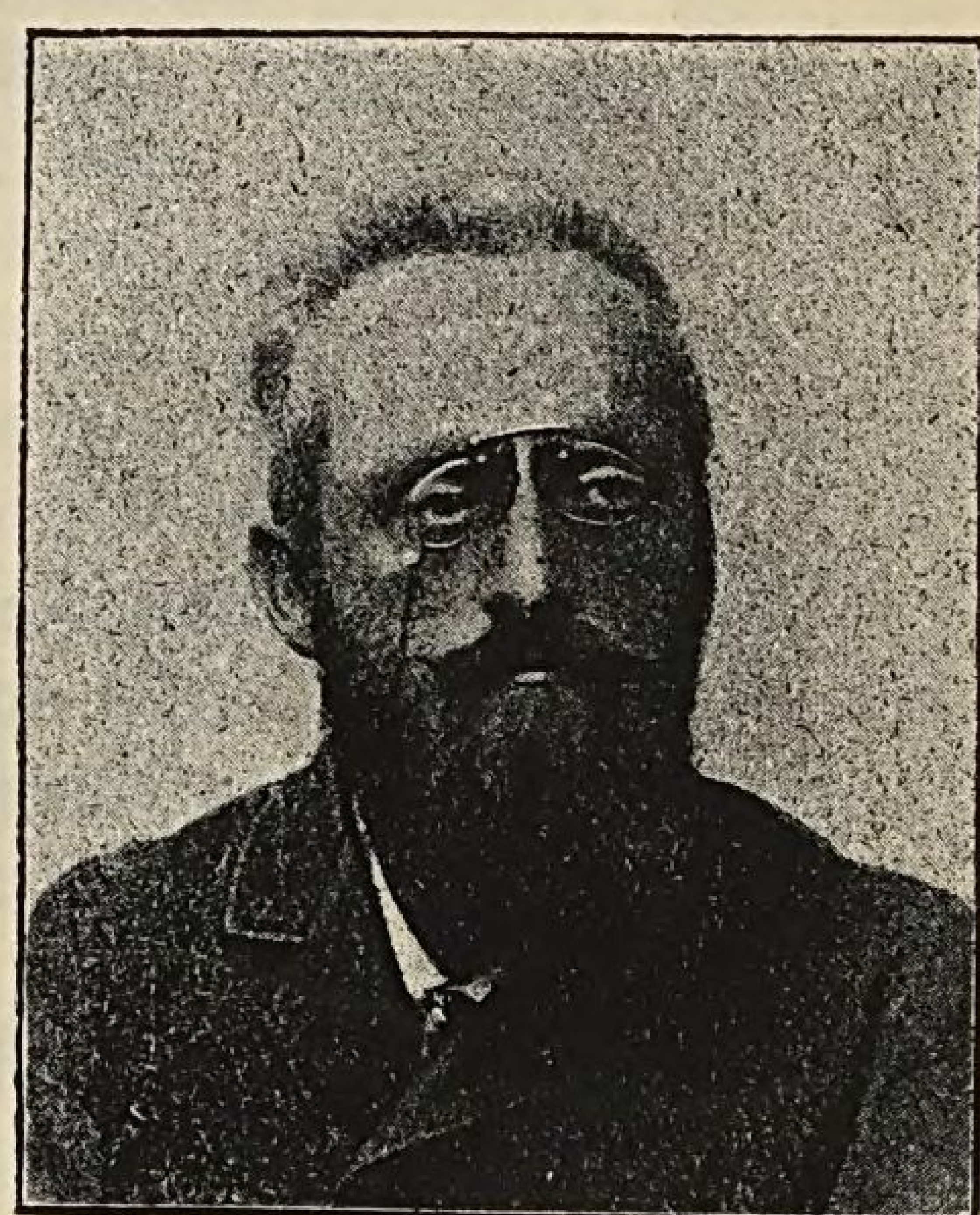
Ernst A. Zündt.

Professor, Beamter in Jefferson, V. St.
* 12. 1. 19 in St. Georgenburg



Th. Waldbach.

Franz Hawlik, Verw. von Mattonis Kurort
Giesshübl Sauerbrunn * 4. 5. 58 in Troppau



Peter Halter.

Amtsschreiber zu Hochdorf
* das. 8. 3. 56.





[illegible] J. Roth.

[illegible]

J. Keller v. Marmor.

[illegible]





[illegible]

[illegible]

C. Muckenschnabel.

Zwa Liadln.

Da Sepl singt: „Dö Wölt
Is volla Pein;
O kunnt ich hoch do obn
A Wolkal sein!“ —

„Um Gottas Wülln!“ so singt
Da Hansl drauf,
„Do hörats s ganze Joar
Net z regna auf.“

D' Offnhoamat.

„Z'Schönbrunn, do war gonz gwiß
s Viah mit n Menschengfriß,
Bitt Herr, und z' Afrika,
Do san dö Offen a.“ —

„Wo denn no „Widehopf?“
Krozt sich der schiach sein Kopf:
„Dös wußt da Voda bstimmt,
Wonn er vom Wirtshaus kimmt.“

Carl Michler.

Im Parke.

Rötlichflutend die seidenweiche
Fülle ihres Haupthaares schimmert
Keusch vom Mondeskusse betaut,
Und wie Diamanten flimmert
Glänzend in die friedenreiche
Nacht ihr herrliches Augenlicht. —
Oft ihr Herz in die Stimme flicht
Jubelakkorde der Wonne laut.
Sinnberauschend liegts in den Lüften,
Schwermutsüß, gewitterbange . . .
Leises Atmen der Sommernacht —
Auf des Parks geheimstem Gange
Wogte ein Meer von Rosendüften,
Zweier Herzen flammende Glut
Und der Gedanken Himmelsflut
Rauschet und brennt von den Lippen sacht.

Otto Matthes.

Meine Kinder!

Abends, wenn die Sternlein stehn,
Meine Kinder schlafen gehn,
Falten dann die Händchen klein,
Beten zu den Engelein.
Mutter, spricht sie leise für,
Steh ich lauschend an der Thür,

Bitte herzlich dann: hab acht,
Lieber Gott auch diese Nacht.
Schütze du die Kleinen mir
Vor Gefahren für und für,
Laß du deine Engel rein
Meiner Kinder Schutz stets sein.
Auch die Mutter schütze du
Schenk ihr eine sanfte Ruh,
Breite deine Hände aus
Segnend über unser Haus.

Gustav Palig.

Cäsar Augustus in der heiligen Nacht.

(Nach einer altchristlichen Sage.)

Schlaflos auf dem Purpurpfühle lag Augustus, Romas Kaiser,
Der als Jüngling schon gebrochen ruhmvoll blutge Lorbeerreiser;
Der die alte Römerfreiheit mit dem Römerschwert vernichtet
Und auf ihren morschen Trümmern den Cäsarenthron errichtet.

Kläglich führte er das Szepter als Beherrscher der Quiriten,
Mühte sich, des Friedens goldne Früchte seinem Volk zu bieten.
Stolze Bauten ließ er ragen, prächtge Spiele ließ er glänzen,
Schmückte Künstler und Poeten mit verdienten Ruhmeskränzen.

Sorglos aßen seine Bürger von der Frucht der goldnen Ähren;
Auch der Ärmste konnte aus des Kaisers offner Hand sich nähren.
Und sie nannten ihn den „Hohen", nannten „golden" seine Tage—
Und doch tönt von seinen Lippen laute, ungestillte Klage:

„Glücklich scheinen meine Bürger; aber jene bunte Hülle,
Die das Auge blendet, deckt nur eines grausgen Moders Fülle.
Denn der alten Väter Tugend sahen längst die Enkel sterben!
Ach, wer wehret nun des Lasters schrecklich fressendem Verderben?

„Menschenhand vermag es nimmer; helfen können nur die Götter.
O, daß sie vom Himmel nieder ließen steigen einen Retter,
Der uns neue Sitten lehrte, einen neuen Geist uns schenkte
Und die Weltverirrten wieder auf den Pfad der Gottheit lenkte!"

Und er starrte in der Ampel blutgen Schein mit düstrem Sinnen;
Plötzlich sprang er auf, als würd es licht in seiner Seele drinnen.
„Ja, die Seherin, die greise, will ich um die Zukunft fragen!"
Und er eilte durch die stille Nacht, die Toga umgeschlagen.

Wo auf hohem Kapitole unter Pinien und Cypressen
Stolz des Donnrers Tempel ragte, jedem Römer unvergessen,
Schlug er an die ehrnen Pforten und betrat die heilgen Mauern,
Um der Seherin zu klagen seiner Seele tiefes Trauern.

„Wohl, du kamst zu guter Stunde", sprach die Priesterin, die hehre;
„Just hat mich der Geist getragen über Länder, über Meere.
Fern im Osten sah ich stehen eine Hütte unter Palmen,
Und ein neuer Stern erglänzte über ihres Daches Halmen.

Aber drinnen in der Hütte lag ein Kind in schlichter Krippe;
Eine junge Mutter küßte seine Stirn mit keuscher Lippe.
Und beschwingte Götterboten schwebten licht vom Himmel nieder,
Sangen durch die Nacht, die stille, jauchzend weihevolle Lieder.

Als verheißnen Himmelskönig priesen sie den Neugebornen,
Der da Heil und Frieden bringe den Verirrten und Verlornen.
Und ein Häuflein frommer Hirten neigte betend sich dem Kinde,
Wie sich dir, erlauchter Cäsar, grüßend neigt dein Ingesinde.

Sieh, der Retter ward geboren, den so heiß dein Herz begehret;
Darum glaube an die Zukunft, die nun ihm allein gehöret!" —
So mit gottgeweihten Lippen sprach die Priesterin, die greise;
Durch des Tempels Säulenhallen zitterte das Echo leise.

Aber er, der hohe Cäsar, stand in feierlichem Schweigen;
Denn ein Kaiserherz auch mußte solcher Botschaft still sich neigen.
Und er schritt getrost von dannen, suchend nach dem neuen Sterne,
Den die Seherin geschauet in des Morgenlandes Ferne!

Carl Preser.

Adlerflug.

Hoch über Thäler, die kein Aug durchdringt,
Hoch über steilen, eisgekrönten Schroffen,
Wiegt sich der Adler, sonnenglanz-umringt,
Und sieht umher den weiten Weltraum offen.

Er schwebt im Ätherblau wie regungslos,
Kein Flügelschlag zeigt fluggemessne Takte,
Und nichts erreicht ihn aus der Tiefe Schooß
Als nur der Donner wilder Katarakte.

So schwinge, meine Perle, dich empor,
Hoch über alles Irrsals Thal und Hügel,
Dem Adler gleich, der sich das Licht erkor,
Und die Gedanken seien deine Flügel.

Denn, wie in Katarakten, schäumen jetzt
Des Lebens sturmflutartge Donnerwogen,
Und nur wer sich das Licht zum Ziel gesetzt,
Wird in den Grund nicht mit hinab gezogen.

Paul Peuker.

Schnelle Genesung.

Wie im Fluge hingetragen
Jagt thalein das Postgespann,
Aus dem Polstergrund im Wagen
Schaut ein stiller, bleicher Mann.
Wald und Felder, lieblich winkend,
Schwinden hinterwärts vorbei,
Fern im Schneekleid blank und blinkend,
Rückt das Hochgebirg herbei.
Schöne Welt der Gletscherriesen,
Überwölkt vom Ätherblau,
Grüner Hang der Alpenwiesen,
Sonnenglut und würzger Thau.
Euch begehrt mit heißem Sehnen
Jener Mann, der still und bleich
Sich entrafft dem Leid und Thränen
Und Gesundung sucht bei euch.
Euer Balsam soll ihn heilen,
Eures Zaubers Wundermacht
Finstre Wolken ihm zerteilen,
Lichten seines Unmuts Nacht.
Jetzt vom Schwager angehalten,
Stehet still der Rosse Saus,
Zwischen Fenstervorhangsfalten
Blickt ein holdes Kind heraus.
Wie sie grüßend neigt das Köpfchen,
Rahmt als goldner Heilgenschein
Ein verschlungnes Paar von Zöpfchen
Des Gesichtes Rundung ein.
Gletscherleuchten, Alpenfunkeln,
Ist versunken euer Glanz?
Dieser Wangen Rot, verdunkeln
Muß es eure Schönheit ganz.
Heller wie das Schneegeflimmer
Glänzt der Stirne weißer Schnee,
Und des dunklen Auges Schimmer
Trübt das Blau im Alpenschnee.
Freundlich grüßt ein holdes Lächeln
Zum Willkomm den fremden Gast,
Warm, wie linden Südwinds Fächeln
Hats den Fremdling rasch erfaßt.

Schließt ihr hohen Berggestalten
Mit der Liebe einen Bund,
Ohne eures Zaubers Walten
Wird der Kranke sonst gesund.
Noch bevor ein Berg erklommen
Sieht er sich, von Gram befreit,
Auf dem Gipfel angekommen
Irdischer Glückseligkeit.

J. F. Soldat.

1. Rombinus.

a. Gesang der Laumen.*)

Strophe.

Wie mild ergießt
Auf Berg und Halde
Der Mond sein Licht,
Wir spinnen und weben
Und waschen das Linnen
Und rasten nicht.

Der Menschen Völkchen
Uns nicht belauscht,
Es schläft und ruht,
Wir singen und klopfen
Das weiße Linnen
In Memelflut.

Und leise rauschet
Der Laima Linde
Zu unserm Lied,
Aus dem Rombinus
Barsducken-Völkchen
Zur Memel zieht.

So laßt uns singen
Und laßt uns springen
In duftger Nacht;
Das süße Mondlicht
Auf unsren Reigen
Herniederlacht.

*) Laumen: Halbgöttinnen, Priesterinnen der litauischen Liebes- und Schicksalsgöttin Laima.

b. Barsduckenlied.*)

Gegenstrophe.

Wir hämmern und schmieden
Im Erdenschoß
Und über uns wandelt
Der Menschen Loos;
Wir hämmern und schmieden
Die große Zeit,
Die bald wird kommen,
Sie ist nicht weit.
Des Menschen Schicksal
Rinnt schnell dahin,
Doch weiter und weiter
Steht unser Sinn.
Ihr Laumen tändelt
In üppiger Nacht,
Wir halten am Ufer
Der Memel Wacht.
Wenn frei die Memel
Vom Quelle an,
Dann fängt für uns auch
Jubel an.

(Barsducken u. Laumen zusammen:)
Dann laßt uns singen,
Dann laßt uns springen
In duftger Nacht,
Dann klingen wieder
Die frohen Lieder
In Sommers Pracht.

*) Barsducken: Zwerge, Gnomen.

Unter der Laimalinde.*)

Der Glühwurm leuchtet von Strauch zu Strauch:
Ihr Laimalaumen, heraus! heraus!
Schon harret mit duftgen Blumen im Haar
Zum Laimareigen der Mädchen Schar.
Su Laima laimesu!**)

Der Sterne Heer am Himmel erwacht,
Die Blumen duften in lauer Nacht,
Die Mädchen tanzen wohl um die Lind
Und werfen ihr Kränzlein hinein geschwind;
Su Laima laimesu!

Die Laumen fangen die Kränzlein auf,
Die Laima saget ihr Sprüchlein drauf,
Die Lindenblüte wirfts Kelchlein ab,
Ihr Duft ist die Antwort, die Laima gab.
Su Laima laimesu!

Der Kranz blieb hängen im duftgen Gezweig,
„Noch jährlings wirst du an Liebe reich!
Mergyte jaunoge!*** Dein Herzlein behüt!"
So flüstert herab die Lindenblüt.
Su Laima laimesu!

Die Mägdlein tanzen singend den Reihn,
Der Mond und die Sterne schaun freundlich darein,
Der Glühwurm leuchtet, die Linde blüht,
Ein Wonneschauer die Nacht durchzieht.
Su Laima laimesu!

Helmut Schröder.

Nun ringsum stiller Frieden.

Nun ringsum stiller Frieden
Und süße Abendruh.
Die Blümelein hienieden,
Sie schlossen betend die müden
Und frommen Äuglein zu.

Die Sonne ging müde unter,
Mit ihr die Blümelein,
Die oben am Himmel ruhen,
Die Blumen auf nun thuen
Die blanken Äugelein.

---

*) Die Linde ist der Laima heilig, ihr Duft ist der Orakelspruch der Göttin. Schauplatz: Bardehnen am Rombinus, dem heiligen Berge der Litauer.

**) In der Laima (Liebe) werde ich glücklich sein.

***) Junges Mädchen.

Schon lange ist verklungen
Der Vögel Abendlied.
Untern Flügel herabgesunken
Das Köpfchen, schlafestrunken
Die Vöglein ruhn im Ried.
Und die Gedanken ranken
Um Gott und Ewigkeit,
Die Himmelsblumen, die blanken,
Wecken sehnsüchtige Gedanken
Weit über Raum und Zeit.

Übersetzt aus dem Niederd. v. J. F. **Soldat.**

Herbert Forbach.

Der Samum.

Der Süden ist mein Heimatland,
Der Süden farbeglühend,
Ich lobe mir der Sonne Brand,
Den weißen flüchtgen Wüstensand
Und Berge feuersprühend.

Es eilt der Strauß, schnell wie ein Pfeil
Doch schneller kann ich fliegen,
Die Antilope folgt in Eil,
Doch wird nur mir der Sieg zu teil,
Leicht wird es mir zu siegen!

Der Beduin auf schlankem Roß
Den Löwen will er erjagen,
Es glänzt sein scharfes Wurfgeschoß,
Ein Wurf, es liegt mein Spielgenoß
Auf weißem Sand erschlagen.

Ich schwing mich auf in grimmer Wut
Wild fliehen Roß und Reiter;
Du, brauner Mann, sei auf der Hut,
Nimm nur zusammen Deinen Mut,
Stürm nicht so eilig weiter.

Halt an, halt an, dein flüchtig Roß,
Was soll das tolle Reiten?
Du hast ein scharfes Wurfgeschoß.
Ich räch mit Sand den Spielgenoß
Auf! laß uns beide streiten!

Heiß blas ich auf den Mann herab,
Schlaff führt die Hand den Zügel,
Es war der weiße Sand sein Grab

Still säuselnd blick ich dann hinab
Auf einen kleinen Hügel.
Wein nicht um ihn, du braunes Kind,
Er schläft dort nicht alleine
Im flüchtgen Sande weich und lind
Gebettet sind vom Wüstenwind
Viel bleichende Gebeine.

Horst Nagel.

Fern der Heimat.

Wie hat mich jenes Lied beweget,
Das jüngst beim frohen Mahl erklang!
Wie hat aufs Neue mir erreget
Die Sehnsucht jener traute Sang,
Die Sehnsucht nach dem Heimatlande,
Dem fernen, dem mein Herz gehört,
An das mich knüpfen tausend Bande,
Zu dem die Rückkehr noch verwehrt.
Von alten Sagen hats geklungen,
Von Tagen, die nun ferne sind,
Von Vöglein die im Lenz gesungen,
Von Waldesrauschen im leisem Wind,
Von heller Dünen weißem Sande,
Von waldgekränzter dunkler Höh
Von meerbespültem hellem Strande,
Vom waldverborgnen düstern See.
Mag Südens Pracht mich auch umgeben
Und rings der helle Sonnenschein;
Er leuchtet in mein einsam Leben,
Doch nimmer in das Herz hinein.
Die Seele sehnt in stiller Stunde
Sich nach der alten Heimat Glück,
Aufs Neue immer brennt die Wunde.
Dürft in die Heimat ich zurück!
Und wär es nur auf wenig Tage,
Ich wollt für jeden dankbar sein!
Vielleicht verstummte dann die Klage,
Vielleicht kehrt Freud ins Herze ein
Vielleicht vergäße ich auf Stunden
Vergangnes Leid, vergangnen Schmerz.
Wär nun das Eine erst gefunden
— O laß michs finden, Gott ein Herz.

Emil Rechert.

Fliehen?

Ich möchte zu dir sagen: „Flieh
Mit mir aus diesen Winterlanden."
Dorthin, wo Vorurteil und Pflicht
Noch nie die Seelen knechtisch banden."
Doch zweifl ich selbst daran, daß je
Solch Wunderland noch ward gesehen;
Ein goldner Schemen ists, nach dem
Die Dichter nur vergeblich spähen.
Dann wüßt ich nicht, ob es auch dir
Behagen könnt; denn ob es Bälle,
Flirt und Theater dorten giebt,
Darüber schweigt mir jede Quelle.
Du könntest selbst im Rosenhain
Von Schiras dieses doch vermissen;
Und — wär der schließlich auch nicht wahr,
So würd' es schrecklich uns verdrießen!

Ämilian Renn.

Gruß an die neue Mama.

Pflänzlein sind wir, und wir brauchen
Kühlen Regen nicht allein,
Wollen milde, laue Lüfte,
Wollen warmen Sonnenschein,
Ach, wir hatten ihn so lange,
Bis sich niederlegt' ins Grab
Unser Mütterchen, das beste,
Das es je auf Erden gab.
„Kommst du nimmer zu uns?" fragten
Wir bei jedem Stundenschlag,
Und wir warteten und hofften
Immer auf den nächsten Tag,
Und wir beteten und flehten
Mit den andern Blümelein
„Gieb, o guter Gott im Himmel,
Neuen, warmen Sonnenschein!"
Und jetzt hat er uns erhöret,
Und zu schönerm Tageslauf
Geht wie einst in goldnen Zeiten
Wieder uns die Sonne auf.

„O Mamachen, sei willkommen,
Aber zieh uns nimmer fort,
Bleib bei deinen frohen Pflänzchen
Allzeit gern am gleichen Ort!“

„Sieh, wir strecken dir entgegen
Unsre Ärmchen lind und rund,
Unsre roten Lippen schwellen
Dir zum Kuß auf Stirn und Mund.
Nimm dahin all unsre Liebe;
Alle Lust und allen Schmerz,
Gieb das deine uns, empfange
Hierfür unser eignes Herz!“

Und weil du mit Licht und Wärme
Hegest unsern zarten Leib,
Ei, so wissen auch wir Kleinen
Allerbesten Zeitvertreib:
Danken dir mit süßen Düften
Unsrer Artigkeit sogleich,
Ja wir machen dir die Erde
Ganz und gar zum Himmelreich!“

C. H. Rohe.

Landung der ersten Deutschen in Amerika 5. Okt. 1683.

Streiche Segel, „Concord,“ streiche,
Wirf die Anker jauchzend aus!
Denn du hast im Wellenreiche
Überstanden Sturm und Graus.
Deine Pilgerschar entlade,
Die du von Europas Strand
Trugst an neuer Welt Gestade,
In der Delawaren Land.

Aus dem schwanken Schiffe steigen
Dreizehn Mann mit Weib und Kind.
Thränen fließen, Lippen schweigen,
Weil so voll die Herzen sind.
Doch sie thun mit frohem Mute
Auf das Land den ersten Tritt;
Denn sie bringen alles Gute,
Ihren Gott, im Herzen mit.

Sei gegrüßt aus Herzensgrunde,
Land des Westens, neue Welt!
Gott sei dank für diese Stunde,
Da auf dich das Auge fällt!
Nehmt uns auf, ihr grünen Matten,
Unsre Heimat sollt ihr sein!
Lichte Höhn, in euren Schatten
Richten wir uns häuslich ein.

Roter Sohn der Wildnis, flüchte
Nicht voll Furcht in deinen Wald!
Birg dich nicht in dunkle Schlüchte,
Kaure nicht im Felsenspalt!
Nicht als deine Feind' und Hasser
Kamen sie, die jetzt dir nahn.
Dir zum Segen übers Wasser
Suchten sie die neue Bahn.

Laß, Kolumbia, dem Geiste
Des Germanen freies Spiel!
Staunen wirst du, was er leiste,
Wie erhaben ist sein Ziel.
Denn er meints, ob Axt er schwinge,
Ob er bau am Staatsgebäu,
Ob sein Lied bei Festen klinge,
Stets mit Gott und Menschen treu.

Tag des Glückes, Tag der Wonne,
Der die ersten Deutschen sah
Bei dem Strahl der Morgensonne
Landen in Amerika!
Deutschen Frohsinns Festgewimmel
Rausche durch das ganze Land!
Ehre Gott dem Herrn im Himmel!
Allem Volk die Bruderhand!

Lorenz Rohr.

Der blinn Baddescheer.

Wie 'd Deitsche kumme sin in's Land,
Wu der Freiheet Gut geweiht,
Wie hot sich do der Yankee g'freet:
„Des sin emol schtarke Leit'!
Die sind so recht zum Schaffe gut,
Willkumme hie, Germaneblut!"

Die Kraft im Aarm, die Schwielefauscht
Die impunir'n 'm sehr;
Er schetzt so houch zum Freedenswerk
Un aach im Kriek zur Wehr.
Was, deitscher Mann, du hie gewinnscht,
Erringt nor eegenes Verdienscht.

'S esch wohr, sie sin zum Schaffe gut,
Die brave deitsche Leit'
Un wu mer Ärwet braucht un Fleiß,
Do sin se gäärn bereit;
Daß deitsche Geescht mer g'schetzt ach hett',
Des leid't der Yankeedinkel net.

Die alde Deitsche hän verschluckt
So manchi bett'ri Quetsch;
Mer feind't sogar ehr Schprooch noch a'
Un utzt se as de Detsch,
Doch 's dagt en an'ri bess'ri Zeit
For d'fleiß'ge deitsche Leit'.

Auf ee'mol find't der Yankee aus
E wohri Wunnermär,
Daß mit de Deitsche kummen esch
E blinner Baddescheer.
„Was hot," er jetzt verwunnert frogt,
„Der Blinn do Alles mitgebroocht?"

E Sprooch, wie's gar ke schäin'ri git,
Vun wunnervollem Klang,
Un in seim Kusser schtickt e Schatz,
'S Kleenod vum deitsche G'sang.
'S esch lang net Alles, 's bringt noch mehr
Der u'schei'bar Baddescheer.

Die Kunscht zu lewe frei un frou
Nooch alder deitscher Art,
Die hot er of der lange Rees'
Getreilich ofbewahrt.
Er meent, 's sin mitleedswerte Trepp,
Wu im Freiheitsland dhin henke d'Kepp.

Daß hie der deutsche Weihnachtsbääm
Esch kumme zu houcher Ehr',
Verdankt's Amerikanerdum
'm blinne Baddescheer.

Die Wunnerpracht vom Liechbergtanz
Verschäint de deitsche Ruhmeskranz.

„Fresch, frei un schtark un trei dabei,“
So lout't der Turner Lous;
'n g'sunde Geest im g'sunde Leib,
So macht e Vulk mer grouß.
Daß d' Turnerei jetzt steht in Ehr,
Häb' Dank, du blinner Baddescheer.

Wie daischt mer sich! in raucher Schal'
Schtickt oft e sißer Kern
Un hinnig schwarze Wolke glänzt
So manch e holder Schtern.
Der Blinn, der hat for immerdar
'm Yankee g'schtoche de Dinkelsschtaar.

Richard Rothfeld.

Ein Geschenk.

„Mama, ich will was Schönes dir erzählen,“
So ruft der kleine Fritz der Mutter zu,
„Ich will für dich das schönste Märchen wählen,
Du liebste, liebste aller Mütter du.“
Und küssend ihren Mund und ihre Hände,
Beginnt der kleine Schmeichler die Legende:
„Es war, ich weiß nicht mehr genau das Jahr,
Wo ich als herzges Flügelkind,
Wie es doch alle, alle Englein sind,
Mit meinen lieben Kameraden spielte
Und mich dabei so ganz behaglich fühlte.
Doch eines Tages, kaum daß ich erwacht,
Hat vor des lieben Gottes Thron man mich gebracht.
Ich war erstaunt, ich wußt mich frei von Sünden,
Wollt er mir trotzdem eine Straf verkünden?
Doch nein, gar huldvoll hat er mich empfangen,
Er koste mich und küßte meine Wangen.
„Mein Kind,“ so sprach er, „liebes Engelein,
Du mußt jetzt unser Himmelreich verlassen
Und wirst bald unten auf der Erde sein
Und dich für kurze Zeit dort niederlassen,
Du warst der Bravste in der Engelschar,
Mit dir ich immer sehr zufrieden war.

Drum will ich dir als ewges Angedenken
Das Schönste, Liebste auf der Erde schenken." —
Und als ich hier erwacht zum Leben,
Da hat er dich mir zum Geschenk gegeben."

Emil Rittershaus.

Rückblick.

Wenn ich meine Blicke wende
Auf der Jugendtage Dichten,
Gerne möchten meine Hände
Dies und jenes Blatt vernichten.

Ernstes Prüfen, sorgsam Wägen
Lernt man erst in reifen Jahren,
Aber pocht mit mattern Schlägen
Nicht das Herz bei grauen Haaren? —

Lächelnd spricht mein Weib, daß nimmer
Wir uns nach Vergangnem sehnten,
Daß in uns die Lieb noch immer
Sei so heiß wie vor Jahrzehnten!

Niemals haben wir empfunden,
Daß die Herzen kühler schlugen;
Wenn auch manches Jahr entschwunden,
Seit wir Silbermyrthen trugen.

Ja, ein jugendkräftig Leben
Darf noch durch die Adern wogen,
Und vom Wonnekelch ist eben
Nur der Becherschaum verflogen.

Was als Knospe mich erfreute,
Durft' zur Blüte sich entfalten —
Frohen Sinnes sag ich heute,
Daß die Liebe Wort gehalten!

Daß ich meines Frühlings Hoffen
Murrend nicht zu Grab getragen,
Daß mir noch der Himmel offen
Wie in meinen Maientagen!

Herz und Geist, sie sind geblieben
Wie im Lenze meines Strebens! —
„Über Alles treues Lieben!"
Bleibt der Wahlspruch meines Lebens.



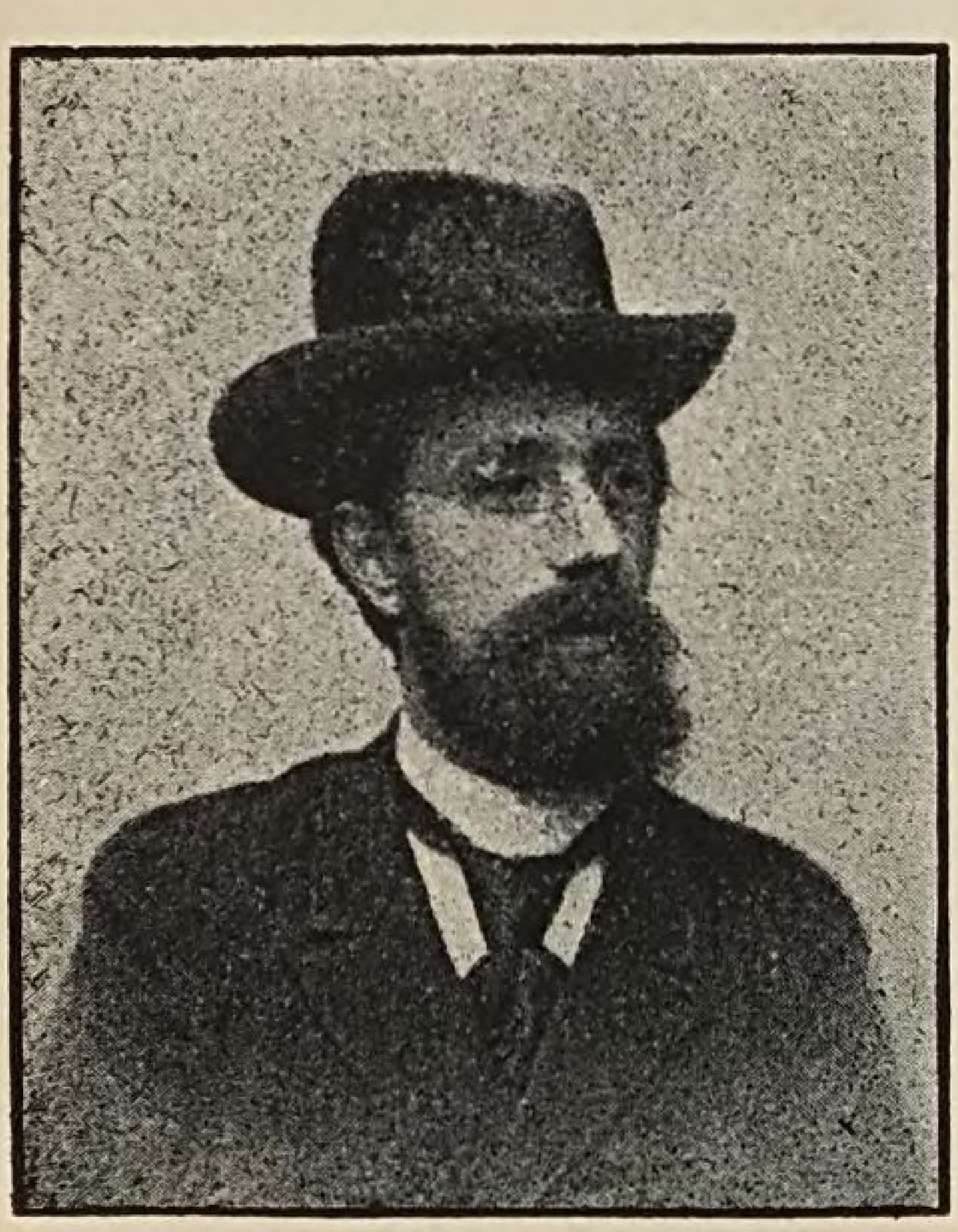
F. M. Wendt.

Professor Dr. phil. in Troppau * 1. 11. 39
in Dresden, stud. Phil. in Leipzig.



J. Martinelli.

Buchhändler und Schauspieler in Riga
* 26. 2. 65 in Dünaburg.



Hermann Ohrem-Bonn.

Rektor und Hauptlehrer in Keldenich
* 28. 8. 63 in Bonn.



W. A. Hammer.

Redakteur in Wien
* das. 4. 7. 71.

Ina Sutfeldt.

Mein Liederquell.

Es giebt kein Weh, das ich nicht tief durchlitten, —
Kein Schwert, das mir nicht scharf ins Herz geschnitten,
Der Thränen heißeste, ich habe sie vergossen,
Der Täuschung herben Schmerz — ich habe ihn genossen!
Des Schicksals Hand lag auf mir schwer und bange,
Der Wolke gleich am düstern Waldeshange, —
Verirrt in Lebensnacht, von keinem Stern gelichtet,
Hab meine Lieder ich, o Welt, für dich gedichtet!
Für dich, du kalte Welt, um deines Beifalls Scherben,
Die du den Dichtern erst aufs Grab streust, wenn sie sterben,
Auch mir wirst du ums Haupt den Lorbeerkranz nicht winden,
Und Dornen werd auch ich, statt Rosen, bei dir finden.
Doch giebt es irgendwo, von Schmerz und Not umnachtet,
Ein Menschenkind, verkannt, verraten und verachtet, —
Das komme her zu mir! Dein müdes Antlitz bergen
Sollst du, gehetztes Wild, bei mir vor deinen Schergen!
Die Lippen setze an, die dürstenden, und schlürfe
Der Dichtung Born. O denke nicht, es dürfe
Ihn trinken nur, wer nichts von Leid verspürte,
Dem nur des Lebens Sektpokal gebührte!
Der beste Quell — aus rauhem Felsenwerke
Springt er, wenn ihn entlockt der Elemente Stärke;
Mein bestes Lied, in wetterharter Stunde
Entsprangs, — ein Tropfen Blut aus einer Herzenswunde!

Otto Senff.

Kopf oben.

Wenn einst aufs wildbewegte Meer
Als Knabe ich gefahren
Und die Gefährten um mich her
In wüstem Wahngebahren
Bewußtlos lagen auf dem Deck,
Dann jauchzte ich wohl laut und keck
Bei wilder Wellen Toben;
Den Kopf behielt ich oben.
Wenn ich bei frohem Festgelag
Der Humpen viel getrunken
Und mancher Zechgenosse lag
Vom Stuhl herab gesunken.

Blieb heiter doch das eigne Haupt,
Dem nie Besinnung ward geraubt;
Saß auch der Hut verschoben,
Den Kopf behielt ich oben.
Als mich vom eignen Herd verjagt
Des Schicksals grause Fluten,
Das arme Herz, so ganz verzagt,
Fast wollte still verbluten,
Hab ich ins Leben mich gewagt,
Gerungen, frisch und frei gesagt:
Mag neuer Sturm auch toben,
Den Kopf behalt ich oben.
Und werde ich gestorben sein,
Wohl später, wer kanns wissen,
Dann leget in den schwarzen Schrein
Das Haupt recht hoch aufs Kissen
Und schreibt auf meinen Leichenstein:
Viel mochte wohl an ihm nicht sein,
Jedoch, das muß man loben,
Den Kopf behielt er oben.

S. Schleusner.

Die Riesenkoppe.

Die Riesenkoppe, so kühl und kahl,
So des Lebens beraubt,
So grau und kahl!
Kein Wald dich umlaubt,
Nur Nadelzier
Zu Füßen dir
Gar kümmerlich
Kündet, daß nicht alles Leben wich.

Und doch, da mühsam ich dich erstieg,
Hoch erschwoll meine Brust
Von hehrem Sieg
In Lebenslust.
Welch weites Land
Dem Blick zuhand!
Ein König schier
Deucht ich ob allen den Gauen mir.

Du Riesenkoppe, wie riesengroß
Mich, den Zwerg, du gemacht!
Mein irdisch Loos
Zur höchsten Pracht
Hobst Dus empor. —
Nun klein wie zuvor
Wand'r ich versöhnt,
Denkend des Traums, damit du mich gekrönt.

Math. verw. Gräfin Fr. zu Solms-Rödelsheim.

Echo.

Es scheint ob allen Landen
Die Sonne hell und kalt —
Es naht mit Frostesbanden,
Der Winter weiß und alt — —
Mir kam sie längst abhanden,
Des Lenzes Lichtgestalt,
Seit Lieb und Freude fanden
Im Tod den Klang verhallt!
Mein Glück sah jäh ich stranden —
Wie starbs, so schnell -- so bald
Nun, über leeren Landen,
Als Echo-Ruf erschallt:
Alt! Kalt!

Hugo C. Jüngst.

Frühsommer.

Nun prangt die Welt im schönsten Grün,
Die Blüten sind zerflogen;
Nun wird die Rose bald erglühn
Im Glanz der Sonnenwogen.
Es hallt ein toller Freudenschrei
Das ganze Dorf entlang;
In Fliederbüschen deuten zwei,
Was just die Schwalbe sang.

Friedrich Schäfer.

Wünsche.

Ich hätte gerne eine stille Hütte,
Umrankt von Epheu oder wildem Wein,
Ich möchte gern, ein duftger Blumengarten,
Ein winzig Stückchen Acker wäre mein.
Ich hielte gern ein liebend Weib im Arme,
Mein eigen nennt' ich gern ein treues Herz,
Ich sehne mich nach jenem Liebesworte:
Dein Glück ist meines, und dein Leid mein Schmerz.
Ich schaukelte so gern auf meinen Knieen,
Ein holdes frisches Kind, mein eigen Blut;
In seines Kinds unschuldig Aug zu schauen,
Das, wähn ich, macht wohl selber fromm und gut.

Noch zieht sich durch mein Haar kein Silberfädchen,
Noch ist ja kaum der Sommer mir genaht,
Und doch durchschauert mich ein herbstlich Ahnen,
Daß einsam immer meines Lebens Pfad.

Ludwig Schröder.

Dat Moierken buim Siegesjubel.

Wat klinget de Klocken, wat raupet se doa:
„De Schlacht es gewunnen! Hurroah, hurroah!"
Iek draff nich dran denken, muin Fritz es joa met,
Et sünd all seß Wiäken, dat schriewen he hett.
Woa büß du, muin Junge? Giew Antwoart, muin Fritz!
Se kuiert niu ümmer van Durner un Blitz,
Van Siegen un Schlachten, nümms seggt wat van di,
Kein Mensche im Duorpe sick kümmert üm mi.
Van Nachte, doa droim iek, diu wüörest all däud,
Dat Hiart woll mi briäken, säu gräut was de Näut,
Durch äs dann de Sunne düört Finster mi schien,
Doa dacht iek: „Guottluof! de Fritz es noch din!"
Duoch klingt säu de Klocken un raupet se doa:
„De Schlacht es gewunnen! Hurroah, hurroah!"
Dann kloppet muin Hiärte, dann denk iek an di — —
Muin Fritze, muin Junge, ach, wüörst diu bui mi!

Rudolf Sperling.

Ella.

Mit deinen sechzehn Jahren,
Sechs Wochen noch dazu,
So reizend unerfahren,
Doch neckisch im Gebahren —
Wie wunderlieb bist du!
Aus deinen Augen guckt es
Wie Maiensonnenschein;
Im ganzen Leibchen ruckt es,
Ums rote Mündchen zuckt es:
„Komm! beiß in mich hinein!"

Hermann Schilling.

Haideröschen.

Wenn du dein Haupt, dein lockig Haupt
An meine Schulter sinnend lehnst
Und, allen Kosenamen taub,
Auf uns herab den Himmel sehnst;

Wenn dann, erfüllt von Glanz und Glück,
Dein Aug mich anstrahlt treu und rein —
Da dünkt mich immer, solch ein Blick
Sei schon der Himmel ganz allein.

R. Baumbach.

An eine Braut.

Sag mir nur, du liebes Kind,
Wie dus angefangen,
Daß der junge Sausewind
Dir ins Netz gegangen.

Ja du bist so klug und schlau,
Daß ich dir fürs Leben
Um ein Haar mir nicht getrau
Einen Rat zu geben.

So ein wilder Junggesell,
Liebling aller Schönen,
Läßt sich in der Regel schnell
Nicht ans Joch gewöhnen.

Laß dir morgens Mund und Stirn
Von dem Wildfang küssen;
Abend wirst du ihm mit Zwirn
Tüchlein säumen müssen.

Spiel ihm Morgens am Klavier
Schwierige Sonaten;
Sorge, daß zu Mittag dir
Wohl gerät der Braten.

Habt ihr Mittags Tischbesuch,
Schone nicht die Flaschen;
Laß dich bei dem Rechnungsbuch
Abends überraschen.

Plaudre heute wie ein Thor,
Morgen klug und weise;
Lies ihm heute Goethe vor,
Morgen aber Heyse.

Kurz und bündig, kleine Braut,
Fessel ihn durch Wechsel
Heute will das Böcklein Kraut,
Morgen will es Häcksel.

Carl Hülter.

Am Grabe meiner Schwester.

Dich riß des Schicksals Spruch aus stillem Glücke,
(Ein kurzes Sein, nur vierundzwanzig Jahre

Die Liebe kam, daß sie dich bräutlich schmücke,
Da küßt der Todes Kranz die blonden Haare.
Und doch ist mirs, seh ich des Lenzes Boten
In tausend Farben deinen Hügel kleiden,
Als müßte um das schöne Loos der Toten
Vom Lenz geliebt zu sein, ich dich beneiden.

Otto Michaeli.

Schleichgang.

Ich wandre sacht durch die Mondennacht
Auf freudebeschwingten Sohlen.
Dort überm Fluß auf dem Söller wacht
Mein Schatz und sitzt auf Kohlen.

Meiner Liebsten Vater ist stolz wie ein Graf
Und reich wie der König von Polen.
Er schlummert nicht brav, nein, schlecht ist sein Schlaf;
Er fürchtet, er wird bestohlen!

Du thörichter Alter! ich bin kein Dieb!
Will nicht dein Silber holen!
Ich komm deiner lieblichen Tochter zu lieb,
Die hat mein Herz gestohlen!

Sie hat gestohlen mein flammendes Herz
Und hält es mit süßem Erbarmen
Gleich einer armen Opferkerz'
In ihren weißen Armen.

O Schlafgott! Deinem Schlummergang
Sei der Liebsten Vater empfohlen!
Ich schleiche bang über Treppen und Gang
Und ducke mich scheu verstohlen.

Doch weh! da weht es gewitterschwül,
Die Lüfte tosen und stürmen.
Es wogt und webt der Winde Gewühl,
Die Wolken aufzutürmen.

Der Regen rauscht und der Donner kracht,
Im Zickzack zucken die Blitze.
Das Haus erzittert, der Vater erwacht — —
Hier endigt meine Skizze!

Nun schleich ich pudelnaß nach Haus
Auf arg beschämten Sohlen!
Gewölk und Wind und Gewittergraus:
Der Teufel soll sie holen!

Armin Werherr.

Nirgendsmehr.

Die Sonne ist schon schlafen gangen
Und zog den roten Vorhang vor,
Die Abendglocken fern verklangen,
Der Mond trat aus dem Wolkenthor.
Der Wind schlief ein, müd von der Reise,
Kein Hauch mehr durch die Blätter weht,
Die Tanne nur rührt sich noch leise
Und flüstert fromm ihr Nachtgebet.
Ein Reh nur nascht noch an den Zweigen,
Dann lauscht es auf am Waldessaum;
Sanft ruht der See, der Sternenreigen
Zieht hellen Scheins durch seinen Traum.
Weltfern der Lärm vom Treiben, Schieben
Der Menschen nach dem goldnen Ziel;
Der Frieden, aus der Welt vertrieben,
Fand noch im Walde ein Asyl.
Da kracht ein Schuß! — In den Verstecken
Verröchelt leis ein Todesschrei;
Der ganze Wald erbebt vor Schrecken
Und mit dem Frieden ists vorbei.

Paul Wilhelm.

Friedhof.

Sinnend einst durch Feld und Wald
Ging ich schwer beklommen,
An ein Kirchlein war ich bald
Wandermüd gekommen.
Schweigend lag der Friedhof da,
An die Felsenmauer
Angeschmiegt so innig nah
Wie in banger Trauer.
Grabesrosen, matt und krank,
Schwankten auf den Hügeln,
Bis die Hoffnung niedersank
Mit gebrochnen Flügeln.
In der Ferne schied der Tag,
Ringsum tiefes Schweigen,
Welker Blätter Rauschgold lag
Auf den dürren Zweigen . . . . .

F. K. Szabo-Jilek.

An meine Frau.

Es blinkt an meinem Finger
Ein golden Ringelein;
An deiner Hand ein gleiches
Erglänzt in hellem Schein.
Gleichwie des Reifleins Schimmer
Sich stets verjünget neu,
So möge stetig glänzen
Im Ehestand die Treu.
Gleich wie das glatte Ringlein
Nicht Anfang hat, noch End,
So sei die Liebe ewig,
Wie sich das Los auch wend.
Blink zu, du golden Ringlein,
Symbol der reinen Eh,
Sei Talisman uns immer,
In Ehstands Glück und Weh.

Paul v. d. Havel.

Tonzauber.

Wie graugrüne, schaukelnde Meereswellen
Wogen des Liedes berauschende Töne,
Seufzend und klagend in Liebesgluten,
Hin durchs Gemach in dämonischer Schöne.
Leise, sehnsüchtig sie euch umkosen,
Wecken im schlummernden, kalten Herzen
Todbleiche Lilien und flammende Rosen,
Längst schon begrabene Freuden und Schmerzen.
Toben und branden in wildem Wettern;
Ersticken die Blumen der frohen Stunden,
Malen in grausigen, starren Lettern
Bilder von blutenden Herzenswunden
Wieder ich ringe in hartem Streiten,
Schlachtengewühl und klirrende Waffen!
Rückwärts gebannt in düstere Weiten,
Such ich vergebens, mich aufzuraffen.
Plötzlich ein jäher, schriller Akkord!
Und wie ein Racheschrei, ein wilder,
Hallt er im stillen Gemache fort —
Verschwunden sind der Vergangenheit Bilder.

Paul Heyse.

Das Fräulein von Malepeire.

Es liegt im Sonntagssonnenglanz
Das Schlößchen auf dem Hügel,
Vor dunkelgrüner Eichen Kranz
Ausbreitend die weißen Flügel.

An seinem Fuß das Dörfchen ruht
Mit Gärten im Sommerschmucke,
Die Häuschen ducken wie junge Brut
Im Flügelschutz der Glucke.

Am Wirtshaus lärmt die Kirmeslust
Und jauchzt und fiedelt munter,
Es mischt sich, ihrer Pflicht bewußt,
Die Gutsherrschaft darunter.

Der Schloßherr spricht mit dem Schulzenhans
Vertraulich vom nächsten Landtag,
Die Schloßfrau holt ein Bursch zum Tanz;
Der Reichste wagt den Antrag.

Der Schmuckste holt das Schloßfräulein,
Dem ganzen Dorf zur Ehre.
Mir fällt ein altes Geschichtchen ein
Vom Fräulein von Malepeire.

Das war die wilde, gewaltige Zeit,
Da klang wohl über dem Rheine
Von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit
Der Schlachtruf, der dreieine.

Der ging ins Blut dem Herrenkind,
Dem Fräulein von Malepeire.
Sie dachte, daß sie ein Angebind
Der Gleichheit schuldig wäre.

Da war ein Bursch, der Stärkste weit
Und Schönste in der Runde,
Den hat gefreit die stolze Maid
In einer heimlichen Stunde.

Und wie der Vater dahinter kam,
Er durfte sich wohl erboßen,
Er hat sein Kind in Grimm und Gram
Für ewige Zeit verstoßen.

Die junge Frau mit festem Mut
Nahm auf sich Fluch und Schande.
Sie dachte es könne sich edles Blut
Bewähren im niedren Stande.
Erst ging es gut, dann ging es schlimm,
Trotz Dulden und Ertragen,
Er schlug sein Weib in Bauerngrimm,
Da hat sie ihn selbst erschlagen.
Warum ich heut nur denken mußt
Der alten französischen Märe!
Es sah wie ein Spuk in die Kirmeslust
Das Fräulein von Malepeine.
Doch abends, als ich weiterzog
Auf stillen Waldessteigen,
Der Juhschrei fern herüberflog,
Es klangen die letzten Geigen.
Zwei Liebesleute holten mich ein,
Gar heimlich fest umschlungen,
Ich kannte den Burschen; das Schloßfräulein
Hatt' er im Tanze geschwungen.
Doch auf dem Heimweg still vertraut,
Wem küßt er Mund und Stirne,
Das war keine stolze Grafenbraut,
Eine lachende Bauerndirne.
Nun Dank dem Himmel, die neue Zeit
Begriff die alte Lehre:
Von Gleichheit wissen wir besser Bescheid,
Als Fräulein von Malepeire.

Maria Leske.

Zur Silberhochzeit meiner Schwester.

Mit Übersendung eines Bildes „Der Einzug Jesu in Jerusalem".

Der Tag ist da und mit ihm hohe Freude,
Es jubelt und es lobt, was mit Euch lebt,
Die Freunde alle, sie frohlocken heute,
Der Kindlein Stimme jubelnd sich erhebt.
Auch aus der Ferne tönt ein freudig Rufen
Bis zu dem Paar im Silberhochzeitskleid,
Erhebt sich hoch bis zu des Thrones Stufen
Des Herrschers über Zeit und Ewigkeit.
Vermag ich selbst auch nicht zu euch zu kommen,
So send ich einen, der mirs zugesagt:

Den Herrn, der gnädig meinen Ruf vernommen,
Den König, der erhört das Flehn der Magd.
Der Himmelskönig, er will Einzug halten
In eure Mitte, will euch segnend nahn,
Will auch bei euch sein Friedensreich entfalten,
Will Lobgesänge auch von euch empfahn.
Ja, seht! Er kommt voll Hoheit und voll Milde,
Streut eure Palmen ihm auf seinen Weg!
Singt ihm Hosiannah! ebnet das Gefilde,
Zu Haus und Herz bereitet ihm den Steg;
Daß er euch segne, wie kein Mensch je segnet,
Daß er euch schenke, was kein Mensch je schenkt,
Daß Heilandsgnade auf euch niederregnet,
Daß Jesufriede sich ins Herz euch senkt!

Ernst Hülstrunk.

Des Zigeuners Geige.

Es liegt ein Zigeuner am Waldessaum
Und sieht in die Wipfel hinein,
Bei offenem Auge nun schleicht ein Traum
Sich leise ins Herz ihm hinein.
Er lächelt so milde und träumte schon,
Viel Jahre zurück in die Welt,
Da schien noch dem blühenden Pußta-Sohn
So lieblich dies grünende Feld.
Was jetzt so verödet und traurig liegt,
Erstrahlte in herrlichster Pracht.
Wie hat er doch spielend manch Herz besiegt,
Ihm gab seine Geige die Macht.
Sie hat ihn begleitet zum höchsten Glück,
Begleitet zum Elend hinab;
Die läßt er auch keinem Freund zurück,
Er nimmt sie mit sich ins Grab.

Hermann Lingg.

Saisonbild.

Vom Prachthotel her klingen Gläser,
Auf grüne Tische rollt das Gold.
Beim Saitenklang, beim Tusch der Bläser
Lacht Dirne, Geck und Trunkenbold.

Im Thalgrund ragt auf magrer Wiese
Ein Kreuzbild vor des Armen Haus; —
Des Teufels sind die Paradiese,
Der Himmel las die Not sich aus.

Der Himmel, ja, denn auf die Schwelle
Der Hütte tritt ein Kind, so schön,
So rosig wie die Morgenhelle
Im Schneeglanz dort der Gletscherhöhn.

Max Sandler.

Du glaubst, mein Lieb, ich lieb dich nicht.

Du glaubst, mein Lieb, ich lieb dich nicht,
Weil ich noch Lieb dir nicht geschworen,
Nun ja, man weiß es doch von selbst,
Wenn man einander auserkoren.

Du glaubst, mein Lieb, ich lieb dich nicht,
Weil ich nicht eifersüchtig scheine,
Am lustigsten schein ich doch nur,
Wenn innerlich ich schmerzlich weine.

Ich zeige mich nicht liebgekränkt,
Wie es die Flattrer thun, die Guten;
Die innern Wunden sieht man nicht,
Die unrettbar verbluten.

Mignon Hartmann.

Stimmen.

„Hört ihr es singen —?" flüstert matt der Kranke —
Wenn zu entfliehen anhebt — Geist und Gedanke.
Wenn Erlösung nahet — ihm Ruhe zu bringen —
Flüstert er ahnend — „Hört ihr es singen?" —

Hört ihr es singen, ganz wunderbar oft . . .
Ein Schall — ein Ton — leis — unverhofft . . .
Heimliche Stimmen — nahen — und bringen:
Mystische Mahnung — Hört ihr es singen!

Franz Tetzner.

Pytheas.

Land, Land! Seht ihrs im Frührot ragen?
Refft Segel! Werft die Anker aus!
Es hat mit Glück uns hergetragen,
Des Nordwinds frisches Seegebraus.

Wir kommen, folgend hellen Sternen,
Von Thuleland, dem tagefernen,
Durch starre Flut und lange Nacht.
Nun haben wir das Land gefunden,
Von dem die Wandrer dunkle Kunden
Massilias Weisen oft gebracht.
Zu Delphis hehrer Göttin zogen
Des Landes Priester einst nach Süd,
Erzählend von der Macht der Wogen,
Die aus dem Meer den Bernstein sprüht;
Die oft zerrissen Damm und Dünen,
Und die im Waffenschmuck die Hünen,
Die tapfern, sendet in den Tod.
Doch an der Scholle klebt die Sippe,
Aufs neue baut sie auf die Klippe
Das Zelt, das stets die Flut umdroht.
Was wir erforscht aus Keltenmunde,
Was man erzählt in Helgoland:
Teutonen kündens uns zur Stunde
Nun selbst am Elb- und Eiderstrand.
So heimisch schallts, wenn fremd sie singen.
Uralte Wandersagen klingen
Von Indiens fernem Weltenteil. —
Sie zeigen Griechenmünzen raunend. —
Bewundernd stehen wir, stehen staunend.
Weltherrscher Alexander! Heil!
Baumarm dehnt breit sich rot die Haide,
Die Biene schwirrt. Im Schlick erglüht
Des Bernsteins helles Goldgeschmeide,
Die Taube girrt, die Linde blüht.
Gelbblonden Haarschmucks stehn die Weiber,
Hoch ragen stolz der Männer Leiber,
Der Knabe schon blickt wie ein Held.
O neue Welt! Bleib hier nur thronen!
Fühlt eure Macht ihr einst, Teutonen,
So werdet ihr die Herrn der Welt.

Helene Setzner.

Pfingsten 1894.

Zu Pfingsten war's, heut sind es grad sechs Jahr,
Ein Tag wie heut, so hell und sonnenklar.
Voll Liebessehnsucht girrt's von jedem Baum
Und uns umfing der ersten Liebe Traum.

Ein Ringlein schlicht gabst du mir an die Hand:
„Nimm, meine Braut, es als der Treue Pfand."
Aus deinem Aug sprach tiefe Lieb so klar.
Zu Pfingsten wars, heut sind es grad sechs Jahr.
Er war so kurz, der Traum, der uns gehört,
Ein Lenzgewitter hat ihn bald zerstört.
Und ach so früh, eh uns das Glück gelacht,
Da hat man dich, mein Lieb, zu Grab gebracht.
Pfingstrosen lege auf dein Grab ich heut
Und denk mit Wehmut der vergangnen Zeit.
Denk an den Tag, so hell und sonnenklar.
Zu Pfingsten wars, heut sind es grad sechs Jahr.

Ida Makla.

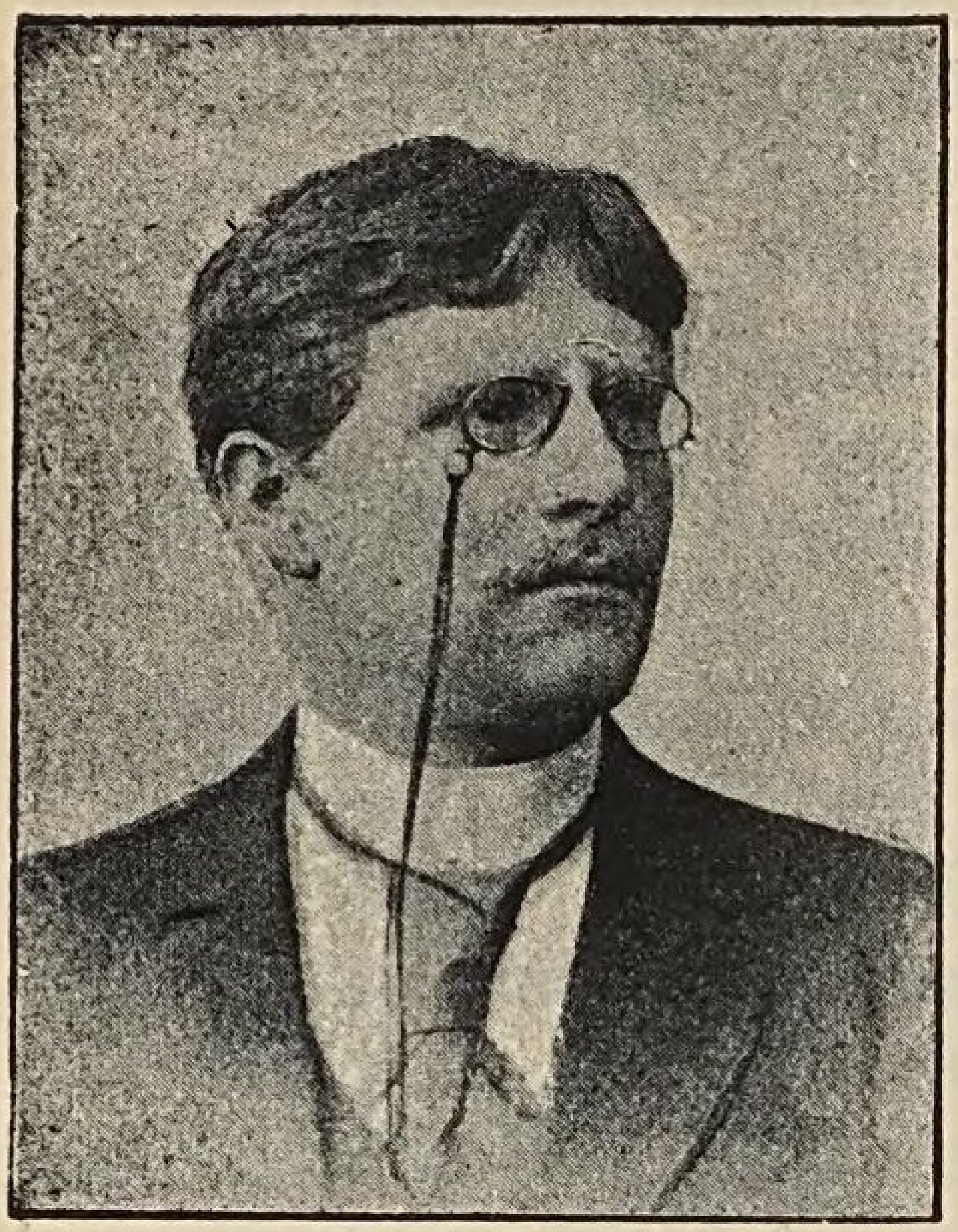
Was ein Leben ist.

Ein kurzer, allzukurzer Frühlingstag,
Voll Sang und Klang, voll Duft und Sonnenglanz.
Dann noch ein langer, banger Wintertag,
Drin Wehmut netzt den welken Jugendkranz.
Zuletzt ein Häuflein Staub, bei dem zum Lohn
Die Lieb noch spricht ein kurzes Dankgebet;
Darüber hin, ach, gar so balde schon!
Erinnerung wie leiser Hauch — verweht.

Amandus Korn.

In das Stammbuch meiner jungen Freundin.

Gute Herzen sind wie Blumen,
In die Perlchen Thau gefallen,
Gleich als wärens Edelsteine,
Die aus duftgen Blütenkelchen
Glänzen in dem Sonnenscheine.
Gute Herzen gleichen Sternen
Am erhabenen Himmelsdom,
Die hell erleuchten uns die Nacht,
Aus denen ewige Klarheit strahlt,
Und Liebe flammt in heilger Pracht.
Und wenn die Blumen sind verweht
Vom Windeshauch auf weiter Flur,
Der prächtge Stern auch untergeht
Nach den Gesetzen der Natur.
Ein gutes Herz, das bleibt bestehn,
Das können Stürme nicht verwehn.



Carl Schmidt (C. Aar).

Bahnbeamter in Eger. * 8. 10. 72 in Betzenstein.



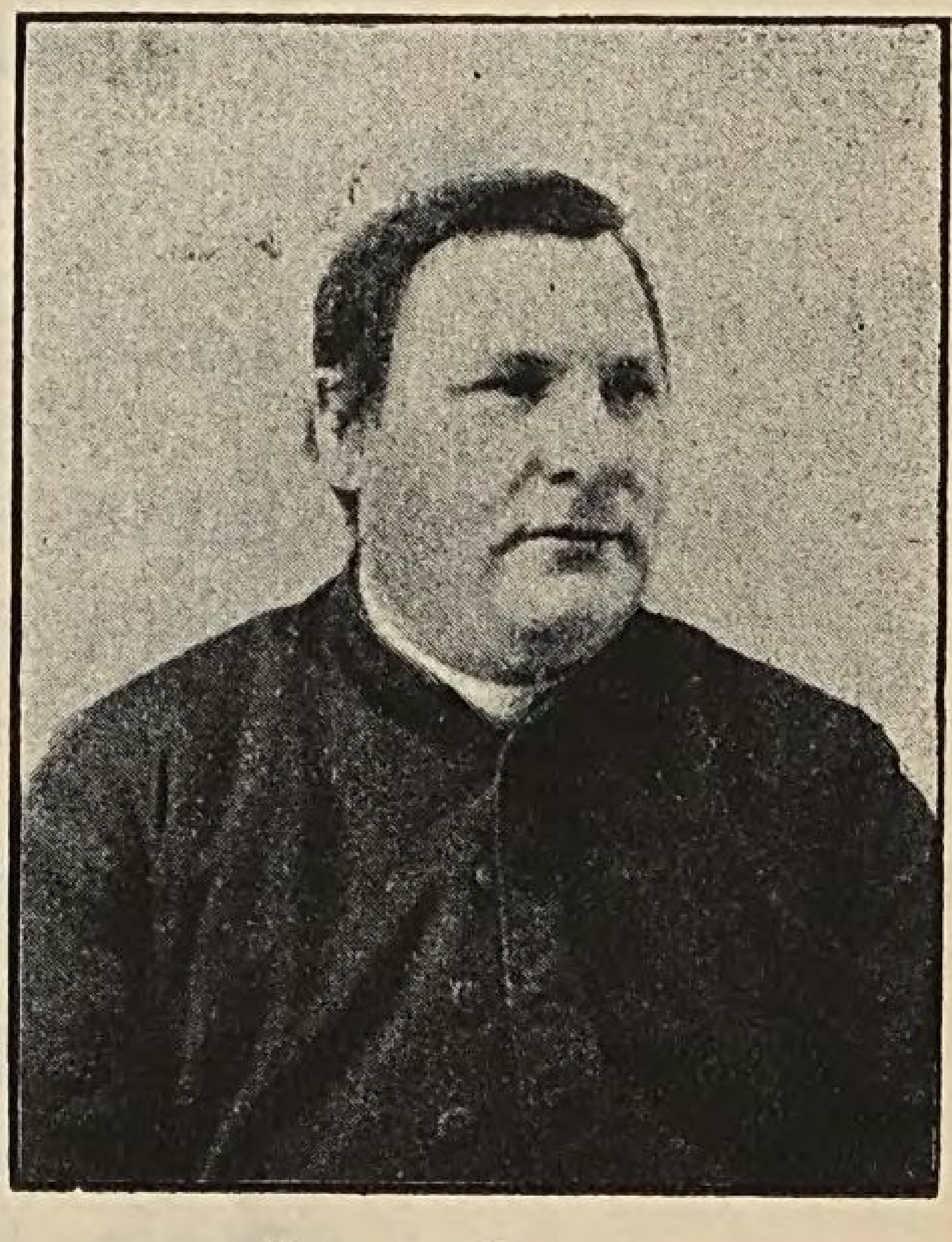
Victor Joß.

Redakteur in Prag. * das. 29. 5. 69.



Eduard Stilgebauer.

Dr. phil. in Lausanne. * in Frankfurt a. Main 19. 9. 68.



Emil Siering.

Pfarrer in Höchst a. M. * in Hanau 11. 10. 41.

Marie Jerschke.

Pflicht.

Er drückt ihr zum Abschied mit schmerzender Kraft
Die schlanken, bleichen Hände
Und flüstert in zitternder Leidenschaft:
„Dein bis zum Daseins Ende!“
Da hebt sie zu ihm das weiße Gesicht:
„Nun ist es Zeit zum Scheiden,
Zu leben fordert meine Pflicht
Und leben — das ist leiden!“
Er wendet sich ab mit starrem Blick,
Kein Laut mehr entringt sich der Kehle,
Sie aber läßt fliehend ihm zurück
Ihr Glück und ihre Seele.
Nur flüchtig dem ungeliebten Mann
Reicht zu Hause die Hand sie mit Schweigen,
Um rasch mit glühenden Thränen sich dann
Zu ihrem Kinde zu neigen:
„Mein Liebling, ich habe das Glück für mich
Zur ewigen Ruhe gebettet,
Und habe aus diesem Grabe für mich
Deiner Mutter Ehre gerettet!“

Oskar Jerschke.

Scholaren-Winterlied.

Es krachen die Schindeln und Sparren
Hoch oben am Klosterturm,
Es knattern und ächzen und knarren
Die Wetterfahnen im Sturm;
Es wirbeln und wirken die Flocken
Dem Forst einen schneeigen Flauß, —
Mein Pater trägt wollene Socken
Und betet beim Glühwein zu Haus.
Huh, huh! welch ein grimmiges Wetter,
Eisfunkelnd blitzt Brunnen und Bach,
Der Teich wird glätter und glätter,
Es hängen die Zapfen vom Dach;
Scholarchen, Du wirst wohl erfrieren,
Scholarchen, daß Gott sich erbarm!
Mit all den vergilbten Brevieren
Da heize der Teufel sich warm.

„Sankt Niklas! — Und frör bis zum Grunde
Der Bodensee schier und der Rhein,
Und würde des Breisgaus Runde
Ein flimmernder Eiszapf sein,
Husch, husch in das Pförtnerhäuschen,
Verkriech ich mich heimlich und sacht,
Die Muhme die schnarcht, — und mein Mäuschen
Mein Gretel hats Feuer gefacht.

Das Buchenscheit knattert und knistert,
Es stieben die Funken im Kreis,
Dazwischen kichert und flüstert
Süßmäulchen geschäftig und leis.
Ich hasche sie neckend und wiege
Sie plaudernd und küssend im Arm,
Ei fliege nur, Schneesturm fliege,
Uns beiden ist sommerwarm!“

Frida Schanz.

Ich finde den alten Klang nicht mehr.

Ich finde den alten Klang nicht wieder,
Die beste Saite brach mir entzwei, —
Durch meine Gedanken, durch meine Lieder
Gehts wie ein heimlicher Sturmesschrei.

Ich möchte noch einmal in frommen Tönen
Den Lenz besingen im Blütenried
Und alles heimliche Leid versöhnen
In einem freundlichen Freudenlied.
Die Töne, die mich noch leis begleiten,
Sie klingen trüb, wie von Thränen schwer, —
Ich stimme umsonst die zerbrochenen Saiten
Ich finde den alten Klang nicht mehr!

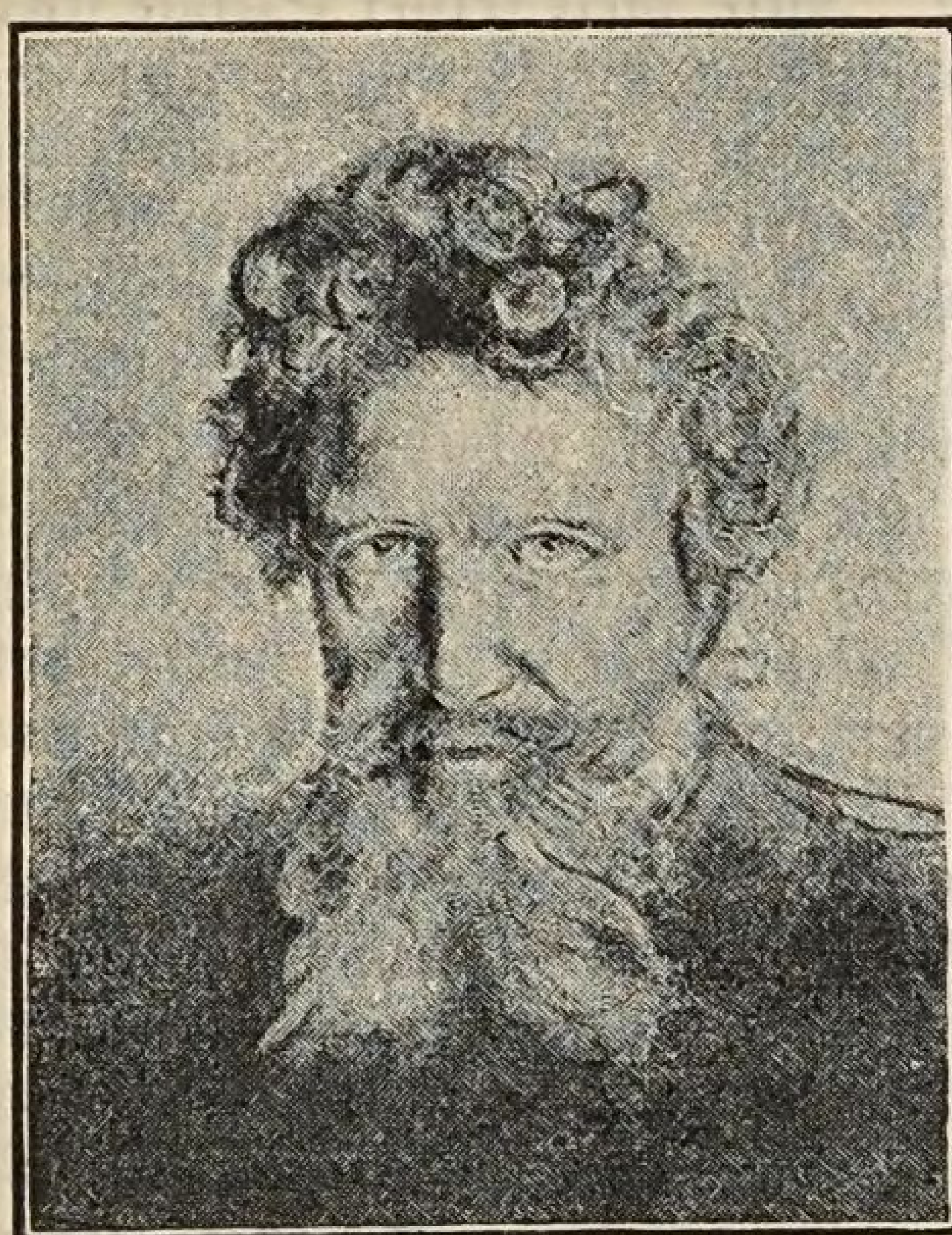
Kaspar Speckbacher.

Spruch.

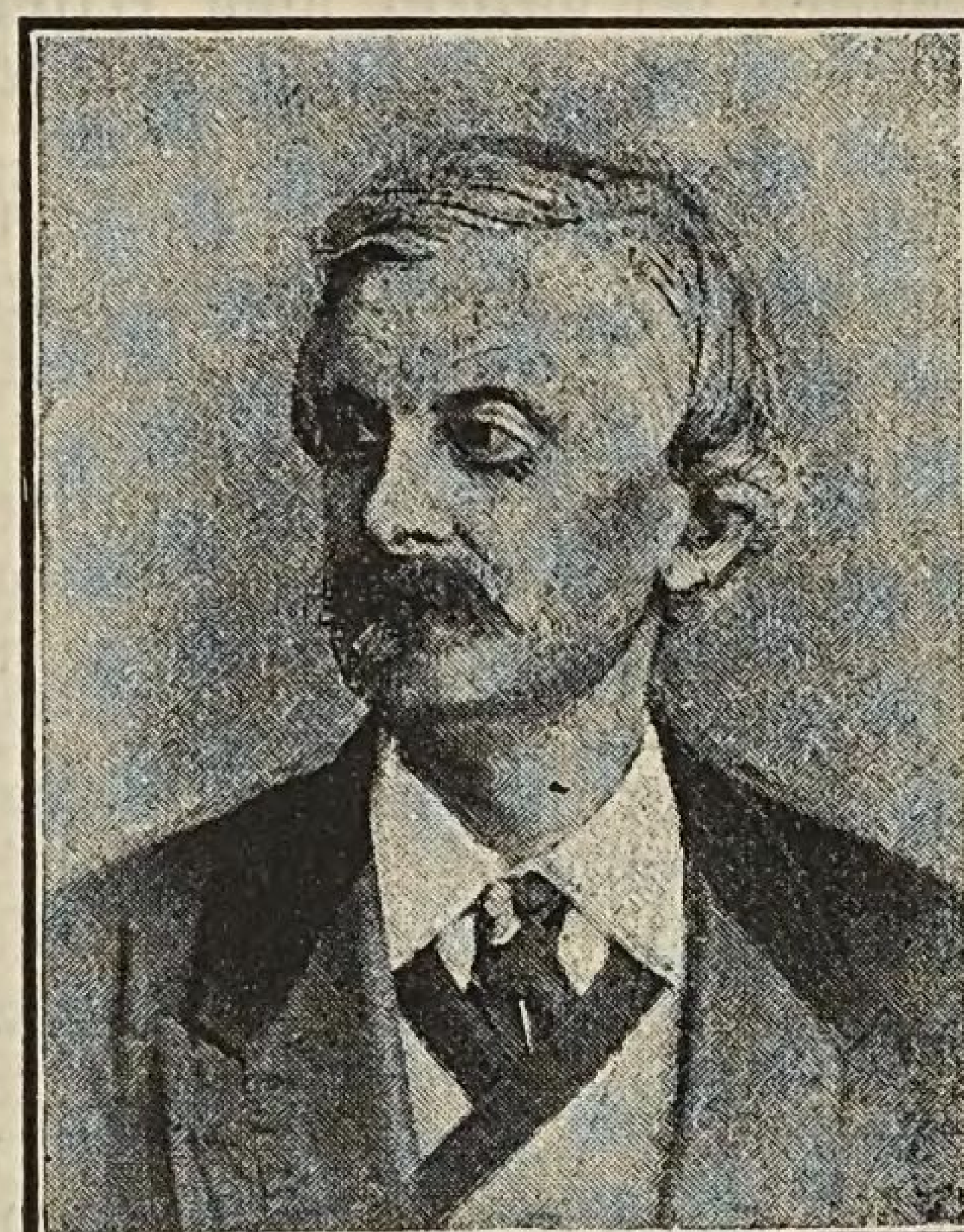
Wenn ein Sturm die Welt erschüttert,
Und das Herz im Leibe zittert,
In Gefahren schwach zumeist:
Laßt uns, ohne „umzuschauen“,
Wie einst Noah Archen bauen
Aber Archen für den Geist!

Besprechungen.

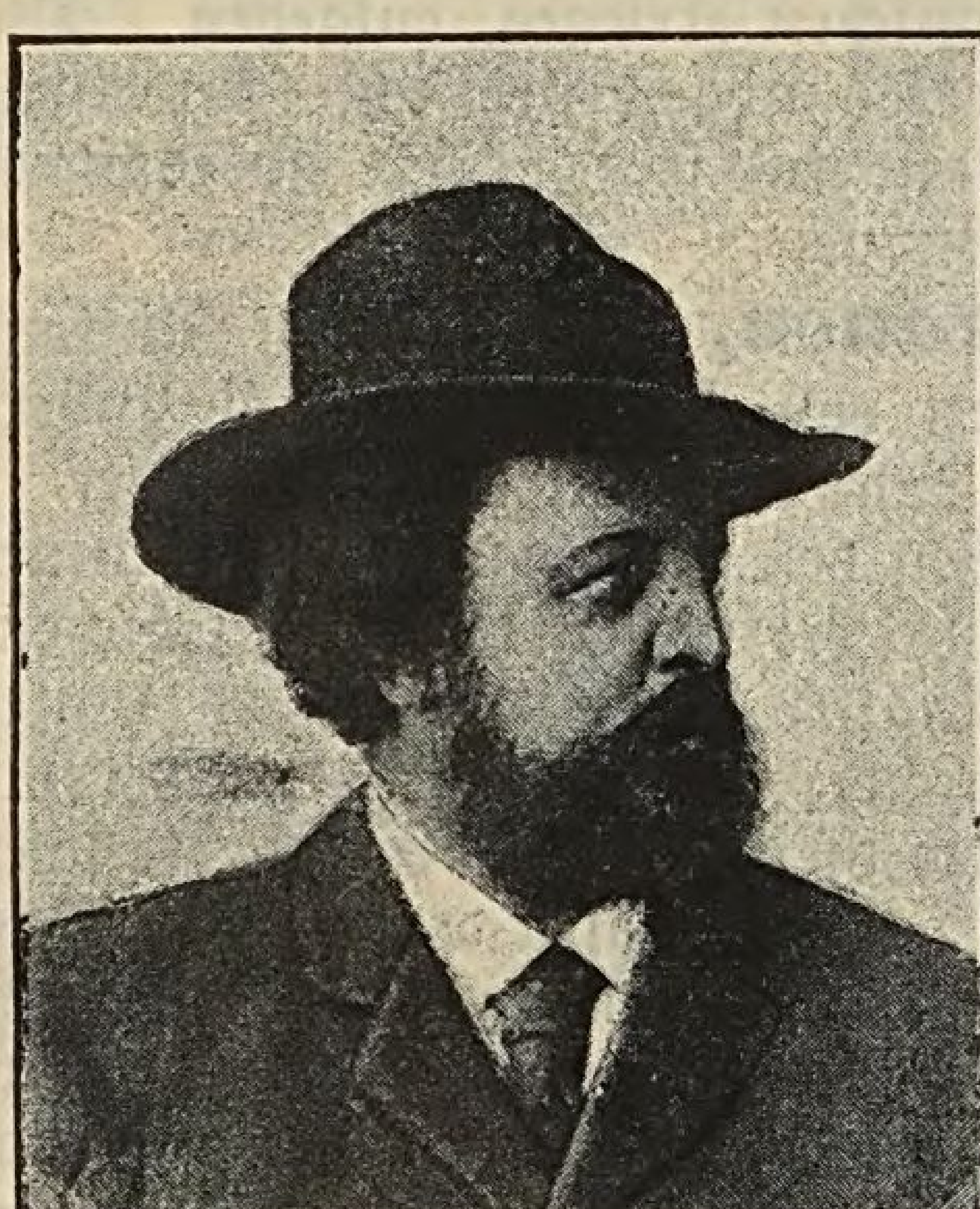
Julius Grosse: 1. Gedichte; mit einer Zuschrift von Paul Heyse. Neue Auswahl Berlin, G. Grote. 2. Episoden und Epiloge, kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange, 2. Auflage. München, D. W. Callway. 3. Das Volkramslied, ein Sang aus unseren Tagen, 2. Auflage, Dresden P. Heinze.



Hermann v. Lingg.



A. Graf von Schack.



Paul Heyse.

Als am Königshofe Maximilians II. von Bayern eine Anzahl von bedeutenden jungen Schriftstellern und Gelehrten, die Krokodile, freundliche Aufnahme fanden, gehörte neben Geibel, Heyse, Schack, Bodenstedt, Reder, Lingg, Dingelstedt besonders Julius Grosse zu den führenden Geistern. Er hat es sich nie leicht gemacht, das Streben nach Vollkommenheit in der Kunst ist all seinen Werken aufgeprägt. Dem Zug zum Klassischen gesellt sich eine herbe aber kraftvolle Lebens-Auffassung. Wenn die heutige Zeit der Behandlungsweise und den Stoffen nicht so geneigt ist, die seinerzeit des Dichters Ruhm begründeten (das Mädchen von Capri, Gundel vom Königssee), so sind seine lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte auch nach dem Maßstab der neuen Richtung so modern, daß ihre Verbreitung sich auf noch viel weitere Kreise erstrecken sollte. Da bieten zunächst die Gedichte (vergl. die Beiträge in Unsere Dichter Band IV), eine so bunte Reihe von Lebensbildern und Gedanken, daß man immer aufs

neue jede beliebige Seite aufschlagen und sich erfreuen kann. „In der Kapelle wars", „So hat noch niemand mit mir gethan", „Die Nächte stürmen", „Ewige Jugend", „Von allen blühenden Sommern", „Verschollenes Glück", „Hätt ich mit dir in andrer Zeit gelebt", sind ja weit und breit bekannt, ebenso die Kriegslieder von 1870. „Auf den Türmen haltet Wacht", „Tambour schlag an", „Blut und Eisen", „Ihr habts gewollt". Aber mit diesen mehr lyrischen Klängen ist die Stufenleiter des Grosseschen Tonreichtums bei weitem nicht erklommen. Wie viele seiner Sänge sind den genannten ebenbürtig, und seine poetischen Erzählungen sind getragen von echter Anschaulichkeit und beweisen das tiefe dichterische Erfassen des Meisters. „Die schwarze Burgei", ein „Madonnenbild", Cäsarenenkel" „Ein alter Bürger", „der Veteran", „Seltsame Kur", „Drei Briefe", und viele andere sind bald neckisch und schalkhaft bald herb und ernst, aber immer lebenswahr und erhaben über oberflächlichen Singsang. Das gleiche Lob gilt den meisten der Episoden und Epiloge, von denen viele preisgekrönte Dichtungen sind. Die strengen abgeschliffenen Versmaße der neuen Nibelungenstrophe und der Terzine wirken zwar mit der Zeit ermüdend wie der Hexameter und Alexandriner; was meisterhafte Behandlung indes vermag, kann man bei Grosse sehen. „Sarah", „Godiva", „ein Lebenslauf" (vergl. Unsere Dichter, Band 5) sind kleine Meisterwerke.— Am mächtigsten aber zeigt sich die reiche Dichternatur Grosses in dem seinem Freunde Adolf Brieger gewidmeten Volkramsliede. Der Dichter hat es verstanden, das metrische Einerlei des Epos zu umgehen und dem oft spröden Stoff durch sichere Handhabung seines Sprachschatzes Leben zu geben. Die Geschicke des Helden und sein Denken und Sinnen treten uns in scharfer Präge aus dem Hintergrund der neuesten Zeitereignisse, besonders des deutsch-französischen Krieges, entgegen. Die bald erscheinende dritte Auflage des Werkes möge dem Dichter beweisen, daß Deutschland anerkennt: Julius Grosse und seine Werke überdauern die Zeitströmungen und Literaturrichtungen.

Napoleon I. und die Frauen, von Friedrich Masson, Mit 11 Vollbildertafeln. Uebertragen von Oskar Marschall Biberstein. 5. Auflage. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Das Interesse an dem Uebermenschen, den die einen in den Himmel heben, die andern als das größte Scheusal verfluchen, ist nicht erloschen. Eine so gewaltige Natur, der aus geringsten Verhältnissen als Kaiser hervorgeht, auf den Europa bangend lauscht, ragt aus den Zeiten hervor, und die Verlagshandlung hat sich durch diese und andere Werke über Napoleon wirkliche Verdienste um die betr. Litteratur erworben. Das äußerst fesselnde Buch liegt binnen kurzem in 5. Auflage und in trefflicher Ausstattung vor. Das Verhältnis Napoleons zu den Frauen ist nur nach der geschlechtlichen Seite hin beleuchtet. Es bleibt ziemlich gleichgültig ob die Dame, die er in seinen näheren Verkehr zog, Künstlerin oder Dichterin war, er sah in keiner mehr als das Weib. Die Darstellung ist anschaulich und packend, besonders inbetreff der Josephine.

Franz Woenig: Eine Pußtenfahrt. Bilder aus der ungarischen Tiefebene. Illustriert von A. Klamroth. 2. Auflage. Leipzig, Karl Jacobsen.

Franz Woenig, der durch sein Studienwerk „Die Pflanzen im alten Aegypten" vorteilhaft bekannte Aegyptologe, hat uns als Dichter

so manche schöne Gabe geboten (Vergl. auch die Beiträge im IV. und V. Band „Unsere Dichter in Wort und Bild"). Die Schilderung dieser Steppenreise ist sein bestes Werk. Woenig hat alles selbst erlebt und nicht wie mancher aus dem Bädecker abgeschrieben. Land und Leute werden bei Spiel und Arbeit beobachtet, und der Dichter versteht es, ein stimmungsvolles Bild jedes einzelnen Anschauungskreises zu geben. Und dazwischen singt und klingt es, wir hören die lieblichen Weisen von Lenau, Karl Beck und Petöfi. Die Heideschenke (Czarda) mit dem hohen Schöpfbrunnen taucht vor den Augen auf. Wir weilen in den Städten und schauen die eigentümlichen Sitten, befinden uns beim Roßhirt auf der Weide und durchfliegen die Steppe. Klamroth hat mit bekannter Meisterschaft die Zeichnungen entworfen, und so mancher, der an der Theiß gewandert, wird mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen und sich von dem Zauber dieser Lektüre umstricken lassen. Und wem es die Verhältnisse gestatten, der wird freudig erregt werden, selbst die Gegenden zu durchwandern, die Woenig so farbenprächtig beschrieben hat.

Dr. C. G. Büttner: Lieder und Geschichten der Suaheli. Übersetzt und eingeleitet von Dr. C. G. Büttner. Verlag von Emil Felber.

Emil Felbers Verlag zeichnet sich dadurch aus, daß er rein wissenschaftliche Gebiete in vorzüglicher Weise einem gebildeten Laienpublikum eröffnet. Auch dieses Werk ist ein erneuter Beweis. Wohl hatte u. a. Casati in seinem Hauptwerk eine Menge Negermärchen aufgezeichnet, ein Werk ähnliches lag aber noch nicht vor. Nun hat Büttner, der am orientalischen Seminar zu Berlin Lehrer ist, eine Reihe von Litteraturerzeugnissen unserer ostafrikanischen Küstenbewohner aus der Suahelisprache ins Deutsche übersetzt und wir erhalten einen freien Einblick in das Sinnen und Trachten unserer Schutzbefohlenen. Zumeist fesselt vielleicht die Lebens- und Reisebeschreibung eines Eingeborenen, des Amur bin Nasur, der in Berlin Lektor des Suaheli ist, und in seiner Weise über die Berliner Erlebnisse berichtet. Die von muhamedanischem Geiste durchdrungenen längeren Lob- und Lehrgedichte von der Barmherzigkeit und von der Himmelfahrt und dem Tode Muhameds mit ihren weitschweifigen Anfängen und konventionellen Zwischensätzen werden wohl weniger die Aufmerksamkeit erregen als die Märchen und Geschichten, die zuweilen an die Herderschen Palmblätter erinnern, zuweilen an biblische Stoffe und Koransuren anknüpfen oder Thierfabeln berichten. Die kleinen Gedichte bezeugen endgültig, daß jenes Volk nicht bloß eine nicht zu unterschätzende Kultur, sondern auch eine beachtenswerte Kunst besitzt. Die in aller Litteratur vorkommenden Scherz- und Scheltgedichte treten auch im Suaheli auf, so in dem Lied auf Buschiri, auf Herrn Gustav und einen früheren Hundejungen im Hause O'Swalds. — Das Werk sei warm empfohlen.

Dr. F. Tetzner, Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Ph. Reklams Univ. Bibl. — 331 Seiten (50 zeilig). Preis 60 Pf. Gebunden 1 M. Auszug aus: „Tägl. Rundschau" vom 19. 2. 94.

Die billigen roten Büchlein des Leipziger Verlags Philipp Reclam jun. haben sicherlich bereits einen Kultureinfluß geübt, der nach Tiefe und Umfang freilich nicht zu messen, jedenfalls aber eher zu unter- als zu überschätzen ist. Bedeutsam erscheint in erster Reihe die Verbreitung von dichterischen Meisterwerken. Aber auch für das weitere

Gebiet der wissenschaftlichen Volksbildung hat der Verlag bereits Außerordentliches gethan. Unter den Büchern, die nach dieser Seite hin wirken, dürfte wohl das eben erschienene „Deutsche Wörterbuch" von Dr. F. Tetzner den Vorderplatz einnehmen. Bekanntlich ist in den letzten Jahren eine große Anzahl von Gelehrten bemüht gewesen, die Ergebnisse der sprachgeschichtlichen Forschungen über unsere Muttersprache weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen. Diese Bemühungen empfangen gleichsam ihre Krone in dem vorliegenden Werkchen, daß durch die umfassende Fülle des Stoffs und durch die Billigkeit des Preises — 60 Pf. — berufen erscheint, die innige Vertrautheit mit der Muttersprache geradezu zu einem Gemeingut zu machen. Auf Vollständigkeit mußte der Verfasser natürlich verzichten, weil ihm nur ein schmal begrenzter Raum zur Verfügung stand. Aber auch in dieser Beschränkung ist das Buch durchaus fähig, von dem Reichtum der deutschen Sprache ein klares Bild zu geben, und genügende Kenntnis von der Geschichte und Bedeutung der einzelnen Worte zu verbreiten. Vor Allem vermag es dazu beizutragen, daß gute deutsche Worte, die bei Seite gedrängt sind, wieder gang und gäbe werden. Von dem Verfahren des Verfassers, in gedrängter Kürze so viel Wissenswertes wie möglich zu bieten, geben am besten einige Beispiele Aufschluß. Wahllos schlag ich auf: frank; Adjektiv (frei). Aus Französ. franc vom Völkernamen der freien Franken abgeleitet, dem ein Wort zu Grunde liegt, das Angelsächs. franca (Wurfspieß), Altnord. frakke heißt. Ebenso haben die Sachsen ihren Namen von Altdeutsch sahs (Kurzschwert), die Heruler von Gothisch hairus (Schwert). Davon die Eigennamen Frank, Franko, mit französischem Einfluß Franz. Entsprechende Eigennamen: Frankobert, vergl. Frismund (Friesen-Schutz), Sachsbert (Glanz-Sachse), Wendelgart (Vandalen-Hüterin), Burgundo (Burgunder), Warnefried (Schirmer der Warnen).—

Eine wertvolle Bereicherung des Buches bilden die Zusammenstellungen gewisser Wortgruppen. So sind in besonderen Abschnitten die wichtigsten Ausdrücke der Bergmannssprache vereint, ebenso die der Gaunersprache, das Judendeutsch, die Schifferausdrücke, die der Jäger, Soldaten und Studenten.

Von diesem Werk kann man in der That einmal hoffen, ohne wie anderen Büchern gegenüber der Uebertreibung geziehen zu werden, daß es in jedem deutschen Hause sich einbürgert, denn für niemanden ist es unerschwinglich und für Jeden wertvoll und unentbehrlich.

E. K.

Dr. F. Tetzner: Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. Leipzig, Reclam. M. 1.50 geb.

Vor uns liegt in starkem Bande von 688 Seiten eine anmutende Auswahl schöner vaterländischer Gedichte, die bestimmt und auch wirklich geeignet sind, an der Hand fesselnder Gemälde empfängliche Gemüter in geschichtliche Hallen unseres Volkes einzuführen. Namhafteste Dichter sind vertreten; auch der Herausgeber hat sich des Öfteren selber den Reihen jener begeisterten und begeisternden Sänger hinzugesellet.

Der Band zerfällt in zwei Teile, deren erster die Frist von Pytheas (330 v. Chr.) bis Luther, der andere die bis zur jüngsten Gegenwart begreift.

Man darf mit gutem Gewissen bekennen, daß Tetzners dichterische

Auslese eine solche sei, die meistens ermöglicht, sich rasch in das Stimmungs-Bild einer Zeit zu versetzen.

Sei Tetzner's „Geschichte in Liedern" volkstümlich angeregten Kreisen freundlich empfohlen!

H. von Pfister-Schwaighusen.

Namenbuch. Herausgegeben von Dr. Franz Tetzner. Zweite Auflage. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam (Universalbibliothek). Preis brochiert 40 Pf., in elegantem Ganzleinenbande 80 Pf.

Da die Bändchen der Reclamschen Welt-Bibliothek für den Massenabsatz berechnet sind und jedes Bändchen in einer sehr hohen Auflage von Exemplaren gedruckt wird, so ist das Erscheinen eines Werkes der Universalbibliothek in zweiter Auflage ein litterarisches Ereignis. Im vorliegenden Falle haben die überaus große Billigkeit des Buches und die Neugierde des Publikums wesentlich mit dazu beigetragen, der fleißigen, geschickt angelegten Arbeit des bekannten Autors schnell zu einer zweiten Auflage zu verhelfen, denn wer von uns wäre nicht bestrebt, zu erfahren, was sein Vorname (resp. Familienname) für eine Bedeutung hat? „Nomen es omen" findet noch heute seine gläubige Gemeinde, und allen Wissensdurstigen will das hübsche Büchlein Erklärer und Mentor sein. Nach einer interessanten belehrenden Einleitung über deutsche Vornamen, bringt das Tetznersche Werkchen in alphabetischer Reihenfolge Männernamen und Frauennamen, eine Erklärung der in Schule und Leben am häufigsten vorkommenden Personennamen, einen Namenkalender. Besondere Sorgfalt ist den deutschen Rufnamen gewidmet und auch die biblischen und geschichtlichen und Heiligen-Namen haben eingehend Berücksichtigung gefunden. In den meisten Fällen hat sich der Herausgeber nicht mit einer kurzen Erklärung und Ableitung des Namens begnügt, sondern zugleich das fremde Gut, das hier und da in demselben steckt, nachgewiesen. Das Werkchen ist ein Familienbuch im vollsten Sinne des Wortes. Wir wünschen ihm für seine zweite Fahrt freundlichste Aufnahme und warme Anerkennung.

Franz Woenig.

Dr. Hermann Schrader: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. 2. Auflage. Weimar, Emil Felber.

Dies Werk ist mit Lust und Liebe geschrieben und verdient die größte Beachtung. Der Inhalt, der meist schon vorher durch Grimm, Hildebrand, Heyne und andere Sprachforscher herbeigeschafft ward, ist trefflich niedergelegt und zu einem Ganzen verwoben. Die dichterischen Ausdrücke, die oft Sinn und Bedeutung verloren haben, treten in ihrer ursprünglichen Lebhaftigkeit vor die Augen, auf jeder Seite finden wir Anregung. Die alphabetische Anordnung ist vielleicht zum Nachteil vermieden worden. Doch dieser Mängel besagt nichts gegenüber dem wertvollen Stoffreichtum, der das Buch zu einem trefflichen Nachschlagewerk stempelt.

Phantasiestücke.

Novellen von **Friedrich Haßlwander.**

Piersons Verlag.

Dresden und Leipzig 1894.

Durch E. T. A. Hoffmanns Genie ist schon manches entschiedene Talent zu selbständigem Schaffen angeregt worden. So auch Friedrich Haßlwander, der in seinen Phantasiestücken mit Glück die Bahn des Meisters betreten hat.

Haßlwander, als Maler vorteilhaft bekannt, weiß auch die Feder mit gleichem Geschick zu führen und hat seine phantasievollen, auch an prächtigen Naturschilderungen reichen Novellen mit künstlerischem Reiz und anschaulicher Kraft dargestellt. Er versteht es — gleich seinem Vorbilde — meisterhaft, das Phantastische mit der Wirklichkeit zu verbinden; sein Gefühl ist warm und echt, sein Humor ungezwungen und erheiternd. — So ist zu hoffen, daß diese originellen Dichtungen, denen gleich bei ihrem Erscheinen allseitiger Beifall zuteil wurde, welchen auch hervorragende Schriftsteller warme Anerkennung zollten, noch recht viele Freunde unter den gebildeten Lesern finden. Gr.—

Inhalt.

II.

Dichter-Verzeichnis.

(Die erste Seitenzahl bezieht sich auf die Gedichte, die zweite auf die Bilder und biogr. Notizen, die dritte auf die Besprechungen.)

Durch alle Buchhandlungen und direkt zu beziehen.
Die mit * bezeichneten Bände enthalten Porträts.

Eugy Graf Aichelburg, Schmeisdokrat Eine Sage aus Oberkrain. 1,20 M.

Fritz Becker, Lieder und Gesänge zu Texten J. F. Soldats. Für eine Singstimme und Klavierbegleitung komponiert. 2 M.

***H. Bonté**, Weben und Streben. Lieder und Gedichte. 1 M., geb. 2 M

M. Brasch, Die Ziele der ethischen Bewegung. 0,60 M.
Die wahren Ziele und die idealen Bestrebungen der ethischen Bewegung werden nach einer fesselnden geschichtlichen Einleitung einem größeren Leserkreis gemeinverständlich vorgelegt.

R. Claussner, Kreditbandbuch für die deutschen Verleger. 3. Aufl. geb. 2 M.

M. Clasen-Schmid, Genrebilder und Skizzen. 2. Aufl. 1 M.

A. Ritter von Dutczynski, Maidenburg. Eine Sage (Epos) aus Mähren mit einer geschichtlichen Einleitung. 1,75 M.

R. v. Einsiedel (H. Tetzner), Aus schöner Zeit. Ein Liederstrauß. Reich illustriert in Prachtband 3 M.
Ein vorzügliches Geschenkwerk. Mit Beiträgen von F. Dahn, E. Eckstein, E. Mörike, O. Roquette, G. Scherer, E. Prinz zu Schönaich-Carolath, M. v. Stern, Th. Storm, A. Träger, G. Walling u. s. w.

H. Eschelbach, Wildwuchs. Gedichte. 2 M., geb. 3 M.

A. Georgi, Die Meeringe von von Helgoland. Eine Friesensage. Mit Goldschnitt 1,50 M.

A. Georgi, Saul und Jonathan. Dramatische Charakterzeichnung in 5 Aufzügen. 1,50 M., geb. 2 M.

***P. Greussing**, Haideblumen aus dem Stubaithale. 2 M.

C. v. Gruner, Schneeflocken. Sing und Sang aus dem Waldthale. 2 Mark. In Orginalprachtband 3 M.
Innige Lieder, besonders aus dem Familienleben. Zu Weihnachts-Geschenken empfohlen.

I. Gutfeld, Warum? Gedichte. 2 M.

Ernst Herfeld, Vagantenweisen. 1 M.

H. Jüngst, Herzblut. Gedichte. 1 M., geb. 2 M.

H. Jüngst, Sudermann oder Liliencron? Ein Wort an Verständige. 0,30 M.
Eine Beleuchtung der neuen Literatur voll trefflicher Bemerkungen über die herrschenden literarischen Strömungen.

***J. Klein**, H. Thom. Ein literaturg. Essay. 1 M., geb. 2 M.

C. Klings, Liebeswonne. Gedichte. 1 M., geb. 2 M.
Der Titel könnte auf süße und seichte Reimereien deuten davon ist keine Spur in dem eigenartigen Werkchen, das für Liebende und Geliebte wie geschaffen ist.

A. König, Mimosen. Lieder. 1 M.

K. Landsteiner, Marietta und Lorenzo. Ein Idyll vom Karst. In Prachtband 2 M.

Paul Lanzky, Auf Dionysospfaden. Gedichte.
Seinem Meister Friedrich Nietzsche trauernd gewidmet. — 2 M., geb. 3 M.
Die meisten dieser Poesien sind vom Geiste Nietzschescher Weltanschauung getragen und werfen neue Schlaglichter auf das gesamte Thun und Treiben der Menschheit. Ueber seine

Beziehung zu dem Philosophen und dessen literarische Bedeutung hat der Dichter in „Unsere Dichter in Wort und Bild V" berichtet.

Fritz Lemmermayer, Im Labyrinthe des Lebens. Gedichte. 2 M., geb. 3 M.

Hanns Lingk, Wintersaat. Lyrische Blätter. 2 M., geb. 3 M.

Lucanus, Ernstes und Heiteres über die Frau und Jungfrau. Denker- und Dichterworte sowie Sprichwörter aus alter und neuer Zeit. 2 M., geb. 3 M.

Ein einzig dastehendes Werk unser Literatur, das bei allem Pikanten und Interessanten adelig bleibt und Junggesellen auf den Weihnachtstisch gehört.

C. Merx, Kaleidoskop. Novellen. Gut passend zu Geschenken für erwachsene Mädchen. Inhalt: Früh verlobt, Pfleger und Pflegerin, Ein modernes Aschenbrödel. 5 M., geb. 6 M.

***Carl Muckenschnabel,** A lustig. Spatzl. Gedichte in niederösterreichisch. Mundart. 1,75 M.

A. Nachtweih, Frühlingsfahrt. Gedichte. 2 M., geb. 3 M.

G. Ristow, Vivat Amerika. Satyrische Reime zur Weltausstellung in Chicago. 1 M.

W. Ruland und L. Kiesgen, Himmel und Erde. Dichtungen. 2 M.

***Graf v. Schacks** beste Gedichte. 0,30 M.

***Graf v. Schacks** beste Übersetzungen. 0,30 M.

Diese beiden Bücher bieten für wenige Pfennige nach des Dichters eigener Angabe das beste, was Schack gedichtet und umgedichtet hat. Mit Bild und Einleitung ausgestattet.

***H. Schilling,** Erich und Astrid. Eine epische Dichtung aus der Zeit Barbarossas. 2 M., gb. 3 M.

H. Schilling, Wahrheit u. Träume Ausgewählte Gedichte. 1,50 M.

J. F. Soldat, Sarka. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen. 2 M., geb. 3 M.

Die litauische Dichtung weist außer den Dainos und den Werken des Donalitius nur wenig auf. Dieses Epos, in das zahlreiche Dainos gewebt sind, ist das einzige größere Werk aus der litauischen Geschichte. Es ist gleich ursprünglich deutsch erschienen, doch sind einzelne Teile ins Litauische übersetzt worden.

C. Schott, Coupee-Geschichten. 0,50 M. Flott geschriebene, leichte u. erheiternde Geschichten.

C. Schott, Die Gesellschafterin. Novelle. 2 M., geb. 3 M.

Vorzüglich geeignet zum Vorlesen in Damenzirkeln.

G. v. d. Schulenburg, Taschenchronik des Krieges 1870/71. Nach dem Generalstabswerk zusammengestellt. 0,50 M.

Eine musterhafte Bearbeitung des gesamten Materials über die Truppenteile, Führer, Schlachten, Verluste, Beute u. s. w. des Kriegs, von einem Fachmann und bekannten Mitkämpfer.

Schulhumor, Schnacken u. Schnurren für Jung u. Alt. 0,30 M.

A. v. Sommerfeld, Leidenschaften. Realistische Geschichten aus der Gegenwart. 0,50 M.

Das bekannte Werk eines bekannten Jungdeutschen.

Inhalt: Eine Berliner Geschichte, Auch ein Kampf, Dämonen der Liebe, Im Café.

F. Tetzner, Gedichte. 1 M.

F. Tetzner, Schlick. Neue Gedichte und Schilderungen mit des Dichters Bild und Faksimile. 1 M., in Prachtband mit Illustrationen 2 M.

F Tetzner, Spielmannsweisen. Ein Liederstrauß zeitgenössischer Dichter. Mit dem Bildnis Felix Dahns. 2 M., geb. Gedichte von 286 noch leben-

den Dichtern, darunter alle bedeutenden. Keine andere Anthologie giebt ein derartig vielseitiges Bild von den lyrischen Produktionen der Gegenwart, zumal von den meisten Dichtern das beste Lied aufgenommen ward oder das, was für sie besonders charakteristisch ist.

F. Tetzner, Die wissenschaftliche Bildung der Jungherren in der Zeit des Minnesangs. 1 M.

F. Tetzner, Die Bildungs-Bestrebungen in Frankreich vor Karl dem Großen. 1 M.

Populärwissenschaftliche Darstellung der Erziehung und Schulbildung, des Spiels und Jugendlebens jenes Volkes, das dem ganzen Deutschland einst die römische Kultur vermittelt. Die Darstellung ist anschaulich lebendig, mit Geschichten und Zitaten gewürzt.

Tetzner, Anstands-Kodex. Die unentbehrlichst. Vorschriften über den guten Ton zu Hause und in der Gesellschaft. 0,25 M.

Das billigste, und brauchbarste Anstandsbuch für Jedermann, namentlich für junge Leute, die in der Gesellschaft verkehren wollen.

H. Tetzner, Einige Verse von Arthur Schopenhauer. Mit einer Einleitung. 0,25 M.

Eine verdienstliche, mit geschichtlicher und philosophischer Einleitung versehene Zusammenstellung der merkwürdigen Gedichte des großen Philosophen.

H. Thom, Entehrt. Novelle. 1 M.

H. Thom, Vom Baume des Lebens. 1 M.

Irma von Troll-Borostyani, Die Prostitution vor dem Gesetz. Ein Appell ans deutsche Volk u. seine Vertreter. 0,50 M.

Eine gründliche und wertvolle Studie über diese heikle Tagesfrage.

Unsere Dichter in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. F. Tetzner. Jeden Herbst erscheint ein Band. Bis jetzt 5 Jahrgänge. Band 1—5 kostet 15 M., geb. 20 M.

Jeder einzelne Band kostet 3 M., geb. 4 M., Band 4 enthält noch eine Auslese aus Gedichten der Weltlitteratur, Band 6 wird eine solche von deutschen mundartlichen Gedichten der Gegenwart bringen. In Band 1—5 befinden sich Bilder und biographische Notizen von etwa 300 und Beiträge von etwa 600 Dichtern der Jetztzeit. Band 5 und die flg. Bände enthalten außerdem litteraturgeschichtliche Aufsätze und Beurteilungen neuer wertv. Bücher. Bestes Werk über die lyrisch-epische Dichtung der Gegenwart.

Mitarbeiter: Graf Aichelburg, J. Allmers, P. Bähr R. Baumbach, V. Blüthgen, A. Brieger, A. Christen, F. Dahn, E. Eckstein, J. G. Fischer, Th. Fontane, R. Gottschall, H. Grasberger, M. Greif, J. Grosse, E. von Gruner, Hart, Fr. Haßlwander, W. Henzen, P. Heyse, W. Jensen, W. Jordan, M. Kalbeck, E. Klings, A. Kruhl, K. Landsteiner, P. Lanzky, H. v. Lingg, H. Lorm, R. v. Meerheimb, A. Möser, St. Milow, A. Möser, E. Muckenschnabel, L. Otto †, E. Rittershaus, P. Rosegger, Graf Schack †, Fr. Schanz, G. Scherer, Prinz E. Schönaich-Carolath, W. Sehring, J. F. Soldat, J. K. Speckbacher, M. v. Stern, J. Sturm, F. Tetzner, H. Tetzner, K. Telmann, A. Träger, J. Trojan, Vogel v. Glarus, Ph. Wagner, G. Walling, F. M. Wendt, F. Weber, Graf Westarp, F. Wichmann, F. Woenig, E. Ziel u. v. a.

Gräfin Buffalo della Valle, Ein Abenteuer auf Schloß Ludlow. Drama in 2 Akten. 2 M.

Gräfin B. d. V., Dasselbe ins Französ. übersetzt. 2 M.

Gräfin B. d. V., Conradin der Hohenstaufe. (Französisch.) 2 M.

Der Volksarzt für Leib und Seele. Eine Monatsschrift für gesunde Lebens-Anschauungen. Geleitet von August Kruhl. Eine treffliche, auf gesunder Grundlage ruhende Zeitschrift gegen Unnatur und Kultur-Ausartung.

***Philipp Wagner,** Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Erdachtes. 2. Aufl. 4 M.
Dies kulturgeschichtl. berühmte Werk eines Führers jener Bewegung, die damals die edelsten Söhne des Volkes ergriff, bietet nicht nur ein Stück vaterländ. Geschichte, sondern ist auch als Roman und Familiengeschichte eines „Vielgewandten" von mehr als bloßem Tagesinteresse.

R. Weiland, Fürst und Bürger. Historisch-romatisch. Schauspiel in 5 Aufz. 5 M.

Fr. Wichmann, Lydia. Blätter der Erinnerung. 1,50 M.

Fr. Wichmann, Dichterehe. Roman. 3 M., geb. 4 M.
Der beste Roman des bekannten Dichters, enthaltend tiefe Seelengemälde u. Schilderungen des Kleinstadtlebens, für oberflächliche Leser nicht geeignet.

Curt v. Wildenfels, Aus russischen Kreisen. Roman. 3. Aufl. 2 M., geb. 3 M.
Unterhaltend und fesselnd, besonders wegen der Skizzen aus dem Leben der verschiedensten Petersburgs Gesellschaftsklassen von einem genauen Kenner russischer Verhältnisse.

A. Zwintscher, Vorklänge. Gedichte. 2 M.

Wilh. Ruff, Leipzig.